This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

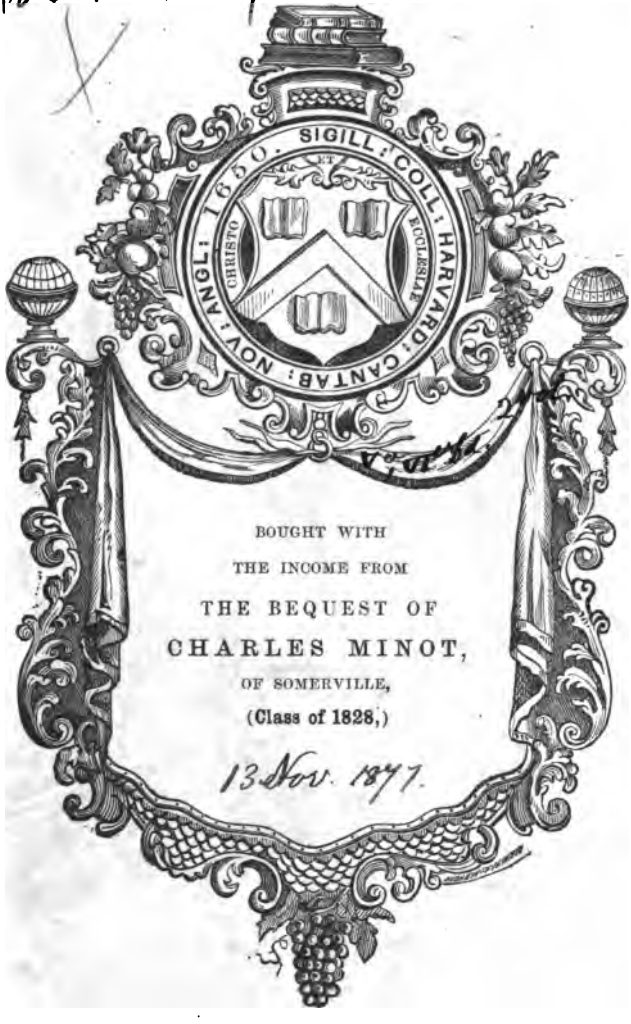
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bv 1885.27



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
13 Nov. 1877.

Der

Fall des Hauses Stuart

und die

Succession des Hauses Hannover

in Groß-Britannien und Irland

im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714.

Von

Onno Klopp.

Fünfter Band.

Der große Krieg von 1689 an bis zum Aufbruche Wilhelms III. nach Irland, die Kriegesjahre 1690 und 1691.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

~~4446.3~~
Bv 1885.27

1877, Nov. 13.
Minor fund.
(V^or, ~~VI~~^er Bd.)

Mit Vorbehalt aller Rechte.

Schreiben des Heiligen Vaters.

PIUS P. P. IX.

Dilecte Fili, Salutem et Apostolicam Benedictionem.

Acceptum Nobis fuit obsequii tui testimonium tum litteris observantissimis significatum, tum oblato munere operis a te germanice conscripti de occasu Familiae Stuart et successione Hannoverianae domus in regno Britanniae. Sensus religiosae pietatis et veritatis studium quod in epistola tua profiteris, Nos dubitare non sinunt, quin hanc historiae partem sic exposueris, ut decet prudentem et catholicum virum, solidae lectorum utilitati studentem. Ceterum tibi gratulamur quod pollicearis, vires te sedulo impensurum ad historicam veritatem exquirendam et conscribendam, ut Germanis hominibus prosis, qui eam saepe mendaciis et falsis principiis contaminatam addiscunt. Interim tibi auxilium a Patre luminum adprecantes, et debitas pro exhibito officio agentes gratias, Apostolicam Benedictionem, Nostrae dilectionis testem, tibi tuisque peramanter impertimus.

Datum Romae apud Sanctum Petrum die 31. Martii 1875.

Pontificatus Nostri Anno vicesimo nono.

PIUS P. P. IX.

Dilecto filio
Onnoni Klopp.

Vorwort zum fünften Bande.

Einige Urtheile über mein Werk, die zu meiner Kunde gekommen, bewegen mich dem Vorworte zum ersten Bande hier noch einige Bemerkungen nachzufügen.

Auch für die folgenden Bände ist die wichtigste Quelle das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Hauptsächlich aus dem Acten-Materiale desselben baut sich das Werk selbstständig empor.

Einen großen Theil dieser Acten hat auch Wagner benutzt für seine Historia Leopoldi Magni, jedoch bei weitem nicht alle, namentlich nicht genügend diejenigen, auf die es zunächst hier ankommt, die Anglica. Im Allgemeinen sind die hier in Frage kommenden Actenstücke bisher sehr wenig historisch verwerthet, weitaus die meisten sogar völlig unbekannt.

Die Folge ist, daß eine lange Reihe von Thatsachen theils neu hervortreten, theils in ganz anderem Lichte erscheinen, als bisher.

Allein nicht Polemik gegen Irrthümer ist die eigentliche Aufgabe eines Geschichtswerkes, sondern die Darstellung der Wahrheit. Der Lösung dieser Aufgabe habe ich nachgestrebt.

Nur in einigen besonderen Fällen wird die Erörterung auch fremder Ansichten zur Pflicht, nämlich wenn diese Ansichten, sei es durch das Gewicht ihrer Urheber, oder durch irgend welche andere Gründe eine traditionelle Bedeutung erlangt haben, die hinaus reicht über ihren eigentlichen Werth. So verhält es sich namentlich mit

einigen Ueberlieferungen zweier Zeitgenossen, des Engländers Burnet und des Franzosen St. Simon. Jedoch sind auch diese Fälle vereinzelt.

Für die Eintheilung des Stoffes während der Zeit des großen Krieges von 1689 bis 1697 ergeben sich leicht die festen Anhaltspunkte. Je ein Kriegsjahr bildet einen Abschnitt, ein Buch, und zwar mit Bezug auf die besonders hervorragende Persönlichkeit, den König Wilhelm III. Das laufende Kriegesjahr nämlich endet mit der Ueberfahrt des Königs im Herbste von Holland nach England. Die letzten zwei Monate, z. B. des Jahres 1691, dürfen mit Recht dem Kriegesjahre 1692 zugezählt werden, weil die Verhandlungen des Parlamentes in dieser Zeit betreffen den Kriegesetat für den nächsten Feldzug. Und so durchweg. Demnach ergibt die geschichtliche Darstellung des neunjährigen Krieges eben so viele Abschnitte oder Bücher, die sich ziemlich gleichmäßig auf drei Bände vertheilen.

Penzing, im März 1877.

Onno Klopp.

Inhalt.

Dreizehntes Buch.

	Seite
Ueberſicht der ſtreitenden Mächte 1689	1
Die große Allianz kämpft mittelbar für die Freiheit der Kirche	2
Der Tod des Papſtes Innocenz XI., 11. Auguſt 1689	—
Die Zuſchrift Ludwigs XIV. an das Cardinals-Collegium	4
Diejenige des Kaiſers Leopold	5
Ludwig XIV. zieht ſeine Offenſiv-Forderungen an den päpſtlichen Stuhl zurück	6
Die Wahl Alexanders VIII.	7
Ludwig XIV. macht weitere Conceſſionen	8
Lord Melford aus Irland zurück	9
Er wird von Ludwig XIV. und Marie Beatrice nach Rom geſchickt	10
Die Hoffnungen des Hauſes Stuart auf Alexander VIII.	11
Alexander VIII. fordert von Ludwig XIV. die Herſtellung des ganzen Rechtes der Kirche	12
Melford vor Alexander VIII.	14
Das Gutachten der Cardinäle ungünſtig für Ludwig XIV. und Jacob II.	—
Alexander VIII. mahnt fruchtlos zum Frieden	16
Die Verſchiedenheit ſeiner Stellung von derjenigen ſeines Vorgängers	—
Er leiſtet dem Kaiſer keine Türkenhülfe	17
Ludwig XIV. ſchließt Frieden mit Algier	18
Er ſendet Chateauneuf nach Conſtantinopel, im Juni 1689	19
Ob der Kaiſer damals ſich aus dem Türkenkriege losmachen konnte?	20
Die Willigkeit ſeiner Unterthanen für ihn	—
Das kaiſerliche Heer, charakteriſirt von Cornaro	21
Die mangelhafte Verwaltung der Mittel	22
Die Türkenſiege Ludwigs von Baden im Jahre 1689	23
Die Friedenshandlung mit den Türken zu Ende 1689	24
Das Schreiben Starhembergs an den Großweſir	25
Das Urtheil des Venetianers Cornaro über dieſe Verhandlungen	27
Holland arbeitet für den Türkenfrieden	28

Seite
Das Gutachten des Grafen Quintin Jörger, 1. November 1689 29
Umwälzung in Conſtantinopel 30
Die Aufträge des Geſandten Chateauneuf bei der Pforte 31
Die Stellung des Kaiſers zu Ende 1689 32
Die Kriegsleiſtungen des Reiches im Jahre 1689 . . . . . —
Der Wiedergewinn von Mainz und Bonn 33
Die Abſicht der Königswahl 34
Die Ladung der Kurfürſten nach Augsburg, im Sommer 1689 . . . . —
Friedrich III. von Brandenburg 35
Der Kaiſer in Augsburg redet zu den Kurfürſten 37
Die Wahl Joſephs zum römiſchen Könige 38
Die Krönung 40
Die Nothwendigkeit dieſer Wahl 42
Rückkehr des Kaiſers nach Wien 43
Ueberblick der Stellung Wilhelms III. im Jahre 1689 . . . . . —
Der Zweck Ludwigs XIV. bei dem Kriege in Irland 45
Jacob II. in Irland im Jahre 1689 . . . . . —
Das iriſche Parlament . . . . . —
Jacob II. gibt dem Drängen desſelben nach 46
Die Haltung des franzöſiſchen Botſchafters Avaux 47
Weitere Misgriffe Jacobs II. 48
Der Feldzug Schombergs in Irland 1689 49
Unzulänglichkeit ſeines Heeres . . . . . —
Er rückt vor gegen Dundalk 50
Das Verhalten Jacobs II. nach der Landung Schombergs 51
Er lehnt die Zumuthung von Avaux ab . . . . . —
Gegenſeitige Unkunde der kriegenden Parteien 52
Der Conflict zwiſchen den Wünſchen Jacobs II. und der franzöſiſchen Politik 53
Jacob II. läßt Dundalk aufgeben 54
Er rückt wieder dahin vor 56
Es kommt nicht zum Treffen 57
Die Verantwortung Schombergs vor Wilhelm III. . . . . —
Die geringe Leiſtung der Engländer auch zur See 59
Die Thronrede des Königs Wilhelm III. . . . . —
Sie erwähnt nicht der großen Allianz, noch Irlands . . . . . —
Die Adreſſe des Unterhauſes ſtellt Irland voran 61
Die Beſchwerden des Parlamentes 62
Der Commiſſär Shales . . . . . —
Urtheil Hoffmanns 63
Ungünſtige Lage des Königs 64
Die Frage, ob er damals nach Holland hat zurückkehren wollen 65
Er faßt den Entſchluß ſelber nach Irland zu gehen, im Anfange December 1689 66
Er gibt Schomberg nicht die Erlaubnis Irland zu verlaſſen . . . . . —
Er hofft durch die Reduction von Irland den Parteihader in England zu ſtillen 68
Die Convocation des Erzbisthums Canterbury . . . . . —

Seite
Die Whig-Partei gewährt die Kroneinkünfte nur auf Ein Jahr 69
Das Ehepaar Marlborough . . . . . —
Die Frage der selbständigen Dotation für die Prinzessin Anna 70
Shrewsbury im Auftrage des Königs zu Lady Marlborough 71
Die Whig-Partei entscheidet im Interesse des Königs . . . . . —
Die Vorwürfe Whartons gegen den König 72
Shrewsbury räth sich nur auf die Whig-Partei zu stützen 73
Das Urtheil Hoffmanns über die Lage der Dinge, im December 1689 . . —
Der Plan der Whig-Partei, die Tories von allen Corporationen auszuschließen 74
Darlegung der Anschauungen der Tory-Partei 75
Derjenigen der Whig-Partei 77
Versuch der Renitenz der Stadt Amsterdam gegen den König-Statthalter, im Januar 1690 80
Urtheil des Venetianers Venier über die französische Politik in Holland . . 81
Amsterdam gibt nach 82
Die Corporations-Bill am 10./20. Januar 1690 83
Der Bericht des Königs an Portland . . . . . —
Der Sieg der Tory-Partei im Parlamente 84
Die Indemnitäts-Bill, am 21./31. Januar 1690 85
Urtheil Hoffmanns über die Ausnahmen von der Indemnitäts-Bill . . . 87
Der König erwägt und beschließt die Vertagung des Parlamentes . . . 88
Urtheile über diesen Schritt 89
Der König kommt den eidweigernden Bischöfen entgegen . . . . . —
Erwägung der Auflösung des Parlamentes 90
Der Wahlkampf 91
Die Thronrede des Königs, am 20./30. März 1690 . . . . . —
Der Graf Königsegg dringt auf eine Landung in Frankreich 92
Die Tory-Mehrheit bewilligt das Kroneinkommen 93
Andauernder Kampf der beiden Parteien 94
Die Abschwörungs-Bill 95
Erneuerter Angriff der Whig-Partei 96
Shrewsbury legt seine Stelle als Staats-Secretär nieder . . . . . —
Er ist damals Jacobit 97
Wilhelm III. erläßt einen Gnaden-Act 98
Er vertagt das Parlament, 20./30. Mai 1690 99
Besorgnisse vor einer jacobitischen Erhebung . . . . . —
Wilhelm III. lehnt einen Vorschlag zur Gefangennahme Jacobs II. ab . 100
Bestellung des Rathes der Neun um die Königin 101
Weisung Wilhelms III. an Caermarthen in Betreff der Königin . . . . —
Seine Eröffnungen zu Burnet 102
Die Popularität des Königs auf seiner Fahrt . . . . . —

Vierzehntes Buch.

Frankreich im Jahre 1689 defensiv 104
Das Bestreben Ludwigs XIV. die Zahl seiner Feinde zu verringern . . . 105

Seite
Seine Thätigkeit in Conſtantinopel und Warſchau 105
Er ſucht Geldmittel daheim 106
Er läßt die edelen Metalle aus den Kirchen nehmen . . . . . —
Die Beſteuerung 107
Der Rückſchlag des Unrechtes von Ludwig XIV. nach außen auf die Freiheit Frankreichs nach innen 108
Die Verſchiedenheit von England dagegen 109
Die Vortheile in der Stellung des Königs von Frankreich nach außen im allgemeinen 110
Im beſonderen zu Anfang des Feldzuges von 1690 111
Offenſiv-Plan des Kaiſers . . . . . —
Tod des Herzogs Carl von Lothringen, 18. April 1690 112
Die Schwere dieſes Verluſtes 113
Das Verhalten des Kurfürſten Friedrich III. von Brandenburg 115
Der Congreß im Haag befürwortet das Commando Friedrichs III. an der Moſel 116
Der Kaiſer gewährt zaudernd die Beſtätigung . . . . . —

Die Schlacht bei Fleurus.

Der Fürſt von Waldeck führt die Holländer 117
Er ſchildert ſeine Lage, am 9. Juni 1690 . . . . . —
Luxemburg und Boufflers vereinigen ſich wider ihn 118
Der Congreß im Haag mahnt zur Hülfe für Waldeck . . . . . —
Waldeck iſt entſchloſſen das Treffen anzunehmen 119
Die Schlacht bei Fleurus am 21. Juni/1. Juli 1690 . . . . . —
Die Holländer nicht entmuthigt 120
Der Erfolg für die Franzoſen nicht groß 121

Die Schlacht bei Beachy Head.

Die Stellung der Königin Mary zu ihrem Gemahle und ihrem Vater . . 121
Die Anklage Jacobs II. gegen ſie nicht begründet . . . . . —
Wahre Kundgebungen der Königin Mary 122
Mary als regierende Königin 124
Adreſſe der Jacobiten an Ludwig XIV. 125
Melford verkündet in Rom im voraus die Erhebung der Jacobiten . . . —
Die Stellung der Katholiken in London 126
Das Urtheil Hoffmanns darüber 127
Der Hof der Königin-Witwe in Somerſet-Houſe . . . . . —
Die franzöſiſche Kriegsflotte an der engliſchen Küſte 128
Der Plan der Vernichtung der verbündeten Flotte mislingt . . . . . —
Die Haltung der Königin 129
Sie läßt ihren Oheim Clarendon in den Tower bringen . . . . . —
Das engliſche Volk nicht jacobitiſch . . . . . —
Der Admiral Torrington erhält den Befehl zum Schlagen 130
Schlacht bei Beachy Head, 30. Juni/10. Juli 1690 131
Das Verhalten des Admirals Torrington . . . . . —

Seite
Dasjenige der Königin Mary 132
Sie sendet Devonshire und Pembroke zur Flotte . . . . . —
Harbord nach Holland 133
Die Haltung des Rathspensionärs Heinsius . . . . . —
Die Siegesnachricht in Versailles und St. Germain 134
Torrington in den Tower gebracht 135
Ronquillo über die Stimmung der Engländer 136

Die Schlacht an der Boyne.

Rückblick auf die letzten Monate des Feldzuges von 1689 in Irland . . . 137
Das Heer des Königs Wilhelm in Irland 1690 138
Wilhelm III. will nicht den Haß der Nationalitäten . . . . . —
Die Vorbereitungen Jacobs II. 139
Lauzun 140
Die französische Politik in Betreff Irlands 1690 141
Jacob II. und Wilhelm III. ziehen gegen einander 142
Der innere Conflict Jacobs II. . . . . —
Er gibt Dundalk auf. Die Urtheile darüber 143
Die Absicht Lauzuns dabei 144
Wilhelm III. an der Boyne 145
Die Schlacht an der Boyne, am 1./11. Juli 1690 . . . . . —
Lauzun drängt in Jacob II. zur Flucht nach Frankreich 146
Jacob II. und Berwick über die Nicht-Verfolgung 147
Die Motive Wilhelms III. . . . . —
Das Verhalten der Königin Mary 148
Tod des Marschalls Schomberg 149
Die Worte des Königs Wilhelm an den Grafen Meinhard . . . . . —
Die Wichtigkeit der Schlacht an der Boyne 150
Die Flucht Jacobs II. aus Irland 151
Das Gerücht vom Tode Wilhelms in Frankreich 153
Ungünstiger Eindruck der Flucht Jacobs in Frankreich 154
Ludwig XIV. nicht geneigt für eine Landung in England 155
Die Klage des Königs Jacob II. . . . . —
Seine damalige Lage 156
Er geht nicht ein auf den Versuch der Aussöhnung mit seiner Tochter Mary 157
Sein Verkehr in La Trappe . . . . . —
Die Treue schottischer Offiziere für Jacob II. 158
Der Zustand der Dinge in England, im Juli 1690 159
Die Besorgnis vor einer französischen Landung 160
Die französischen Vorwürfe gegen Tourville 161
Die französische Politik setzt für eine Landung eine jacobitische Erhebung in England voraus . . . . . —
Die Haltung der Engländer an der Küste gegenüber der französischen Flotte 162
Die Königin Mary 163
Der Brand von Teignmouth 164
Der politische Fehler dieser Brandlegung . . . . . —

Seite
Der König Wilhelm III. in Irland 166
Die confessionelle Färbung des Krieges dort . . . . . —
Wilhelm III. verkündet in Dublin eine Amnestie 167
Diese gedenkt nicht des irischen Adels . . . . . —
Wilhelm III. sichert die Verbindung mit England 168
Die Anwesenheit der französischen Flotte im Canale 169
Wilhelm III. belagert Limerick . . . . . —
Die Sorge der Königin Mary 170
Wilhelm III. gibt die Belagerung von Limerick auf . . . . . —
Marlborough nimmt Cork und Kinsale 171
Wilhelm III. wieder in London . . . . . —
Unzufriedenheit der Holländer mit den Leistungen Spaniens und der deutschen Fürsten 172
Die Mahnung des Kaisers an das Heer am Oberrhein . . . . . —
Die geringen Leistungen der deutschen Truppen 174
Victor Amadeus von Savoyen 175
Er fügt sich unter Frankreich bis in das Jahr 1690 176
Er begünstigt die Barbets 177
Er unterhandelt durch Grimani mit dem Kaiser . . . . . —
Rebenac als Gesandter in Turin 178
Catinat wird gegen die Barbets entsendet 179
Er erhält Vollmacht gegen Victor Amadeus . . . . . —
Victor Amadeus gibt scheinbar nach 180
Es gelingt ihm den Hof von Versailles zu täuschen . . . . . —
Er schließt einen Vertrag mit dem Kaiser, 4. Juni 1690 182
Der Kaiser und Spanien für die Waldenser 184
Ludwig XIV. sucht dem Herzoge gegenüber einzulenken 185
Die Aussichten günstig für Victor Amadeus 186
Amnestie der Barbets . . . . . —
Schlacht bei Staffarda, 18. August 1690 187
Die Verbündeten für Victor Amadeus 188
Günstig für Ludwig XIV. die Erfolge der Türken 189
Die Niederlage der Kaiserlichen bei Katsianek . . . . . —
Der moralische Eindruck derselben in Osten und Westen 191
Mistrauen im Haag gegen den Kaiser 192
Die Antwort Leopolds in Betreff der Religion in Ungarn . . . . . —
Der Bericht des Holländers Colyer aus Constantinopel . . . . . —
Die Offensive bei den Türken 193
Tökölys Sieg über Heißler in Siebenbürgen 194
Die Ansicht von Heemskerk . . . . . —
Ludwig XIV. ermuthigt die Türken 195
Ludwig von Baden sichert Siebenbürgen . . . . . —
Siegeszug Mustafa Köprilis an der Donau herauf . . . . . —
Das Unglück von Belgrad 196
Der Kaiser Leopold an seine Schwester Eleonore 197
Die Frage der Schuld Aspremonts . . . . . —

Seite
Eindruck der Nachricht von Belgrad in Wien und in Paris 198
Mustafa Köprili zieht nicht gegen Ofen . . . . . —
Starhemberg rettet Essek 199
Die Haltung Schwedens und Dänemarks 200
Der Kaiser sichert den Grafen Benedict Oxenstjerna für die große Allianz . —
Reibungen zwischen den Seemächten und den nordischen Kronen 202
Schweden bietet Friedensvermittlung an . . . . . —
Vergleich des Kriegsjahres 1690 mit 1689 203
Die Ursachen des Uebergewichtes der französischen Waffen in 1690 . . . —
Dieses Uebergewicht nicht entscheidend 204
Die Lage Frankreichs . . . . . —
Die Bedrängnis des Kaisers 205
Die Stellung Wilhelms III. . . . . —
Diejenige Jacobs II. 206
Anerkennung des Kaisers für Wilhelm III. . . . . —
Der Kaiser gibt dem Könige Wilhelm III. den Titel der Majestät . . . 207

Fünfzehntes Buch.

Die Thronrede des Königs Wilhelm III. am 2./12. October 1690 . . . 208
Urtheil über dieselbe 210
Die Dankadressen des Parlamentes . . . . . —
Willfährigkeit des Unterhauses für die Bewilligung der Mittel 211
Seymour und Clargis wider ein Landheer . . . . . —
Erwiederung eines Parlaments-Mitgliedes 212
Vergleich mit den Bewilligungen von 1689 . . . . . —
Nochmals der politische Fehler der Franzosen von Teignmouth 213
Günstige Lage der Dinge für König Wilhem 214
Härte des Unterhauses gegen Irland . . . . . —
Die Bill bleibt im Oberhause liegen 215
Der König drängt im Unterhause auf Beschleunigung . . . . . —
Der Parteihader 216
Der Prozeß Torringtons 217
Die Freisprechung 218
Sie wirkt nicht zu Gunsten der Autorität des Königs 219
Wilhelm III. mahnt abermals das Unterhaus zur Eile 220
Er vertagt das Parlament am 5./15. Januar 1691 . . . . . —
Entdeckung einer jacobitischen Verschwörung 221
Das Wetter hindert die Abfahrt des Königs . . . . . —
Die Papiere Prestons ergeben die Anschauungen und Wünsche der Jacobiten 222
Beurtheilung derselben nach der intellectuellen und moralischen Seite . . 224
Das Urtheil Hoffmanns 226
Die Mitverschworenen Graf Clarendon, der Bischof von Ely und Miss Sedley 227
Die Abfahrt des Königs am 16./26. Januar 1691 228
Der Bericht des Lootsen Hartevelt über die Fahrt . . . . . —.

Seite
Die Landung am Oraniepolder 232
Die Ankunft im Haag : 233
Der König gibt dem Andringen auf einen feierlichen Einzug nach . . . 234
Die Stellung des Oraniers zu der Republik . . . . . —
Das Wort, daß er König in Holland und Statthalter in England sei . . 235
Der feierliche Einzug im Haag am 26. Januar/5. Februar 1691 236
Die Anrede des Königs an die Generalstaaten 237
An die Fürsten und die Gesandten des Congresses 238
Untersuchung des Bestandes der großen Allianz 239
England und Holland 240
Spanien . . . . . —
Die Reichsfürsten . . . . . —
Die Subsidien-Verträge des Kurfürsten von Brandenburg 241
Die Leistungen der deutschen Fürsten für den Krieg 244
Der Kaiser Leopold und der König Wilhelm 245
Das Machtverhältnis für Leopold nach 1690 ungünstiger . . . . . —
Wilhelm III. und der Graf Windischgrätz . . . . . —
Urtheil des Königs über die Verbündeten, über Schweden 246
Ueber den Türkenfrieden . . . . . —
Der Kaiser will Siebenbürgen nicht preis geben 248
Der Friede nicht in der Hand des Kaisers 249
Ludwig XIV. ist der Fortdauer des Krieges sicher . . . . . —
Wilhelm entsendet Hussay nach Constantinopel 250
Der Kaiser beruft Truppen vom Rheine ab 251
Der Kriegsschauplatz in Savoyen . . . . . —
Darlegung der Ansichten des Herzogs Victor Amadeus . . . . . —
Catinat umschließt die Stadt Nizza 253
Die Beschaffung der Mittel zum Kriege in Frankreich 254
Der Plan der Belagerung von Mons 255
Wilhelm III. nach dem Schlosse Loo, 13. März 256
Er kehrt auf die Nachricht von Mons eilig zurück . . . . . —
Seine Ansicht über Mons, 27. März 257
Die Besorgnis, namentlich in London 258
Der Widerspruch der Berichte über Mons . . . . . —
Diejenigen von Louvois nach Paris absichtlich falsch 259
Wilhelm III. bereitet den Entsatz vor . . . . . —
Geringe Anstalten der Spanier . . . . . —
Wilhelm III. vertraut auf seine überlegene Infanterie 260
Ludwig XIV. und Louvois vor Mons 261
Die Thätigkeit von Meister Jacques bei der Bürgerschaft . . . . . —
Der Prinz von Berges will die Stadt halten 262
Die Stürme der Franzosen schüchtern die Bürger ein 263
Sie verlangen die Capitulation . . . . . —
Zugleich in Paris die Nachricht des Falles von Nizza 264
Französische Irrthümer über die Sache von Mons . . . . . —
Der König Wilhelm III. über die Belgier 265

Seite
Seine Freude über den Vertrag des Kaisers mit Kursachsen 266
Eindruck des Falles von Mons, namentlich in London . . . . . —
Der König Wilhelm III. nach England 267
Die Kriegsflotte . . . . . —
Verlauf der Entdeckung der Verschwörung . . . . . —
Lord Preston . . . . . —
Der König gibt das Commando in Irland an Ginkel 268
Er führt die Parlaments-Acte gegen die eidweigernden Bischöfe aus . . . 269
Der Erzbischof Sancroft von Canterbury . . . . . —
Die Sache Prestons 270
Das Urtheil von St. Germain über das Verhalten des Königs Wilhelm gegenüber der Verschwörung 271
Marlborough und Godolphin knüpfen an mit St. Germain . . . . . —
Jacobs II. Emissär Bulkeley bei Godolphin . . . . . —
Halifax 272
Marlborough 273
Er findet Glauben bei den Jacobiten . . . . . —
Demgemäß auch beim Könige Jacob selbst 275
Marlborough zieht die Prinzessin Anna mit herein 276
Jacob II. schreibt an Marlborough, an Godolphin . . . . . —
Der Admiral Dartmouth . . . . . —
Wilhelm behält die auswärtige Politik nur für sich 277
Ein Verrath darin von Seiten der Jacobiten nicht möglich . . . . . —
Ludwig fordert vor einer Landung in England eine Erhebung dort . . . 278
Die Anknüpfung mit St. Germain bezweckt für Viele nur die Sicherheit . —
Der Stand der Dinge in England beruht auf der Persönlichkeit Wilhelms III. 279
Der König begibt sich am 1./11. Mai wieder nach Holland . . . . . —
Er gestattet dem Prinzen Georg nicht, sich auf die Flotte zu begeben . . —
Nachdrückliche Hülfe für Savoyen 280
Der König Wilhelm III. fürchtet die Bildung einer dritten Partei . . . 281
Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover . . . . . —
Der Fürstbischof von Münster 282
Seine Besorgnis einer Gefahr für die katholische Religion 283
Die Generalstaaten weisen die Anklage zurück . . . . . —
Die Haltung der Kronen Schweden und Dänemark 284
Das Mistrauen gegen Schweden bei Wilhelm III. . . . . —
Schweden fürchtet ihn als Herrn der beiden Seemächte 285
Austausch der Gedanken zwischen Ludwig XI. und Carl XI. . . . . —
Schutz-Vertrag zwischen Schweden und Dänemark 287
Graf Windischgrätz vermittelt zwischen den Seemächten und den beiden Kronen . . . . . —
Der Feldzug in Belgien thatlos 288
Eine Aeußerung Ludwigs XIV. über Wilhelm III. 290
Auch zur See kein Treffen . . . . . —
Wilhelm III. verläßt das Heer 291
Gefecht bei Leuze, am 19. September . . . . . —

Seite
Der Feldzug am Oberrheine 291
Mainz bedroht durch Verrath 292
Die Brüder Consbruch . . . . . —
Schoening wirkt lähmend auf den Feldzug am Rheine 293
Die Klage Capraras über Schoening . . . . . —
Johann Georg III. stirbt zu Tübingen, 22. September . . . . . —
Der Feldzug in Savoyen . . . . . —
Der Vortheil auf Seiten Catinats 294
Der Feldzug in Catalonien . . . . . —

Der Feldzug in Ungarn.

Der Kaiser sucht sich das Haus Sobieski verbindlich zu machen 295
Bethunes Gegenbemühung in Warschau 296
Die Käuflichkeit in Polen 297
Die Sendung Hussays nach Constantinopel 298
Ungeachtet der ablehnenden Antwort des Sultans begibt er sich dahin . . —
Thronwechsel in Constantinopel, im Juni 1691 . . . . . —
Hussay nicht ohne Aussicht auf Erfolg 299
Die Rüstungen des Kaisers für den Feldzug . . . . . —
Schlacht bei Salankemen, 19. August . . . . . —
Der Glückwunsch der Generalstaaten 300
Des Königs Wilhelm III. . . . . —
Die Friedensaussicht . . . . . —
Der Tod Hussays 301
Der König Wilhelm sendet Harbord . . . . . —

Der Feldzug in Irland.

Die französische Hülfe für Irland 1691 302
Ginkel erstürmt Athlone, 30. Juni/10. Juli . . . . . —
Schlacht bei Aghrim, am 12./22. Juli . . . . . —
Capitulation von Galway 303
Die Bedingungen in den Augen der Engländer zu günstig . . . . . —
Ginkel zieht vor Limerick . . . . . —
Die Correspondenz Lutterels . . . . . —
Tyrconnel stirbt in Limerick 304
Die Belagerung dieser Stadt . . . . . —
Sarsfield geschlagen 305
Die Capitulation von Limerick 306
Eine französische Entsatz-Flotte kommt zu spät . . . . . —
Die Capitulation sichert für Irland den Stand der Verwaltung und der Religion wie unter Carl II. . . . . —
Misstimmung in England über diese Capitulation . . . . . —
Das Urtheil Jacobs II. über die Capitulation 307
Bericht des Königs Wilhelm III. über Limerick an den Kaiser . . . . . —
Wilhelm III. geneigt zum Frieden 308
Der König in der Versammlung der Generalstaaten 309

Seite
Abfahrt nach England, am 18./28. October 309
Der Minister Louvois . . . . . —
Die Frage des Bombardements von Brüssel 310
Die Misstimmung des Königs gegen Louvois . . . . . —
Ursprung derselben aus dem Rathe des Nicht-Schlagens bei Valenciennes, im April 1676 311
Lebendigkeit dieser Erinnerung in der Seele Ludwigs XIV. 314
Ludwig XIV. mißt dem Louvois den Nicht-Erfolg von Cuneo bei . . . 315
Tod des Louvois . . . . . —
Verhalten Ludwigs XIV. auf die Kunde 316
Rückblick auf die Thätigkeit des Louvois . . . . . —
Das Mittel der Lüge durch die Presse 317
Die Wohlthätigkeit des Louvois . . . . . —
Sein Sohn Barbesieux sein Nachfolger 318
Die Last des Krieges für Frankreich 319
Die Landmiliz aufgeboten gegen die Hugenotten 320
Die Stellung der Frau von Maintenon . . . . . —
Die Nicht-Declaration der Heirath 321
Die Mittel der Einwirkung auf Ludwig XIV. 322
Der Plan der Vermählung illegitimer Kinder des Königs mit französischen Prinzen und Prinzessinnen 324
Heirath des Herzogs von Chartres mit Mademoiselle de Blois . . . . . —
Der Mangel des kirchlichen Friedens 325
Die Stellung Ludwigs XIV. zu dem päpstlichen Stuhle . . . . . —
Alexander VIII. stirbt, 1. Februar 1691 326
Frankreich vermag die Veröffentlichung der Bulle vom 4. August 1690 nicht zu hindern 327
Das Parlament von Paris protestirt 328
Das Conclave beginnt, 11. Februar 1691 . . . . . —
Rede des Fürsten Liechtenstein als kaiserlichen Botschafters zu dem Conclave —
Das Conclave zieht sich hin 329
Die Wahl des Cardinals Pignatelli als Innocenz XII. 330
Er bewilligt eine Unterstützung für den Türkenkrieg, eine andere für Jacob II. —
Der Stand der Differenz mit Ludwig XIV. 331
Innocenz XII. tritt in die Fußstapfen seiner Vorgänger 332
Die französischen Cardinäle und die Calvinisten im Haag . . . . . —
Das Erbieten von Innocenz XII. 333
Der König Ludwig XIV. fordert Gutachten von einigen Erzbischöfen . . —
Er nimmt das Erbieten des Papstes an 334
Die Bedeutung dieses Schrittes ist der Rückzug des Königs . . . . . —
Die Calvinisten im Haag päpstlicher als der Papst 335
Innocenz XII. vertraut auf den völligen Sieg der Kirche 336
Der Kriegeseifer in Constantinopel im Steigen . . . . . —
Desgleichen in Versailles 337

Dreizehntes Buch.

Der große Krieg von 1689 an bis zum Aufbruche Wilhelms III. nach Irland, im Juni 1690.

Vom Jahre 1689 an durchtobt das christliche Abendland der Krieg so umfassend, wie es vorher nie geschehen war. Es wird gekämpft zugleich im Südosten an der unteren Donau und am Dniepr, im Nordwesten auf Irlands immer grünen Insel, am südlichen Abhange der Pyrenäen, auf den Ufern des Rheines und der Schelde, bald auch in den Alpenthälern von Savoyen und Piemont, sowie auf allen Meeren, wo immer das weiße Lilienbanner sich begegnen mag mit dem englischen rothen Kreuze, mit der spanischen roth-gelb-rothen Kriegsflagge, oder dem holländischen Roth-Weiß-Blau, oder der Halbmond mit dem Löwen von St. Marcus. Je nach West oder nach Ost erblicken wir zwei mächtige Coalitionen: nach Westen diejenige des Kaisers, der Könige von Spanien und England, der Republik der Niederlande, denen nach und nach auch der Herzog von Savoyen und die deutschen Reichsfürsten zutreten, gegenüber dem Könige von Frankreich und demgemäß auch dem Schützlinge desselben, dem unglücklichen Könige Jacob; nach Osten diejenige des Kaisers, Polens und der Republik Venedig, gegenüber der türkischen Macht. Der römische Kaiser allein, welcher beide Coalitionen ins Leben gerufen, gehört ausdrücklich beiden an. Demgemäß sind ihm gegenüber der König von Frankreich, welcher den Titel des Allerchristlichsten führt, und der Sultan, den die damalige Redeweise der europäischen Völker noch bezeichnet als den gemeinsamen Feind, als den Erbfeind des christlichen Namens, natürliche Bundesgenossen. Allein auch die anderen Mächte sind, ob

direct, ob indirect, betheiligt an dem Glücke oder Unglücke ihrer Freunde. Wie ein Erfolg oder Miserfolg der englischen Waffen an der Boyne und am Shannon in Wien vernommen wird mit Freude oder mit Trauer: so verkünden die Kanonen des Tower von London dem englischen Volke die Siege des Kaisers über die Türken. So hatte einst auch Jacob II. es gehalten, aus persönlicher Sympathie mit der Sache des Kaisers im Osten. In Folge seiner Flucht vom Throne, in Folge seines Hülfegesuches bei Ludwig XIV., hatten für ihn die Dinge sich gewendet. Er mußte fortan Freunde und Feinde gemein haben mit seinem Beschützer. Ob immer er mit diesem Könige das Banner der katholischen Religion zu entrollen suchte, die Thatsache blieb dieselbe: ihr Bundesgenosse war der Türke.

Wir sehen demnach, daß die Gemeinschaft der politischen Interessen in diesem Kriege nicht fragt nach dem kirchlichen Bekenntnisse. Die große Allianz ihrerseits vereinigte in sich alle christlichen Confessionen, ohne dieses Unterschiedes ihrer Theilnehmer auch nur mit Einem Worte zu gedenken. Wenn auch Ludwig XIV. und mit ihm Jacob II. nicht abließen, die Franzosen und die Irländer mit diesem Rufe des Religionskrieges zu erfüllen, und zwar, gemäß der Macht, welche zu jeder Zeit und überall die klangvollen Worte der Religion und der Nation auf die Menge auszuüben pflegen, mit nicht geringem Erfolge: so lag in dem Wortlaute der großen Allianz ausdrücklich vor, daß sie nur politische Zwecke verfolge, kein anderes Ziel sich setze, als die Herstellung des durch den König von Frankreich geschädigten politischen Rechtes, die Sicherung desselben für die Zukunft.

Und dennoch hatte jener Kölner Theologe, dessen Gutachten für die Allianz wir vernommen, mit richtigem Blicke erkannt, daß die Früchte dieser Allianz reifen würden für die Freiheit der Kirche, für den päpstlichen Stuhl.

Am 11. August 1689 starb der Papst Innocenz XI. Die Zeitgenossen, außer Ludwig XIV. und denjenigen Franzosen, welche die Politik des Königs vertraten, sind einstimmig in ihrer Anerkennung für Innocenz XI. Vernehmen wir das Urtheil eines Franzosen aus Rom, kurz nach dem Tode des Papstes [1]).

---

[1]) Jean Dumont: voyages en France, en Italie, etc., 1699, t. I, p. 287.

„Jedermann hier erzählt den Reisenden gern von den Lebensumständen des verstorbenen Papstes und preist seine Tugenden. Auch die Protestanten und Juden, so feindselig sie immer dem päpstlichen Stuhle gesinnt sein mögen, stimmen ein in dieses Lob der Person, und beweisen dadurch, mit welcher Kraft eine einfach stille, strenge Lebensweise, gepaart mit wahrhafter Frömmigkeit, die Anerkennung der Menschen fordert. Die Verehrung in Rom für diesen Papst steigt so hoch, daß bereits viele Menschen ihn um seine Fürbitte anrufen; ja man behauptet, daß Wunder geschehen an seinem Grabe. Sein ganzes Leben hat bestanden in einer Kette exemplarischer Handlungen. Vom Tage seiner Wahl an, dem 21. September 1676, bis zu seinem Tode hat man ihn beflissen gesehen, einzig und allein die Pflichten seines Pontificates zu erfüllen, Misbräuche abzustellen, die Hospitäler zu besuchen, den Armen zu helfen. Er begann, nach seiner Erhebung zu der dreifachen Krone, mit einem Schritte, den kein anderer Papst vor ihm gewagt, nämlich der Unterdrückung des Nepotismus. Sparsam, ja geizig gegen seine eigene Person, war er freigebig für das Gemeinwohl. Er stand mit aller Kraft dem Kaiser und der Republik Venedig zur Seite gegen die Türken. Ihm verdankt der Kaiser, daß die Stadt Wien sich hielt und entsetzt wurde. Er vertheidigte das Recht und die Freiheit der Kirche mit einer Festigkeit, die allein schon ihm ein Anrecht gewährt auf die allgemeine Bewunderung. Sein Zwiespalt mit dem Könige von Frankreich über die Regale und über die Quartier-Freiheit werden für immer in der Geschichte denkwürdig bleiben, und, wie sein ganzes Leben, den Grund darbieten zur Bewunderung seiner Festigkeit und seiner Geduld.“

Wir erinnern uns, welche Mittel der König von Frankreich aufgewendet, um diese Festigkeit zu brechen. Er hatte den Lavardin als seinen Botschafter mit bewaffneter Macht in die Stadt des Papstes gesendet. Innocenz erkannte diesen Botschafter nicht an, belegte den Marquis Lavardin mit dem Banne. Der König sandte Chamlay mit geheimer Drohung. Der Papst ließ ihn nicht vor. Der König griff mit Gewalt ein in den Besitz des heiligen Stuhles. Die Wirkung der offenen Gewalt war gleich derjenigen der Drohung: Innocenz XI. wich nicht von seinem Rechte.

Inzwiſchen veränderten ſich die Dinge. Durch den Einbruch in Deutſchland, gleichzeitig mit der Gewalt gegen das Beſitzthum des heiligen Stuhles, im September 1688, hatte der König von Frankreich die Bahn nach England frei gelaſſen für den Prinzen von Oranien. Es erfolgte der Umſchwung in England. Die Dinge wuchſen weit hinaus über die Plane Ludwigs XIV. Er ſuchte mit dem Kaiſer wieder abzukommen. Sein Erbieten ward zurückgewieſen. Er hoffte noch den Bruch mit England zu vermeiden. Das Parlament trug dem Könige Wilhelm die Aufforderung zum Kriege wider Frankreich entgegen. Inzwiſchen woben ſich die Fäden der großen Allianz. Bei den Drohungen gegen Innocenz XI., im Auguſt des Jahres 1688, bei der Gewalt gegen das Beſitzthum des heiligen Stuhles vom September 1688 an, lag dem Könige von Frankreich eine ſolche Geſtaltung der Dinge noch fern. Vom Mai 1689 an ſtand die große Allianz fertig da. Es erwuchs die Frage, ob unter den ſo veränderten Umſtänden der König beharren würde in ſeiner feindſeligen Stellung gegen Rom.

Der Tod des Papſtes Innocenz XI. im Auguſt 1689 rief dagegen eine andere für Europa und die geſammte Chriſtenheit hochwichtige Frage hervor, nämlich die: ob in dem Kampfe der beiden Gewalten, des Papſtes und des Königs von Frankreich, die Perſon in den Vordergrund getreten ſei oder das Princip. Denn auf das Princip hatte Innocenz XI. ſich berufen als auf die Wurzel ſeiner Kraft.

Die Anſicht Ludwigs XIV. und ſeine Hoffnung für die Zukunft gibt ſich kund aus der Zuſchrift, die er richtete an das Collegium der Cardinäle [1]).

„Wir haben, ſagt er, aus Eurem Schreiben vom 13. d. M. den Tod unſeres heiligen Vaters Innocenz XI. vernommen. Wir haben gerechten Grund zu glauben, daß, da es Gott gefallen hat ihn zu ſich zu berufen in einer Zeit, in welcher alle Kräfte der Häreſie geeinigt hinwirken auf das Verderben unſerer Religion, und in welcher ſie in der Zertheilung der katholiſchen Fürſten allen erwünſchten Vorſchub dazu finden — jene Abberufung verhängt ſei, damit Ihr die

[1]) Das Schreiben iſt ganz abgedruckt im Mercure historique et politique, vom October 1689, p. 1026.

gesammte Christenheit Euch zu Danke verpflichten könnet durch die Wahl eines würdigen Oberhauptes der Kirche, eines solchen, das auf den Stuhl des heiligen Petrus mitbringe alle erforderlichen Eigenschaften zu einer guten Regierung derselben. Eben dies versprechen wir uns von den heiligen Absichten, mit welchen Ihr zusammen tretet zum Conclave." Der König empfahl dann dem Collegium den Herzog von Chaulnes als seinen Bevollmächtigten.

Wir haben den Worten des Königs von Frankreich gegenüber zu stellen diejenigen des Kaisers. Leopold sandte den Fürsten Liechtenstein. Die Instruction desselben lautet wie folgt[1]).

„Es ist männiglich bekannt, wie viel unser Erzhaus von Alters her und ganz besonders seit kurzen Jahren gethan für die Ausbreitung und den Schutz der wahren katholischen Religion, und wie das eine mit der anderen so innig verknüpft ist, daß, wer der Kirche wohl will, unserem Erzhause nicht übel gesinnt sein kann. Wir dürfen aber kraft unseres kaiserlichen Amtes und kraft der Pflicht, welche demgemäß uns obliegt als dem Schirmvogte der Kirche, nicht unterlassen, dem Collegium der Cardinäle den gefährlichen Zustand vorzustellen, in welchem zur Zeit die gesammte Christenheit sich befindet. Seit einigen Jahren hat jeder rechtschaffene Christ sich erfreut an den Erfolgen, welche uns Gott über die ungläubigen Feinde verliehen. Es hatte bereits den Anschein, daß diese Feinde aus Europa zurückgeworfen, daß der wahre Gottesdienst in allen den weiten, zur Zeit von ihnen beherrschten Ländern wieder aufgerichtet würde. Allein es ist auch männiglich bekannt, wie wir im vollen Siegeslaufe, als unsere gesammte Macht, zweihundert Meilen weit vorgeschoben, die Türken verfolgte, ganz unversehens von einem viel grausameren Feinde überfallen sind. Dessen geben Zeugnis die verbrannten Städte und Dörfer, die vorsätzlich aus dem Grunde aufgesprengten Kirchen und Klöster, die zerstörten und geplünderten Gräber der Könige und Kaiser im Dome zu Speier, und die anderen unzähligen, auch bei Heiden unerhörten Greuel. Diese haben uns gezwungen die Stärke unserer Macht von Osten her zurückzuziehen, sie zu senden nach dem Westen, und eben dadurch die Aussichten auf das Anwachsen der Kirche im Osten zu verringern."

---

[1]) K. k. Archiv. Romana. Instruction vom 8. September 1689.

„Nun aber liegt uns nichts so sehr am Herzen, als daß für die tief schmerzliche Wunde, welche wir und mit uns die gesammte Christenheit erlitten in dem Verluste des heiligen Vaters Innocenz XI., durch eine baldige Wahl ein Heilmittel gefunden werde, nämlich so, daß das Collegium der Cardinäle einmüthig einen Nachfolger ernenne, dem Vorgänger so ähnlich wie möglich, und darum der schweren Bürde des erhabenen Amtes gewachsen, vor allem in dem Sturme dieser Zeit, in welcher mehr als je zuvor das Schiff der katholischen Kirche in Gefahr schwebt, und in welcher diejenigen, welche zum Schutze desselben besonders verpflichtet sein sollten, mit dem Erbfeinde des christlichen Namens gewissermaßen im Bunde stehen, um es zum Scheitern zu bringen" [1]).

So der Gegensatz der beiden gewichtigsten Fürsten in Betreff der Neuwahl. Wie indessen auch immer diese ausschlagen mochte: jene andere Frage des Verhaltens gegenüber dem päpstlichen Stuhle für Ludwig XIV. war durch den Tod von Innocenz XI. erheblich erleichtert. Während schon die Fäden der großen Allianz sich verwoben, hatte noch Ludwig XIV. gehofft, den Papst Innocenz XI. wieder für sich zu gewinnen in Folge der Flucht von Jacob II., von jenem die Zustimmung zu erlangen zu seiner Absicht des Religionskrieges. Dies war ihm fehlgeschlagen, und eben damit die Brücke zu einer Verständigung zuletzt völlig abgebrochen. Die Offensive aber war ausgegangen von dem Könige. Wollte er daher, gegenüber der Last seiner anderen Gegner, mit dem päpstlichen Stuhle wieder anknüpfen: so mußte er in irgend welcher Weise abstehen von jener Offensive, so mußte er sich bereit erklären zu Concessionen. Gerade in dieser Beziehung ebnete der Tod von Innocenz XI. für ihn die Bahn. Denn, wie man leicht geneigt ist zu der Annahme, daß ein gewählter Nachfolger in der Regel minder solidarisch in allen Einzelnheiten den Fußstapfen seines Vorgängers folgen wird, als etwa der Sohn denjenigen seines Vaters:

---

[1]) Wortlaut des Originals: Ut concordibus sacri Collegii suffragiis renuncietur successor, qui defuncto sit quam simillimus, munerique tanto sustinendo et gubernando non impar, hac imprimis rerum tempestate, qua, si umquam alias, gravissime periclitatur Ecclesiae Catholicae navis, et conjuratis quodammodo in ejus perniciem cum immanissimo Turca iis qui eam vel maxime tueri debuissent, in summum naufragii discrimen adducta est.

so ist es eben darum auch dem Gegner in solchem Falle leichter, früher erhobene Forderungen fallen zu lassen, überhaupt einzulenken.

Ludwig XIV. beeilte sich in dieser Richtung. Die zwei äußerlich wichtigsten Differenz-Puncte mit Innocenz XI. waren gewesen die Forderung der Bestätigung des Cardinals Fürstenberg in Köln, und diejenige der Quartier-Freiheit in Rom. Wir haben beobachtet, wie Ludwig XIV. für die erstere Angelegenheit auch den König Jacob dahin zu bethören wußte, in Rom thätig zu sein, ohne Frucht für Ludwig XIV., dagegen zum großen eigenen Schaden.

Damals hatte Ludwig XIV. jene beiden Forderungen laut vor der Welt verkündet, als seien sie unzertrennlich verbunden mit der Würde seiner Krone. Nicht dahin lautete der Auftrag seines neuen Botschafters, des Herzogs von Chaulnes. Der Kölner Angelegenheit ward darin nicht mehr gedacht, der Name des Cardinals Fürstenberg nicht genannt. Der König verlieh später diesem Werkzeuge seiner Ungerechtigkeit zum Abschlage auf den erträumten Kurfürstenhut die Abtei St. Germain. Jenes Schweigen in Rom über die Kölner Sache, indem es die eigene Niederlage verhüllte, erkannte den Sieg des verstorbenen Gegners an.

So in Betreff der einen äußerlich wichtigsten Differenz des Königs mit dem Papste Innocenz XI. In Betreff der anderen, der Quartier-Freiheit, kündigte Chaulnes dem Collegium der Cardinäle ausdrücklich an, daß er im Namen des Königs für die Zeit der Sedisvacanz auf dies Privilegium verzichte [1]).

Unterdessen sammelten sich die Cardinäle in Rom. Dann geschahen weitere Schritte. D'Estrees stellte den Einzelnen vor, welchen Ruhm und welchen Dank bei den Völkern das Collegium sich erwerben werde durch eine Mahnung an die Herrscher zum Frieden. Keiner wagte für diesen Vorschlag sich offen auszusprechen; aber die Meinung dafür wuchs empor. Der spanische Botschafter erfuhr es. Er mahnte die Cardinäle seiner Partei, daß der eigentliche und wahre Zweck dieses Vorschlages sei die Aussaat von Mistrauen zwischen den Verbündeten, den katholischen und protestantischen Mächten. Der Vorschlag kam im Collegium nicht zur Verhandlung [2]).

[1]) Bericht des Fürsten Liechtenstein vom 28. October.

[2]) Bericht des Cardinals Medicis an den Kaiser, im September.

Es handelte sich um die Neuwahl. Liechtenstein fühlte bald durch, daß die Mehrheit sich neige für den Cardinal Ottoboni. Dieser war achtzig Jahre alt, dennoch bei voller Geisteskraft, an Wissen, Erfahrung, Würde des Charakters hervorragend. Auf den Bericht Liechtensteins erwiederte der Kaiser: er schätze den Cardinal Ottoboni als eine sehr bedeutende Persönlichkeit. Dieselbe sei ihm aus gerechten Gründen nicht in aller Beziehung genehm, jedoch leidlich [1]).

Am 6. October ward der Cardinal Ottoboni gewählt. Er nannte sich Alexander VIII. Es ist aus den damaligen Kundgebungen in Frankreich unverkennbar, daß man diese Wahl betrachtete als einen Sieg der Sache des Königs. Alle französischen Cardinäle hatten für ihn gestimmt. Der neue Papst, hieß es, sei hoch befähigt. Deshalb dürfe man hoffen, daß er mit aller Kraft beitragen werde, den Frieden herzustellen und die katholische Religion zu behaupten [2]). Nämlich in dem Sinne, in welchem Ludwig XIV. und seine Umgebung die katholische Religion verstanden. Ja man dachte sich den neuen Papst als geleitet von den Rathschlägen des Herzogs von Chaulnes. Es ward sogar die Besorgnis laut, daß der Papst allzu offen den Schein der Parteilichkeit auf sich laden werde [3]). Aehnliche Aeußerungen mochten sich regen in Rom selbst.

Nicht so faßte der Cardinal Goes, Bischof von Gurk, die Dinge auf. Er meldet dem Kaiser, am 16. October: „Es ist schwer zu durchdringen, worin die Vortheile dieser Wahl für Frankreich bestehen sollen. Es wird gesagt und geglaubt, daß die Last des Krieges, den der König sich zugezogen, ihm zu schwer fällt, daß er daher, in der Ueberzeugung auf die Dauer ihn nicht aushalten zu können, Verlangen trage nach dem Frieden und dafür hoffe auf die Vermittelung des Papstes und Venedigs" [4]).

Jedenfalls zeigte Ludwig XIV. sich bereit zum Entgegenkommen. Am 15. October eröffnete der Cardinal Bouillon dem Papste, daß der

---

[1]) Ottoboni alioquin maximus vir, justis de causis non omnino esset gratus, tolerabilis tamen.

[2]) Dangeau t. II, p. 234. Der französische Ausdruck lautet: Ce pape a beaucoup d'esprit, ainsi on espère etc.

[3]) Man vgl. die lettres du comte de Bussy-Rabutin t. III, p. 52, 53, 57.

[4]) Bericht des Cardinals Goes aus Rom, vom 16. October.

Herzog von Chaulnes, eben so wenig wie zur Zeit der Sedisvacanz, auch nachher die Quartier-Freiheit beanspruchen werde. Alexander VIII. erwiederte, daß er von der Ergebenheit des Königs von Frankreich den völligen Verzicht erwarte. Er wiederholte dies am nächsten Tage dem Botschafter. Chaulnes entsendete einen Courier. Dieser kehrte zurück mit einem Handschreiben des Königs, enthaltend den absoluten Verzicht auf die Quartier-Freiheit und das Versprechen der Zurückgabe von Avignon [1]). Wir werden die Antwort des Papstes Alexander VIII. auf dasselbe später vernehmen.

Die Hoffnungen, mit welchen man in Versailles dem neuen Papste entgegen blickte, fanden lauten Wiederhall bei dem Staats-Secretär des Königs Jacob, dem Lord Melford, der eben damals, im Herbste 1689, aus Irland nach St. Germain zurückkehrte.

Melford nämlich hatte den König nach Irland begleitet. Dort im Hauptquartiere vertrat er am nachdrücklichsten den Plan des Ueberganges nach England. Da dieser Plan weder den Instructionen des Botschafters Avaux, noch den Wünschen der Irländer entsprach: so standen sie insgesammt gegen Melford. Dazu mochte kommen, daß Melford, wenn auch an Befähigung tief unter Sunderland stehend, dennoch bei den Anhängern Jacobs in England und Schottland kaum minder gehaßt wurde als jener. Der König Jacob sah sich daher genöthigt, diesen Mann zurückzusenden nach St. Germain. Melford kam darum freilich nicht zur Erkenntnis und Einsicht in die eigentliche Triebfeder und das Wesen der französischen Hülfeleistung für Jacob. Er eilte in Versailles und Paris zu dem Könige und zu Louvois, zu Croissy und zu Seignelay, um die Einwendungen derselben gegen jene Ueberfahrt zu überwinden. In seinen Berichten [2]) darüber an Jacob II. leuchtet auch nicht ein einziges Mal eine Klarheit herdurch über den einen wichtigen Punkt, daß hinter alle die französischen Reden von den Hindernissen und Bedenklichkeiten gegen jene Ueberfahrt sich versteckte der eine wichtige Grundsatz, England in Schach zu halten durch Irland, durch den König Jacob auf irischem Boden. Melford

[1]) Berichte des Cardinals Kolonitsch vom 17. October, des Cardinals Medicis vom 19. November.

[2]) Macpherson I. p. 319, sqq.

wie Jacob II. selbst und Marie Beatrice hielten fest an derjenigen Hoffnung auf Ludwig XIV., die ihren Wünschen entsprach.

Um so eifriger eigneten Marie Beatrice und ihr Berather Melford sich in Betreff des neuen Papstes die Meinungen an, welche damals den Hof von Versailles erfüllten. Melford malte diese Hoffnungen dem Könige Jacob in rosigem Lichte. Die Wahl, sagte er, sei das Werk der französischen Cardinäle, der Herzog von Chaulnes des Papstes innigster Freund. Alexander VIII. stamme aus Venedig, und ganz Venedig sei jacobitisch gesinnt. Noch vor der Wahl habe er vorgeschlagen, daß ein Theil des Schatzes von Innocenz XI. verwendet werden möge für den König Jacob. Ganz gewis sei es, daß der Papst begonnen habe mit Glückwünschen für Frankreich, mit dem Versprechen der Bestätigung aller Bischöfe in Frankreich. Darauf habe der König ihm Avignon zurückgegeben. Ein günstiger Wind beginne somit zu wehen von der Ecke aus, von welcher so viel Unwetter für den König Jacob aufgestiegen [1]).

So Melford, nach den französischen Mittheilungen das Falsche mischend mit dem Wahren, bis das Letztere sich nicht mehr erkennen läßt.

Marie Beatrice und Ludwig XIV. kamen überein, diesen Mann nach Rom zu entsenden. Dort werde er, meinten sie, Großes verrichten. Ludwig XIV. war der Ansicht, daß die Sendung sei im hohen Interesse beider Könige. Er übernahm die Kosten. Damit Melford nicht zu warten habe auf die Instructionen des Königs Jacob, stattete Ludwig XIV. ihn aus mit den seinigen. Das Ziel ist dasselbe wie im Beginne des Jahres 1689 bei Innocenz XI. „Die protestantischen Fürsten, sagt Ludwig XIV., haben sich vereinigt zur Vernichtung der Kirche, haben Fürsten katholischer Religion mitbethört, und haben Widerstand gefunden lediglich an Frankreich. Es ist die Obliegenheit des heiligen Stuhles, zur Vereitelung dessen seine ganze Autorität einzusetzen, auch die Schätze der Kirche zu verwenden. Denn, wenn nicht, so wird der Prinz von Oranien, im Falle des Gelingens seiner Plane in England, auch in Frankreich den Calvinismus wieder aufrichten, ja sogar ihn einzuführen trachten in Italien."

[1]) Macpherson I. p. 329.

Entsprechend lautete dann die nachfolgende Instruction des Königs Jacob. Der Lord Melford soll den Papst auffordern zur Vermittelung eines Friedens zwischen den katholischen Fürsten, zur Losreißung derer, welche der protestantischen Allianz angehören, von diesem Bunde, damit dann der König von Frankreich um so eher im Stande sei, das Königthum in England herzustellen. Jacob II. empfiehlt seinem Gesandten das genaueste Einverständnis mit den Ministern des Königs von Frankreich. „Denn, so schließt er abermals wie immer, unser Interesse und dasjenige unseres geliebten Bruders von Frankreich ist durchaus dasselbe."

Die Hoffnung Jacobs II. auf Alexander VIII. ward verstärkt durch ein Breve, in welchem der Papst wie sein Vorgänger Innocenz XI. dem Könige sein Mitgefühl aussprach. Von Dublin aus, am 26. November 1689, verband Jacob II. mit seinem Danke eine abermalige Anmahnung. „Die einzige Ursache aller Empörung gegen mich, sagt der König, ist mein Auftreten für die katholische Religion, mein Streben dieselbe in meinen Reichen und in Amerika wieder zu begründen. Was ich dafür hier gethan, ist ein erneuter Beweis. Denn, nachdem ich mit Gottes Hülfe zwar nur kleine, aber häufige Erfolge über die Rebellen errungen, während sie einem Entscheidungskampfe sich beharrlich entzogen, habe ich diese Vortheile gewendet zum Heile der Religion, welche ich hier in kurzem fest zu begründen hoffe. Eben dasselbe werde ich thun in meinen anderen Reichen, sobald ich mit Gottes Hülfe dort hergestellt sein werde. Dies erscheint nicht schwer, wenn nur einige Geldhülfe mir zukommt. Denn das Joch des Usurpators ist den Engländern drückend, und die Sehnsucht nach meiner Rückkehr weit verbreitet. Dazu würde besonders dienlich sein der Friede zwischen den katholischen Fürsten, oder, wenn bei den Wirrsalen dieser Zeit der Friede nicht möglich, ein Stillstand, welcher zugleich dem Trauerspiele in Deutschland, wo die Häretiker in den Eingeweiden der Kirche wühlen, ein Ziel setzen würde. Es bedarf nicht der Worte, wo die Thatsachen so klar reden. Der Eifer Ew. Heiligkeit wird Heilung finden für alle diese Leiden" [1]).

[1]) Das Schreiben bei Pufendorf lib. III, §. 45, p. 257.

So der König Jacob II. Demnach war an der Verworrenheit dieſes Kopfes auch die Darlegung des Kaiſers vom 9. April wirkungslos abgeprallt.

Die beiden Könige Ludwig XIV. und Jacob II. hofften alſo in Alexander VIII. zu finden, was ſie in Innocenz XI. ſo ſchwer vermißt. Noch im October 1689 machte Melford ſich auf den Weg nach Rom. Dort war inzwiſchen dem Herzog von Chaulnes ſchon etwas mehr Klarheit aufgegangen.

Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. ihn ermächtigt hatte zum abſoluten Verzichte auf die Quartier-Freiheit, zur Rückgabe von Avignon. Mit dieſen Erklärungen trat Chaulnes am 28. October 1689 vor den Papſt Alexander VIII. [1]). Er betheuerte die ſöhnliche Ergebenheit des Königs von Frankreich, wie ſie ſich darlege in ſolchen Thatſachen. Demgemäß mochte Chaulnes hoffen auf eine Conceſſion auch von Seiten des Papſtes. Die Antwort Alexanders VIII. entſprach nicht dieſen Wünſchen. „Ich trage, erwiederte er, die wärmſte Zuneigung zu dem Könige als dem älteſten Sohne der Kirche. Allein ich kann nicht ohne den tiefſten Schmerz anſehen, wie die heilige Mutter, die Kirche, ſelbſt ſo übel behandelt, ſo zerriſſen iſt, daß man faſt ſagen möchte: das Alte iſt vergangen, und es iſt alles neu geworden. Stellen wir alſo die Mutter her in ihren früheren Stand und in ihre Zier. Nicht bloß Avignon ſelbſt muß zurück gegeben werden, ſondern alles was dazu gehört und davon genommen iſt.“ Der Papſt erörterte die einzelnen Einbrüche des Königs in den dortigen Beſitz des heiligen Stuhles. „Man ſtehe ab, fuhr er fort, von dem Plane der Ableitung des Stromes der Rhone. Der Verkehr der Poſten nach und von Avignon ſei ungehemmt wie vorher. Dem Biſchofe von Vaiſon werde die Freiheit. Möge der König ſich vor Augen ſtellen den Ruhm ſeines Vaters, den man den Gerechten nannte! — Er erkannte an, daß die Regale ihm nicht gebührte, und enthielt ſich des Anſpruches. Der Name des Großen reicht nicht aus zum vollen Ruhme Sr. Majeſtät, wenn nicht mit

[1]) Bericht des Fürſten Liechtenſtein vom 28. October, nach der Mittheilung eines Vertrauten, dem Alexander VIII. ſelbſt die Sache erzählt. — Man vgl. dazu den Endbericht des Cardinals d'Eſtrees, bei Gérin: Recherches historiques sur l'assemblée de 1682, p. 622.

demſelben ſich verbindet der andere des Gerechten. Für das Gemeinwohl und das Gedeihen der Kirche bin ich bereit dem Könige alles zu bewilligen, allen Dank zu geben, der vereinbar iſt mit Ehre und Gewiſſen, wenn zuvor alles hergeſtellt wird in den früheren Stand. Dagegen werde ich die Freiheit und die Rechte der Kirche vertheidigen bis in den Tod." Der Papſt wiederholte mehrmals dieſe letzten Worte.

Dann erſt kam er zu den gallicaniſchen Artikeln von 1682. Er erklärte ſich bereit, den von Ludwig XIV. ernannten Biſchöfen die Beſtätigungen zu gewähren, jedoch unter der Bedingung, daß entweder die von Innocenz XI. gegen jene vier Artikel abgefaßte Bulle in Frankreich veröffentlicht werde, oder daß jeder einzelne der Biſchöfe durch eine Erklärung vor dem päpſtlichen Stuhle ſeine Zuſtimmung zu jener Bulle ausſpreche. Eben dieſe ſelbe Forderung hatte früher der Papſt Innocenz XI. erhoben, der Cardinal d'Eſtrees verworfen.

Faſſen wir die Antwort kurz zuſammen, ſo ergibt ſich, daß der Papſt Alexander VIII. auf die Conceſſionen Ludwigs XIV., die ja doch in Wirklichkeit nur von einem Theile des gegen Innocenz XI. verübten Unrechtes abließen, antwortete mit der Forderung der Herſtellung des ganzen Rechtes. Und zwar lautete dieſe Erwiederung ſo beſtimmt und klar, daß über die Verneinung der wichtigen Frage, ob mit dem Wechſel der Perſonen auch das Princip ſich verändert habe, ein Zweifel nicht übrig blieb. Alexander VIII. war, bei aller Verſchiedenheit der Perſonen, das Haupt der Kirche wie Innocenz XI. es geweſen war, und demgemäß ſo berufen wie entſchloſſen das Recht derſelben zu wahren.

Die Antwort des Papſtes Alexander VIII. reichte indeſſen noch weiter durch das was ſie nicht ſagte. Sie forderte die Herſtellung des geſammten verletzten Rechtes des päpſtlichen Stuhles, ſowohl in weltlicher wie in kirchlicher Beziehung. Dafür bot ſie die Ausſöhnung und den Frieden mit der weltlichen Macht von Frankreich. Eine Gegenleiſtung anderer Art ſtellte ſie nicht in Ausſicht. Wenn auch Ludwig XIV. alle ſeine Uebergriffe in das Recht und die Freiheit der Kirche zurücknahm: ſo hatte er, gemäß dieſer Erwiederung des Papſtes, dennoch nicht zu erwarten, daß Alexander VIII. in Betreff der politiſchen Verwickelungen in Europa für Frankreich auftreten,

dieſen König als den Vorkämpfer der katholiſchen Religion proclamiren werde.

So war der Stand der Dinge beim Eintreffen von Melford in Rom. Er trat vor den Papſt. Er machte jene Gründe ſeiner Auftraggeber geltend. Er behauptete, daß Jacob II. ſich eifriger bemüht für ſeine Unterthanen die himmliſche Krone zu erlangen, als für ſich eine irdiſche zu bewahren. Dies und die Ausrottung der Häreſie in Frankreich habe alle Proteſtanten in Europa und die Hölle ſelbſt ſo ſehr beunruhigt, daß ſie jedes Mittel, auch das abſcheulichſte, in Anwendung gebracht zum Verderben des Königs und mit ihm aller derjenigen, die beſeelt ſeien von ähnlichen Gefühlen der Religion und Frömmigkeit. Melford ſchloß mit der Behauptung: die Sache des Königs Jacob ſei mit derjenigen des Papſtes ſolidariſch [1]).

Das hohle Gerede dürfte nicht geeignet geweſen ſein, beſtimmend auf die Entſchlüſſe des Papſtes Alexander VIII. einzuwirken. Er hatte ſchon früher den franzöſiſch geſinnten Cardinälen, die für König Jacob ſich verwendet, die Antwort gegeben: die Gewalt der Waffen werde nicht ausreichen zur Herſtellung des Königs Jacob. Eher ſei für ihn etwas zu erwarten von einem allgemeinen Frieden. Das Verlangen einer Geldhülfe für Jacob lehnte er ab [2]).

Der Papſt Alexander VIII. hatte augenſcheinlich den guten Willen, ſich um dieſen allgemeinen Frieden zu bemühen. Aber Ludwig XIV. und demgemäß Jacob II. faßten ihr Ziel anders. Der Herzog von Chaulnes ſtellte ſein Verlangen auf die Vermittelung eines Waffenſtillſtandes mit dem Kaiſer, zum Zwecke des Schutzes der katholiſchen Religion. Alexander VIII. legte dem Collegium der Cardinäle die Frage vor. Die Mehrheit derſelben erwiederte: da der König von Frankreich bei währendem Türkenkriege den Kaiſer und das Reich, wider die Verträge, grauſam überfallen: ſo dürfe er nicht ſich bezeichnen wollen als Vorkämpfer der katholiſchen Religion. Eben ſo wenig dürfe in dieſer Richtung geltend gemacht werden die Entthronung des Königs Jacob, weil die Expedition Oraniens nach England unternommen ſei erſt nach jenem franzöſiſchen Friedensbruche, und es

[1]) Macpherson I. 351.

[2]) Theatrum Europaeum. Theil XIII, S. 1099 u. f.

klar vorliege, daß die beiden Könige im Bunde gewesen seien wider Katholiken und Protestanten[1]).

Es ist nicht unwichtig, abermals auf diesen Punct hinzuweisen. Wir wissen zur Genüge, daß ein formell ausgesprochenes Bündnis dieser Art im Jahre 1688 nicht bestand. Wir wissen aber auch, daß nicht bloß der Schein im allgemeinen für die Existenz eines solchen Bündnisses sprach, sondern auch, daß Ludwig XIV. durch Avaux im Haag, am 9. September 1688, das Bestehen eines formellen Bündnisses mit Jacob II. offen vor aller Welt verkündet, und endlich, daß Jacob II. die Unwahrheit dieser französischen Behauptung nicht durch eine Realität dargethan hatte. Die Cardinäle irrten sich also; aber sie irrten deshalb, weil sie jener öffentlichen Erklärung Ludwigs XIV. Glauben schenkten. Wie damals, im September 1688, in der Republik Holland jene Erklärung Ludwigs XIV. und die nicht genügende Zurückweisung derselben von Seiten Jacobs II. den Entschluß der Expedition nach England zur Reife brachten: so gab dieser dem Anscheine nach unleugbare Thatbestand auch dem Collegium der Cardinäle in Rom die Basis zum Urtheile wider Ludwig XIV. und Jacob II.

Das Gutachten der Cardinäle ging weiter. Der Kaiser, sagten sie, erfahre von den Protestanten keine Gehässigkeit, vielmehr Hülfe zum Kriege wider die Türken. Auch übe der neue König Wilhelm von England in keiner Weise Verfolgung gegen die Katholiken, sondern belasse sie bei ihrem Glauben[2]). Aus allem diesem ergebe sich als der Zweck der französischen Anträge die Absicht den Kaiser zu entzweien mit seinen protestantischen Bundesgenossen, dann mit Hülfe der Anklage der Untreue und Undankbarkeit wider den Kaiser diese Bundesgenossen für sich zu gewinnen, und mit ihnen zusammen sich auf den Kaiser zu stürzen.

Ungeachtet aller dieser Gründe war dennoch die Mehrheit der Cardinäle für das Bemühen um einen Stillstand der Waffen, mit der Bedingung freilich, welche denselben für Frankreich sehr schwer machte,

---

[1]) Sylvius t. III. l. 29 p. 62: Omnibus perspectum, ipsum Jacobum regem simul cum Gallia tam contra Protestantes quam Catholicos conspirasse.

[2]) Neque ipse modernus Angliae rex Guilelmus ullatenus catholicos afflixit, sed hos sua fide vivere permisit.

daß nämlich vorher das Genommene völlig zurück gegeben werde [1]). Genommen hatte ja nur der König von Frankreich.

Der Papst Alexander VIII. schrieb demgemäß Briefe voll Friedensmahnungen nach beiden Seiten. Er erhielt die Antworten, die vorauszusehen waren. Der Kaiser und der König von Spanien entrollten ihm das lange Register der Treulosigkeiten und Rechtsbrüche des Königs von Frankreich. Es ist zu bemerken, daß in solchen Fällen die Ausdrücke von Madrid aus schärfer lauteten als diejenigen von Wien.

In jener Zeit faßte Alexander VIII. in einer Anrede an das Collegium der Cardinäle die Sache zusammen: „Wie sollen wir uns verhalten? — fragt er. Jede Krone hat ihre besonderen Beweggründe, und zwar solche, die hinaus liegen über das Gebiet, auf welches die Kirche einwirken kann. Dagegen vermag ich bei der Macht jeder Partei nicht abzusehen, daß der eine oder der andere Theil wegen der Ungleichheit den Drang der Nothwendigkeit zum Frieden verspüren werde. Ich hebe meine Augen und meine Hände auf zum Himmel, fasse diesen, fasse jenen Entschluß, und sobald ich ihn gefaßt, sehe ich dennoch nicht ab, wie ich ihn ausführen kann, und die Hindernisse wachsen riesengroß vor mir empor. Frankreich will in nichts nachgeben: es setzt seine Hoffnung auf den Krieg. Es schiebt jede Genugthuung für Andere hinaus bis nach dem Frieden. Der Kaiser und Spanien, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu dem Bündnisse genommen, würden haben unterliegen müssen. Und obwohl das Bündnis mit den protestantischen Mächten viele Inconvenienzen nach sich zieht: so ist es doch ein nothwendiges Uebel, welchem sie sich, gegenüber den mannigfachen und unerwarteten Gefahren, nicht haben entziehen können. Ihr seht daraus, meine Brüder, wie schwer es ist, so sehr widerstreitende Ansichten zu einem Vergleiche zu bringen. Das Einzige, was wir vermögen, ist das Beharren bei unserem guten Willen und die Bethätigung desselben, wo wir können".

Wir erblicken demnach Alexander VIII. nach beiden Seiten hin in etwas anderer Stellung als diejenige von Innocenz XI. gewesen war. Die feindselige Haltung gegenüber Ludwig XIV. hatte aufgehört. Sie hatte aufgehört, weil Ludwig XIV. seine letzten Uebergriffe, durch

[1]) Sed facta prius integra ablatorum restitutione.

welche er den Papſt Innocenz XI. in die direct feindliche Haltung hinein gezwungen, zurückgezogen hatte, theils ſtillſchweigend, theils ausdrücklich. Er hatte die Anſprüche Fürſtenbergs auf Köln fallen laſſen. Er hatte auf die Forderung der Quartier-Freiheit verzichtet. Er hatte Avignon zurück gegeben. Er erfüllte auch die anderen kleineren Forderungen, z. B. diejenige der Herſtellung des von Louvois mishandelten Biſchofs Vaiſon. Kurz er war bereit zur Zurücknahme aller der geringeren Schritte, welche mehr berechnet geweſen waren auf die perſönliche Kränkung des Papſtes Innocenz XI., als auf größere politiſche Ziele. Daß das durchſchlagende Moment für dieſen Rückzug weniger das Gerechtigkeitsgefühl des Königs war, als die Furcht vor der großen Allianz, und demgemäß der Wunſch einen Feind weniger zu haben, mochte Niemand klarer erkennen als Alexander VIII. ſelbſt. Inſofern indeſſen war die Stellung nicht mehr eine feindſelige. Dagegen blieb die andere weite Kluft: der Zwieſpalt über die Jurisdiction. Der Papſt Alexander VIII. im Namen der Kirche beharrte bei ſeiner Forderung des vollen Rechtes derſelben, der Herſtellung ihrer Freiheit in Frankreich. Er verlangte namentlich den völligen Rückzug von den vier gallicaniſchen Artikeln von 1682, die Unterwerfung aller Betheiligten. Er verlangte ſie nachdrücklicher ſogar als Innocenz XI. es gethan. Nicht mit Unrecht ſagte ſpäter der franzöſiſche Cardinal d'Eſtrees, der den Dienſt des Königs höher ſtellte als denjenigen der Kirche, von dieſem ſeinem Standpunkte aus in ſeinem Endberichte: „Alexander VIII. erregte Schwierigkeiten, die man ſogar bei Innocenz XI. nicht gekannt hatte“ [1]).

Andererſeits aber entſprach der Papſt politiſch nicht den Wünſchen des Kaiſers. Die Cardinale Kolonitſch und Goes wie der Botſchafter Fürſt Liechtenſtein waren unzufrieden mit ihm. Bei aller Freigebigkeit für das Gemeinwohl hatte dennoch Innocenz XI. einen Schatz angeſammelt, den Alexander VIII. vorfand. Jene Cardinäle baten den neuen Papſt um die Fortſetzung der Subſidien wider die Türken. Er ſuchte ſich dem Andringen zu entwinden. Eine ähnliche Forderung, ſagte er, ſtellten an ihn Polen und Venedig. Dazu bitte der König Jacob um Geld. Liechtenſtein hob hervor die Hoffnung des Kaiſers,

[1]) Gérin p. 622.

auch ungeachtet des Krieges mit Frankreich, dennoch die Türken aus Europa zu werfen, die gesammten Länder diesseit des Bosporus für die römisch-katholische Kirche zurück zu gewinnen. Mit Mühe entrang er dem Papste das allgemeine Versprechen: „Wir wollen sehen was möglich ist". — Liechtenstein war der Ansicht, daß der alte Papst nichts Anderes erstrebe als die Ruhe für sich und die Zufriedenheit seiner Familie, welcher er warm anhange, und daß er sich nicht allzu viel darum kümmere, ob ihm das Haus Oesterreich oder Ludwig XIV. mehr zugethan sei. So bereits am 14. December 1689. Einige Wochen später ernannte Alexander VIII. den Bischof von Beauvais zum Cardinale Fourbin. Die Ernennung geschah auf den Wunsch Ludwigs XIV.: sie misfiel namentlich in Wien.[1]) Alexander VIII. bewilligte endlich dem Kaiser eine geringe Türkenhülfe: er bewilligte eine ähnliche Summe auch dem Könige Jacob als einen Beitrag zu seinem Unterhalte.

Im Wesentlichen blieb der Stand der Dinge zwischen Alexander VIII. und dem Könige von Frankreich während der fünf Vierteljahre dieses Papats derselbe wie zu Anfang. Alexander VIII. forderte die Herstellung des Rechtes der Kirche in aller Beziehung. Ludwig XIV. weigerte sich. Die Bedrängnis, in welche die große Allianz ihn gebracht, drückte noch nicht so schwer auf ihn.

Auch nach einer anderen Seite gelang es dem Könige von Frankreich, sich eines offenen Feindes zu entledigen. Er war im Kriege mit Algier. Seine Flotte hatte diese Stadt bombardirt. Dann bot er, den Algierern unerwartet, den Frieden an. Der Dey war wenig geneigt. Erst eine bedeutende Geldsumme für ihn persönlich, wie man behauptete, machte ihn willfähriger. Auch so noch waren die Bedingungen wenig ehrenhaft für Frankreich. Es ward den Algierern unter anderen das Recht zuerkannt, die französischen Schiffe auf dem Meere zu durchsuchen, die Personen nicht französischer Nationalität heraus zu nehmen und zu Sklaven zu machen. Der holländische Consul in Livorno fügt seinem Berichte an die Generalstaaten über diesen Friedensschluß hinzu: in Algier lache man laut über dies Abkommen, und bezeichne es als das Gegentheil von Ehrenhaftigkeit, daß eine Macht, welche über 12.000 Bomben in die Stadt geworfen, dann in

[1]) Man sehe das nachdrückliche Schreiben des Kaisers in Lünigs: Literae Procerum Europae t. III, p. 310.

ſubmiſſiver Weiſe um den Frieden bitte [1]). — Es iſt kaum anzunehmen, daß in Frankreich die Bedingungen dieſes Friedens zur öffentlichen Kunde gebracht ſeien. Vielmehr erſchien dort, in der Umgebung des Königs ſelbſt, der Friedensſchluß als eine beſondere Leiſtung. „Es iſt bemerkenswerth, ſchreibt der Hofmann Dangeau darüber in ſein Tagebuch, daß wir dieſen Frieden abgeſchloſſen zu einer Zeit, wo wir nicht über das geringſte Kriegsſchiff im Mittelmeere verfügten" [2]).

Der Dey und der Divan von Algier ſchickten dann eine Geſandtſchaft an den König Jacob. Sie thaten durch dieſelbe ihm ihre Betrübnis kund über das Unglück, das ihn betroffen, ihre Bereitwilligkeit dagegen mit dem Kaiſer der Franzoſen, wie ſie ſagten, mitzuwirken zu ſeiner Herſtellung, und deshalb dem Prinzen von Oranien den Krieg anzukündigen [3]). — Es iſt nicht erſichtlich, daß dieſe Hülfe von Algier für den König Jacob ein Merkliches ausgetragen habe.

Ungleich wichtiger als die Erweckung dieſes neuen Gegners wider den Oranier, war es für Ludwig XIV., die Türken im Kriege wider den Kaiſer zu erhalten. Er entſandte nach Conſtantinopel den Herrn von Chateauneuf. Das Creditiv für denſelben war gezeichnet am 12. Juni 1689, gerade einen Monat nach dem Abſchluſſe der großen Allianz in Wien. Sein Auftrag lautete: er ſolle den Krieg wider den Kaiſer im Gange erhalten, dagegen einen Sonderfrieden der Pforte mit Polen bewirken. Er ſolle die Türken abhalten, ſich einzulaſſen in die Anerkennung Wilhelms III., dagegen ſie auffordern die engliſchen Schiffe zu kapern. Er ſolle endlich die Rückgabe der heiligen Orte in Paläſtina, welche der griechiſche Patriarch von Jeruſalem in Beſitz hatte, verlangen für die römiſchen Katholiken. Es waren in Conſtantinopel verſchiedene Rückſtände von früheren Verheißungen aufgelaufen: Chateauneuf erhielt den Auftrag alles zu bezahlen [4]). Für

[1]) Bericht des Conſuls Kalkberner, vom 28. November 1689, bei Sylvius t. III. b. 28, p. 212.: Ende gantsch Algiers lachten luyd uit over dit adjustement, seggende het eene infamiteyt te wesen, op dusdanige submissive maniere om de Pays te komen bidden, nadat sy in (de) stad over de 12000 Bomben gegooyd hadden.

[2]) Journal et mémoires de D. t. II, p. 232.

[3]) Sylvius III. b. 30, p. 167.

[4]) Barozzi e Berchet: Relationi Venete. Francia t. III, p. 559. Finalbericht des Pietro Venier.

dieſe Zwecke insgeſammt reichlich mit Geld ausgeſtattet, traf Chateauneuf im September 1689 in Conſtantinopel ein[1]).

Wir gelangen hier an eine Frage der folgenſchwerſten Bedeutung für jene Zeit. Dieſe Frage iſt, ob der Kaiſer Leopold damals dem Türkenkriege ſich habe entwinden können. Sie iſt in jener Zeit ſelbſt namentlich von dem Engländer Burnet[2]), aus deſſen Werke eine nähere Kunde der Thatſachen nicht erſichtlich, leichthin bejaht. Wie es in geſchichtlichen Dingen oft zu geſchehen pflegt, daß ein einmal gefälltes Urtheil, und wäre es noch ſo wenig begründet, wenn nur der Urheber den Anſchein des Beſſerwiſſens für ſich hat, als abſchließend fertig der Nachwelt überliefert wird: ſo iſt beſonders in dieſem Falle jenes Urtheil von ſpäteren Hiſtorikern bis auf die neueſte Zeit oft wiederholt. Aus dieſem Urtheile fließen dann die Vorwürfe, welche für die partielle Lähmung der großen Allianz in Folge des Nicht-Abſchluſſes mit den Türken, auf den Kaiſer zurück fallen. Um ſo ſchärfer tritt an uns heran die Forderung einer genauen Unterſuchung.

Zuvor verlangt der Stand der Dinge von 1689, das Ergebnis des Feldzuges der Kaiſerlichen, unſere Aufmerkſamkeit.

Wir erinnern uns, daß im April 1689 die Friedenshandlung mit den Türken zerging, daß demnach für dieſes Jahr der doppelte Krieg, nach Oſt wie nach Weſt, an der Donau wie am Rheine, in ſicherer Ausſicht ſtand. Dieſe Laſt drückte ſchwer, und um ſo ſchwerer, weil gleichzeitig der Kaiſer um der Wahl und der Krönung willen ſeines Sohnes Joſeph den Zug nach Augsburg unternahm, deſſen Aufwand demjenigen eines Feldzuges gleich kommen mochte. Ein Herrſcher wie Ludwig XIV. verfügte in ſolchem Falle der Bedrängnis über die Geld- und Menſchenkraft ſeiner Länder mit abſoluter Macht. Der Kaiſer Leopold war nicht in derſelben Lage. Obwohl in ſeiner Willensrichtung nach außen völlig unabhängig, mußte er doch zum Zwecke der Durchführung die Bewilligung der Mittel erwarten von den Landtagen ſeiner Erbländer. Aber dieſe treuen Erbländer erkannten und verſtanden die Lage ihres Fürſten, der, wie ſie wußten, niemals zum Schwerte griff, weil er wollte, ſondern nur weil er mußte.

---

[1]) Flassan IV. 122. — Sylvius t. III. b. 29, p. 28.

[2]) Burnet t. II, p. 97, 117.

Sie kamen dem Kaiser entgegen mit dem Angebote einer außerordentlichen Bewilligung[1]) von 13.000 Mann mit den ferneren Kosten. Diese Bewilligung setzte den Kaiser in den Stand, für das Jahr 1689 eine Armee von 24.000 Mann an den Rhein zu entsenden, und dennoch, wenn auch mit verringerter Macht, den Türkenkrieg nachdrücklich fortzuführen. Den mächtigeren Reichsständen war es nicht unlieb, daß die Macht des Kaisers im Kriege gegen Frankreich die ihrige nicht überwog. Den eigentlichen Türkensieger, den Herzog Carl V. von Lothringen, als den besten seiner Heerführer entsendete der Kaiser an den Rhein: den Oberbefehl gegen die Türken verlieh er dem Markgrafen Ludwig von Baden. Dieser Prinz, damals 34 Jahre alt, Soldat von Jugend auf, ein würdiger Schüler jenes Herzogs, erfreute sich des vollen Vertrauens der Armee. Man sagte von ihm, daß sein Glück seinem Muthe entspreche. Andere warfen ihm vor, daß er allzu unternehmend sei, daß unter seiner Leitung die Armee alljährlich neu zu errichten sein werde[2]).

Die Unterthanen des Kaisers Leopold hatten keine Abneigung gegen den Türkenkrieg. „Die Deutschen, sagt der Venetianer Cornaro in Betreff der kaiserlichen Armee, also der gesammten Bevölkerung der Erbländer, der Slaven und der Deutschen — werden geboren und wachsen heran mit dem Instincte der Waffen, welcher sich steigert durch den Krieg. Jeder einzelne Mann, vom Pfluge weg, darf sich einen Soldaten nennen. Ihre Geduld in Mühsalen und Entbehrungen ist bewundernswerth, und nicht minder ihre Verachtung der Gefahr. Eine strenge Disciplin erhält sie im Gehorsame. Ungeachtet der oft harten, ja grausamen Behandlung von ihren Offizieren, erhalten doch wieder die Belohnungen ihrer Kühnheit die Hoffnungen rege, und dem Tode ins Angesicht schauend bewahren sie die Festigkeit des Sinnes, die Treue, die Pünctlichkeit im Dienste. Die beständige Uebung im Kriege hat diese Mannschaft zur vollendeten Genauigkeit gebracht. Die Einrichtungen, die Regeln des kaiserlichen Heeres dürfen als Muster gelten für alle andere Völker."

---

[1]) Ich folge dem Venetianer Cornaro in den Fontes Rerum Austr. Bd. XXVII, p. 289. Vom Jahre 1690.

[2]) A. a. O. p. 281. — Vgl. den Bericht Veniers p. 315.

Eine besondere Anerkennung zollt Cornaro der Kriegsweise der Kaiserlichen gegenüber den Türken. „Die kaiserlichen Schwadronen, sagt er, nehmen fest und unbeweglich wie eine Mauer den Anprall der an Zahl überlegenen, aber regellosen türkischen Haufen auf, werfen sie zurück, und stürmen dann ihrerseits unwiderstehlich sie nieder. Die Dinge haben so völlig sich gewendet, daß der einst so schreckensvolle Name der Türken nun verlacht und verachtet wird, daß die Kaiserlichen den Tag der Schlacht ersehnen, des Sieges gewis, bevor sie ihn errungen haben. Dazu wird für die Verwundeten und Kranken in besonderer Weise Sorge getragen. Die ganze Fastenzeit hindurch ertönt in den Kirchen die Mahnung beizusteuern zu Gunsten derer, welche Blut und Leben einsetzen für die Kirche gegenüber den Türken. Die Verwendung der Erträgnisse für die Hospitäler steht unter der besonderen Leitung des Cardinals Kolonitsch“ [1]). Wir haben den Namen dieses Mannes, einer der schönsten Blüthen des kirchlichen und des patriotischen Lebens unter dem Kaiser Leopold, kennen gelernt bei der Belagerung von Wien. (Band II, S. 398.)

Der Kampfbegier der Soldaten entsprachen freilich nicht die Rüstungen. Die Leitung des Hof-Kriegsrathes stand bei dem Grafen Rüdiger von Starhemberg. So glanzvoll dieser Name leuchtet durch die im Jahre 1683 bewiesene Ausdauer und Thatkraft: so erschien doch Manchem seine Umsicht für dies schwere Amt nicht ausreichend [2]). Mehr indessen als dieser Mangel in der einen Persönlichkeit, mochte ein anderes Uebel schaden, welches von der Monarchie Leopolds I. nun einmal nicht getrennt gedacht werden kann [3]). Es war der Mangel der ehrlichen und gewissenhaften Verwaltung der Mittel, jener von allen venetianischen Botschaftern im siebenzehnten Jahrhundert gerügte Unterschleif der kaiserlichen Beamten bei der Einnahme wie bei der Ausgabe. Als ein Beispiel dieser Unordnung in den Finanzen führe ich an die wiederholte Beschwerde des Gesandten Kramprich im Haag, im September 1689, daß seit zwei und zwanzig Monaten seine Besoldung rückständig. Die Beschwerde ward dennoch nicht sofort erledigt,

[1]) Cornaro p. 284.
[2]) Venier p. 315.
[3]) Ich folge Wagner: historia Leopoldi t. II, p. 114.

sondern zog sich weiter hin bis in das Jahr 1690 [1]). Diese Unordnung war die lähmende Krankheit der Monarchie, für welche niemals der Arzt sich fand, weil die allzu gütige Gesinnung des Kaisers zurückscheute vor dem energischen Durchgreifen.

Der Fall von Belgrad im September 1688 hatte die Türken aufgelärmt. Auch sie betrachteten Belgrad wie ein Thor von Constantinopel. Die erste Regung war damals für den Frieden. Als die französische Mahnung, die Hoffnung auf die Diversion vom Westen her gegen den Kaiser dann die Oberhand behielt, rüsteten die Türken wie nur je zuvor. Aber in ihrem Rücken, in Kleinasien, erhob sich ein Aufstand. Die Folge war, daß den Sommer 1689 hindurch bis tief in den Monat August die westlichen Länder des Sultans offen lagen, daß es nur des Einzuges der Kaiserlichen bedurfte. Aber das kaiserliche Heer war marschbereit erst im Monate August.

Und dann wiederholten sich die Vorgänge der letzten Jahre. Der erste Sieg der Kaiserlichen war bei Batudschina, am 29. August. Der Markgraf von Baden marschirte auf Nissa. Unfern dieser Stadt, vor dem Flusse Nissa, erreichte er am 24. September die türkische Armee, beschäftigt mit der Errichtung eines festen Lagers. Es kam nicht zum Handgemenge. Der Anblick der anrückenden kaiserlichen Cürassiere zersprengte die Türken in wilde, regellose Flucht. Es war ein fast blutloser Sieg. Dann jedoch mußte die siegreiche Armee, anstatt den Feind zu verfolgen, über drei Wochen lang auf der Wahlstatt harren, weil in der Kriegskasse sich nicht die Mittel fanden, deren man bedurfte zum Ankaufe von Zugthieren für die Fortschaffung der an Waffen und Lebensmitteln gemachten Beute [2]). Erst nach vollen zwei und zwanzig Tagen floß etwas Geld von Wien herab.

Und weiter ging der Siegeszug. Vor der Stadt Nissa hielten die Türken Stand. Die Kräfte waren ungleich. Die türkische Armee ward gerechnet auf 40.000 Mann, die kaiserliche auf 16.000. Der Mangel der Seinigen an Lebensmitteln ließ dem Feldherrn Ludwig von Baden keine Wahl. Er mußte schlagen. Nach langem hartem

---

[1]) Kramprichs Bericht vom 24. September 1689, desgleichen mehrere aus dem Jahre 1690.

[2]) Wagner sagt stärker: Badensi ne teruncius quidem in aerario castrensi.

Kampfe bis in die Dunkelheit der Nacht löste das türkische Heer sich auf. Der Markgraf von Baden zog als Sieger in Nissa ein. Er nahm Widdin. Er schob seine Truppen vor bis hinaus über Pistrina. Es schien, daß auch ungeachtet des neu entbrannten Krieges am Rheine dennoch Serbien zu behaupten, Bosnien zu gewinnen sein würde.

Die türkische Friedensbotschaft war, ungeachtet des Scheiterns der Verhandlungen im März 1689, von Wien nicht abgereist. Das Verweilen dürfte nicht als ein rein freiwilliges anzusehen sein. Der Wunsch für diesen Frieden vom Westen her war sehr nachdrücklich. Eifriger vielleicht noch als von Holland und England her, ward er geltend gemacht von Spanien und dessen Vertreter Borgomainero. Das einstige Verhältniß, daß das Cabinet von Madrid ein Uebergewicht ausübte auf das kaiserliche, hatte längst sich gewandelt; aber Borgomainero persönlich, von Wilhelm III. hoch geschätzt, machte in Wien seine Stellung mit Nachdruck geltend. Sein Wort galt viel auch bei dem Kaiser selbst, mehr jedoch, wie man zu bemerken glaubte, aus Rücksicht als aus Neigung für ihn [1]). Borgomainero war, ganz im Sinne des Oraniers, der nachdrücklichste Widersacher des Türkenkrieges, der eifrigste Fürsprecher des Friedens. Aber es darf zweifelhaft sein, ob dieser Eifer, welcher der türkischen Botschaft nicht geheim bleiben konnte, in dieser Richtung fördernd auf sie wirkte.

Sulfikar Effendi ward in Wien gedrängt, sich vom Divan neue Instructionen zu erbitten. Sein Courier mit denselben traf in Wien wieder ein im October 1689, war demnach von Constantinopel aus abgefertigt zu einer Zeit, wo man dort die Kunde der letzten Niederlage von Nissa noch nicht haben konnte.

Der Kaiser befand sich zum Zwecke der Wahl seines Sohnes Joseph in Augsburg. Er hatte dem Grafen Quintin Jörger, Statthalter von Nieder-Oesterreich, und dem Freiherrn Dorsch die Vollmacht zur etwaigen Verhandlung hinterlassen. Die türkischen Gesandten begehrten eine Unterredung. Sie ward ihnen gestattet. Aber die Kaiserlichen waren sehr überrascht, als jene, anstatt von den früheren Forderungen zurück zu weichen, erklärten, daß sie bei denselben beharrten, daß sie verlangten entweder den Abschluß auf Grund

[1]) Finalbericht des Venetianers G. Venier, im Jahre 1692, p. 327.

derselben oder ein sicheres Geleite zur Heimkehr. Sie forderten vor allen Dingen die Rückgabe von Belgrad und allem, was am rechten Ufer der Save ihnen genommen sei. Dafür waren sie erbötig diejenigen Plätze auszuliefern, welche auf dem linken Donauufer von den Kaiserlichen bereits umschlossen waren. Die Reden gingen weiter. Die hohe Pforte, sagte Sulfikar Effendi, trete überhaupt keine Länder ab. Wenn man von kaiserlicher Seite nichts oder nur etwas zurück geben wolle: so sei nicht an einen definitiven Frieden zu denken, sondern nur an einen Stillstand auf vier oder fünf Jahre [1]).

Der Bericht dieser sonderbaren Verhandlung ging ab nach Augsburg. Der Kaiser ließ, wie er zu thun pflegte, die Angelegenheit im engeren Conferenz-Rathe erörtern. Aus dem Protokolle desselben ist nicht zu ersehen, daß auch nur einer der Minister eine Ansicht zu Gunsten der türkischen Forderungen ausgesprochen. Man einigte sich dahin, daß eine Grundlage zum Frieden hier nicht geboten werde. Der Kaiser möge ein Schreiben dieses Inhaltes senden an den Sultan, der Graf Starhemberg als Präsident des Hof-Kriegsrathes an den Großwesir. Die türkische Botschaft sei zu entlassen. Der Kaiser Leopold gab dem Gutachten seiner Räthe sein Placet. So am 29. November 1689.

Wir haben aus dem Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir die hauptsächliche Stelle zu vernehmen. [2])

„Ihre Abgesandten, sagt Starhemberg, bieten in ihren Vorschlägen dem Kaiser das was nicht in ihren Händen, und trachten gleicher Weise dem Kaiser das zu nehmen, was sie nicht inne haben. Sie haben offen erklärt, auf keine andere Weise in einen Frieden sich einlassen zu können noch zu wollen. Von diesem ihrem Standpuncte, von diesem ihrem Vorsatze haben sie durch keine Gründe, keine Darlegung des Sachverhaltes sich abbringen lassen, vielmehr wiederholt

[1]) K. k. Archiv. Turcica. Das Protokoll der Conferenz zu Augsburg, vom 29. November 1689.

[2]) Die Stelle im Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir lautet: Ubi super intellectu pacis et armistitii propositi pressius interrogati fuerunt, positive responderunt, se sub pacis propositae nomine pacem solidam numquam intellexisse, sed tantum armistitium longius vel brevius quattuor vel quinque annorum, si quid vel nihil de occupatis restitueretur, praefato pacis nomine designasse.

ihre Entlassung verlangt. Zwar haben sie nach der gegebenen Erlaubnis einen Courier an die Pforte zu entsenden, auf jenes Verlangen einstweilen verzichtet, nach der Rückkehr des Couriers jedoch jegliche weiter gehende Instruction verneint, vielmehr gefordert, daß entweder man mit ihnen verhandele und schließe auf Grund ihrer ersten Vorschläge, oder ihnen die Entlassung gewähre. Dagegen enthielt das letzte Schreiben Ew. Excellenz an mich die ausdrückliche Erklärung, daß die Abgesandten ausgestattet seien mit der Vollmacht zum Abschlusse eines beiderseits annehmbaren Vertrages."

„So ist, wie ich des Breiteren ausgeführt, der Verlauf der Verhandlung mit diesen Abgesandten. Von Seiten Seiner kaiserlichen Majestät und der Bundesgenossen ist es daher unmöglich, auf diesem Wege zu dem gewünschten Frieden zu gelangen. Denn weder der christlichen Sache noch dem Kaiser könnte ein Friede genügen, welcher die Territorien durch einander mischt, welcher dadurch den Feinden Anlaß und Gelegenheit gewährt, in bewaffneten Schaaren das diesseitige Gebiet zu betreten, und somit die Länder und Völker des Kaisers den Gefahren einer täglichen Friedensstörung auszusetzen."

„Die Thatsache also ist, daß die türkischen Abgesandten nach der Wiederkehr des Couriers, vor dessen Abgange von unserer Seite die ausdrückliche und wiederholte Erklärung vorlag, daß auf Grund der bisherigen Vorschläge ein Friede nicht geschlossen werden könne, dennoch an eben diesen Vorschlägen festgehalten haben, und daß demnach ein sicherer und ehrenhafter Friede zwischen den beiden Monarchen nicht zu erreichen steht. Es folgt daraus, entweder daß die ottomanische Pforte niemals den aufrichtigen Willen zum Frieden gehabt, oder daß ihre Abgesandten den Intentionen derselben nicht entsprochen, sondern eine Hartnäckigkeit an den Tag gelegt haben, die unvereinbar ist mit der jetzigen Sachlage, so wie mit dem Gebote der Vernunft. Die Schuld des nicht erfolgten Friedens liegt demnach nicht auf unserer, sondern auf türkischer Seite. Ob dies Verhalten der Abgesandten bedingt worden ist durch Ihren Befehl, oder durch die böswillige Einflüsterung derjenigen, welche darauf ausgehen, uns an einander zu bringen, damit zu ihrem Nutz und Frommen wir gegenseitig einander aufreiben und kraftlos machen, wollen Sie selbst entscheiden."

„Gott aber, der die Herzen kennt und die Siege austheilt, wird richten zwischen uns über die Gerechtigkeit unserer Sache, über die Aufrichtigkeit des Willens zum Frieden hüben und drüben. Er wird die Schuld und Strafe für das noch ferner zu vergießende Menschenblut auf denjenigen wälzen, den er als den Urheber erfindet. Der Ausgang wird es darthun, und das Urtheil der von Leidenschaft nicht befangenen Menschheit wird über uns richten" [1]).

Bei dem auffallenden Benehmen dieser türkischen Friedensbotschaft blieb auf kaiserlicher Seite die Vermuthung rege, auch in den Berathungen zu Augsburg wohl erkennbar, daß dennoch am letzten Ende Sulfikar Effendi mit noch einer anderen weiter gehenden Instruction hervortreten werde. Man glaubte dahin zielende Andeutungen zu verspüren. Dennoch kam nichts Derartiges zu Tage. Dagegen versuchten die Türken bei dem venetianischen Botschafter in Wien einen Anwurf zu einem Sonderfrieden. Cornaro wies zurück. Wie von kaiserlicher Seite kein Schritt ohne sein Vorwissen und seine Zustimmung gethan wurde: so sehen wir auch ihn beflissen, diesem Vertrauen zu entsprechen und andererseits das Verhalten der Türken zu durchdringen. Darum ist sein zusammen fassendes Urtheil über dies Verhalten, dessen Consequenzen für das gesammte Westeuropa und namentlich für die Ziele der großen Allianz eine so weittragende Bedeutung gewinnen mußten, für die Erklärung desselben von besonderer Wichtigkeit.

„Es ist nicht zu zweifeln, sagt Cornaro einige Monate später in seinem Finalberichte an den Senat von Venedig, daß in Folge der Diversion im Westen, des Einbruches der Franzosen in das Reich, die Meinungen der Barbaren sich gewandelt haben. Sie erkannten, daß die Macht des Kaisers dadurch getheilt wurde. Sie sahen, daß er seine Heereskräfte aus Ungarn abberief. Sie nahmen den Schrecken wahr, den die französischen Waffen einflößten. Es überwog in ihnen die Ansicht, daß der Kaiser genöthigt sein werde, die Mehrzahl seiner Truppen in Deutschland zu verwenden, in Folge dessen Ungarn zu entblößen. Sie wurden unbeugsam in ihren Forderungen. Dies ergibt sich klar aus der Verschiedenheit des Verfahrens, mit welchem sie die Verhandlungen begannen, von demjenigen, mit welchem sie endlich den

[1]) Anlage I.

Faden zerriſſen. Sie verweilten in Wien nur noch in der wohl durchdachten Abſicht, den Ausgang des Feldzuges abzuwarten, ihre Entſchlüſſe zu faſſen nach Maßgabe der Ereigniſſe, zugleich um durch dies Aushalten die Eiferſucht Frankreichs zu erregen, und ſcheinbar dem Wunſche und dem Drange der Reichsfürſten auf den Frieden Genüge zu leiſten."

„Es iſt nie gelungen zu durchdringen, ob dieſe Friedensgeſandten noch eine weitere Vollmacht beſaßen als die ausdrücklich zur Sprache gekommen iſt. Aus begründeten Nachrichten jedoch bin ich dahin gelangt zu ermitteln, daß der Beſchluß der Pforte zur Abſendung der Friedensbotſchaft erfolgt iſt weſentlich auf das Einrathen der Holländer, welche ſich zur Vermittelung erboten" [1]).

Hier liegt der Schlüſſel der geſammten Angelegenheit. Nicht ſo ſehr aus eigenem Entſchluſſe, aus eigenem Antriebe hatten die Türken jene Friedensbotſchaft entſendet. Vielmehr war es das Bemühen des Oraniers, bereits vor ſeiner Unternehmung nach England, den Kaiſer im Oſten frei zu machen. Auf ſeinen Betrieb daher ließ die Republik Holland den Divan in Conſtantinopel zu einer ſolchen Friedensbotſchaft auffordern. Es war dagegen Ludwig XIV., der durch die Conſequenzen ſeines Einbruches in das Reich, im September 1688, dieſe Bemühungen durchkreuzte. Eben aber, weil vom Haag aus das Beſtreben dieſer Friedensvermittelung ſeinen Urſprung genommen: ſo lag es in der Natur der Sache, daß der Abbruch der Verhandlungen gerade dort am unangenehmſten empfunden wurde, und daher für eine Zeitlang die Neigung vorherrſchte, nicht ſo ſehr den Türken dieſes Scheitern vorzuwerfen als dem Kaiſer. Die Frage dieſes Friedens, neben derjenigen des Krieges gegen Ludwig XIV. die nächſt wichtige für die geſammte große Allianz, wird noch oft uns entgegen treten.

Dem Verlangen der türkiſchen Friedensgeſandten gemäß ſtellte man ihnen die Päſſe zu. Im Januar 1690 begaben ſie ſich nach Komorn. Dort warteten ſie ab.

---

[1]) Fontes Rerum Austriacarum. Bd. XXVII, p. 290. — Man wird dieſem Urtheile Cornaros nicht dasjenige von Venier, ebendort S. 336, im Jahre 1692, entgegen halten dürfen. Denn C. fällte ſein Urtheil nach eigener Kunde, V. kam nach Erledigung der Sache.

Ihre Forderungen hatten den Abbruch der Verhandlungen unvermeidlich gemacht. Und doch dürfte es die Frage sein, ob nicht, nachdem es nun einmal dahin gekommen, auch Vielen auf kaiserlicher Seite dieser Ausgang erwünscht gewesen sein mag. Denn in der Abwägung des Für und Wider schien doch Manchem die Wage sich neigen zu müssen zu Gunsten des Kaisers.

Eine Zusammenstellung dieser Art liegt vor von der Hand des Grafen Quintin Jörger, des Statthalters von Nieder-Oesterreich, den der Kaiser mit der Führung dieser Geschäfte betraut. Das Gutachten, datirt vom 1. November 1689, aus der Zeit der Verhandlung, ist dennoch davon unabhängig, auf sich selber ruhend. Wir haben den Kern desselben zu vernehmen[1]).

„Die Vorfahren des Kaisers, sagt Jörger, nämlich Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., die beiden folgenden Ferdinande, haben den Frieden annehmen oder halten müssen gemäß dem Willen der Türken. Auch der Kaiser Leopold ist nach dem Siege bei St. Gotthard dennoch froh gewesen den Frieden zu erlangen. Nun zum ersten Male steht es in der Hand des Kaisers den Frieden zu geben."

„Seit dem Jahre 1618 haben die Länder keines dauernden Friedens, keiner Ruhe genossen."

„Die Kriegesanstalten von kaiserlicher Seite lassen viel zu wünschen übrig. Die schlechte Versorgung mit Lebensmitteln, ja der Hunger selbst hat den Markgrafen Ludwig von Baden bei Nissa gezwungen zu dem kühnen Entschlusse des Angriffes. So hat er mit seinen 13.000[2]) Mann die 40.000 Türken geschlagen."

„Die Disciplin des kaiserlichen Heeres nach oben hin ist schlecht. Sie krankt namentlich an der Ueberzahl von General-Offizieren. Die Mächtigeren unter ihnen haben die Regimenter an sich gebracht, und können ohne große Gefahr und Anstoß nicht gestraft werden."

„Aus dem Reiche ist eine Hülfe nicht zu erwarten."

„Allein dagegen hoffen seit 1453 viele Christen unter der Herrschaft der Ungläubigen ihre Befreiung von dem römischen Kaiser."

---

[1]) Es ist abgedruckt in Selecta scripta illustria, herausgegeben von Lünig 1723, S. 93 u. f.

[2]) Wagner II, p. 117 sagt 16.000.

„Der Kaiser ist apostolischer König."

„Auch das oströmische Kaiserthum steht ihm in Aussicht."

„Die Union der Kirche des Morgenlandes mit derjenigen des Abendlandes ist die Folge des Sieges."

„Die Lage der Dinge ist eine so günstige, wie sie vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder zu erwarten."

„Denn die türkische Regierung ist schwach, zerrüttet durch häufigen Thronwechsel in Folge von Empörungen."

„Ihre Kriegführung ist fehlerhaft."

„Sie sind gebeugt durch Niederlagen: man darf ihnen daher nicht die Zeit lassen sich wieder aufzurichten."

„Das Unrecht ist auf ihrer Seite. Nicht der Kaiser, sondern sie haben den Frieden von 1664 gebrochen."

„Auch für den Fall daß der Friede geschlossen würde, muß doch eine starke Truppenmacht in Ungarn stehen bleiben."

„Der Weg nach Constantinopel ist bereits halb zurückgelegt. Er ist zu vollenden. Denn die Türkenmacht geht, allem Anscheine nach, ihrem Untergange entgegen."

„Deshalb muß der Krieg gegen sie energisch fortgesetzt werden."

Anders lautete eine hinterlassene Mahnung des einstigen Feldherrn Montecuculi, der zuerst bei der Abtei St. Gotthard an der Raab den kaiserlichen Truppen das Siegen über die Türken gelehrt. „Der Kaiser, hatte er gesagt, möge sich hüten vor einem langen Türkenkriege. Denn auch zwanzig Siege über sie würden nicht ausreichen ihre Macht zu brechen. Der Kaiser dagegen kann durch eine einzige Niederlage alles verlieren" [1]).

Jörger verfaßte sein Gutachten am 1. November 1689. Eine der wichtigsten Voraussetzungen desselben war die innere Schwäche, die Zerrüttung der türkischen Regierung. Er konnte nicht voraussehen, daß, noch bevor sein Gutachten in die Hände des Kaisers in Augsburg gelangte, jene wichtige Voraussetzung in Betreff der Türkei zu Boden fiel, und zwar merkwürdiger Weise in Folge des letzten Sieges der Kaiserlichen bei Nissa. Die Kunde desselben rief dort im Anfange

[1]) Bericht des venet. Botschafters Venier, von 1693, in den Fontes Rer. Austr. Bd. XXVII, p. 337.

November eine völlige Umwälzung hervor. Jenes Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir, über welches man in Wien und Augsburg berieth, war zwecklos geworden, noch bevor man es abgefaßt. Denn der Großwesir Mustafa, für den es bestimmt, war nicht mehr im Amte. Er war nach Adrianopel berufen, wo sich der Sultan Soliman befand, und dort abgesetzt. In seine Stelle ward berufen als der siebente im Laufe des nun siebenjährigen Krieges Mustafa Köprili, ein Bruder des einstigen Eroberers von Candia. Er war bis dahin Pascha von Chio, ein strenger Türke, ein Mann von umsichtigem Blicke und starkem Willen, der sofort mit fester Hand die Zügel erfaßte. Das gleichzeitige Verhalten der türkischen Gesandten in Wien entsprach durchaus seinen Wünschen; denn er war entschlossen zur nachdrücklichen Fortführung des Krieges[1]).

Und dies führt uns zurück zu den Aufträgen, mit denen kurz zuvor der Marquis Chateauneuf in Adrianopel eingetroffen war.

Das Verlangen Wilhelm III. nicht als König von England anzuerkennen, dagegen die englischen Schiffe wegzunehmen, wies der Großwesir zurück. Denn derjenige sei König von England, den England selbst dafür erkenne, und es würde den Türken, die so oft den Herrn gewechselt, übel anstehen dasselbe Recht einer anderen Nation zu bestreiten. Für den Abschluß eines Sonderfriedens mit Polen stellte Köprili Bedingungen, auf die voraussichtlich Polen nicht eingehen würde. Die Geldsummen dagegen, die Chateauneuf darbrachte für die Fortführung des Krieges gegen den Kaiser, waren willkommen. Eben darum auch bewilligte Köprili die andere Forderung, die Einräumung der heiligen Stätten in Jerusalem an die Katholiken. Einige Monate später vernahm die Welt, daß dies geschehen sei, und demnach erschien die Fürsorge des Königs von Frankreich für die katholische Religion abermals als offenkundig und augenscheinlich dargethan.

Dem gegenüber haben wir das Schreiben des Grafen Starhemberg an den Großwesir vernommen, in demselben den Hinweis auf den fremden Rath, welcher den Krieg zu schüren, die Macht des Kaisers und des Sultans gegenseitig aufzureiben suche zu eigenen Gunsten, die Berufung dagegen auf das Recht und die Entscheidung der Waffen.

---

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 28.

Die Sprache war angemessen nach dem Stande der Dinge zu Ende 1689. Kein sterbliches Auge konnte damals ermessen oder ahnen, daß mit dem Beginne, ja mit dem ersten Tage selbst des nächsten Jahres die Siegesfluth sich wenden, nicht mehr rollen würde für die Kaiserlichen von West nach Ost, sondern für die Türken von Ost nach West. Wir werden diesen Umschwung im Zusammenhange später zu überblicken haben.

Der Kaiser Leopold stand vielmehr zu Ende des Jahres 1689, in Betreff der beiden Kriege, die nicht er gesucht, die fremder Wille ihm aufgezwungen, nach Osten wie nach Westen, sieggekrönt. Er war zugleich sicher der Erfüllung des liebsten seiner Wünsche, der Erhaltung der römischen Kaiserkrone in seinem Hause durch die Wahl seines Sohnes Joseph zu seinem Nachfolger, zum römischen Könige. Wir haben diese Stellung nach dem Westen ins Auge zu fassen.

Man hätte denken sollen, daß bei dem allgemeinen Zorne der deutschen Fürsten gegen Frankreich im Jahre 1689 die Truppen frühzeitig ins Feld rücken würden[1]). Es geschah nicht. Den Kaiser drückte dazu noch eine andere Sorge. Drei der Kurfürsten, von Bayern, von Sachsen, von Brandenburg, waren bereit persönlich mit auszuziehen. Aber dies Erbieten schloß in sich für jeden von ihnen die Führung des eigenen Heeres, die Bereitwilligkeit zum Befehlen, nicht zum Gehorchen. Deshalb ward das Auskunftsmittel gefunden, die deutsche Macht dreifach zu theilen. Das stärkste Heer unter der Führung des Herzogs von Lothringen begab sich an den Mittelrhein; mit einem anderen der Kurfürst von Brandenburg an den Niederrhein; das dritte deckte den Oberrhein. Daß ein französisches Heer sich stellen würde zur offenen Feldschlacht, war nicht zu erwarten. Ludwig XIV. hatte durch seinen raschen Einbruch vom September 1688 eine lange Reihe fester Plätze auf dem deutschen Boden in seine Gewalt gebracht. Gegen diese galt es sich zu wenden. Die Frage war nur, gegen welchen zuerst. Es handelte sich um Philippsburg, um Mainz, um Bonn, um das auf dem Boden von Kur-Trier erbaute Mont-Royal. Der Kriegsrath erörterte lange. Endlich sprach der Lothringer Herzog: „Mainz und Köln sind die Puncte, welche einst das Auge der Römer ausersehen zur Anlage von Bollwerken, geeignet zur Bezwingung der Völker

[1]) Ich folge Wagner t. II, p. 98 sqq.

diesseit des Rheines. Eben dies ist das Ziel des neuen Frankreich. Darum muß unsere erste Aufgabe sein der Wiedergewinn von Mainz." Das Wort entschied[1]).

Die Belagerung begann erst tief im Monate Juli. Um den Lothringer Herzog sammelten sich dort die Fürsten des Reiches. Auch der Kurfürst von Bayern zog zu diesem Zwecke mit heran. Es war der Wunsch und die Bitte des Kaisers und des Königs von England, daß auch der Kurfürst von Brandenburg dazu mitwirkte. Friedrich III. weigerte sich. Er wählte für sich, nach der Bezwingung von Kaiserswerth, die Belagerung von Bonn, der kurfürstlichen Residenz, in welche der Cardinal Fürstenberg eine starke französische Besatzung eingelegt. Der König sprach wiederholt sein Misfallen aus über diese Theilung der Streitkräfte, durch welche der Kurfürst die gemeinsamen Maßregeln durchkreuze. Er nannte dies Verhalten des Kurfürsten unentschuldbar[2]).

Die Belagerung von Mainz, welches, weil unvorbereitet, der dortige Kurfürst im Jahre zuvor den Franzosen ohne Widerstand überliefert, und welches sie dann sofort nachdrücklich verstärkt, forderte das Opfer vieler Tausende der Belagerer. Wo es zum Handgemenge kam, wie bei dem furchtbaren Sturme auf den bedeckten Weg, hatte man niemals zuvor eine solche Erbitterung der Kämpfer wider einander wahrgenommen. Es war die Consequenz derjenigen Art von Kriegführung, welche von Chamlay, Louvois, Ludwig XIV. ausgegangen war. Endlich erkannte der Commandant Uxelles die Unhaltbarkeit an. Er erhielt einen ehrenvollen Abzug, am 1./11. September 1689. Unterdessen hatte der Kurfürst von Brandenburg die Stadt Bonn bis zur Vernichtung bombardirt. Die Verwüstung übte auf den Commandanten Asfeld keine Wirkung. Nach dem Falle von Mainz, entsendete der Herzog Carl von Lothringen eine bedeutende Hülfe gegen Bonn. Dann folgte in kurzer Zeit Asfeld dem Beispiele von Uxelles. Er hatte nur noch einen Trümmerhaufen zu übergeben.

Der Wiedergewinn der beiden Städte erschien als eine erhebliche Leistung der deutschen Waffen im Jahre 1689. Auch in den Nieder-

[1]) Wagner t. II, p. 100.

[2]) v. d. Heim: het Archief van Heinsius p. 47. W. III. an Heinsius, am 13./23. August 1689: De conduite van Brandenburg is inexcusabel en te beklagen.

landen war der Vortheil auf Seiten der Verbündeten. Es erfolgte kein Haupttreffen; aber bei Walcourt behielt der Fürst von Waldeck die Oberhand. Er anerkannte die Leistungen der Engländer unter der Führung von Marlborough [1]). Die Franzosen dagegen bemerkten mit Genugthuung, daß ihre im Jahre zuvor rasch und fast mühelos erlangten Vortheile im Reiche auch gegenüber der großen Macht, welche man dort gegen sie entsendet, dennoch überwiegend blieben. So sei es geschehen im ersten Jahre, wo der Eifer für die Allianz warm. Im zweiten werde derselbe lau werden, und dann noch lauer. So wohl sei alles vorbereitet, daß keine feindliche Armee in Frankreich eindringen, daß vielmehr die französischen Armeen sich erhalten würden auf Kosten der Feinde [2]).

Im Wesentlichen war diese Ansicht richtig. Der Wiedergewinn von Mainz und Bonn war die bedeutendste eigene Leistung von deutscher Seite nicht blos für das Jahr 1689: er blieb es für den ganzen neunjährigen Krieg.

Der Sieg von Mainz ward vor allem mit Jubel vernommen in Augsburg, wo damals der Kaiser sich befand zum Zwecke der Wahl seines Sohnes. Die Einwirkung auf die Kurfürsten für dieselbe war eine der wesentlichen Bedingungen, die er der Republik Holland und dem Oranier gestellt hatte für den Abschluß der großen Allianz. Indem Wilhelm III. aufbot was er vermochte, um diesen Wunsch des Kaisers zu erfüllen, kittete er dadurch um so fester diese Allianz, durch die allein er hoffen durfte, das begonnene Werk durchzuführen, das auf Europa lastende Uebergewicht des Königs von Frankreich abzuwerfen. Für den Kaiser war diese Erfüllung seines Wunsches der Glanzpunct seines Lebens. Verfolgen wir daher seine Schritte zu diesem Ziele.

Am 25. Juni 1689 forderte der Kaiser Leopold den Mainzer Kurfürsten, Anshelm Franz, aus dem Geschlechte Ingelheim, als Erzkanzler des Reiches auf, einen Kurfürstentag nach Augsburg auszuschreiben, gegen das Ende des Monates August. Die Aufforderung legt schweren Nachdruck auf die unmenschlichen Grausamkeiten des fried-

[1]) Waldecks Bericht an die Generalstaaten, bei Sylvius t. III, b. 28, p. 182.
[2]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 26. Vom 12. August 1689.

brüchigen Königs von Frankreich. Bis dahin ward der Türke bezeichnet als der Erbfeind des christlichen Namens, oder auch schlechthin als der Erbfeind: in diesem Schreiben redet der Kaiser zum ersten Male von „den beiden Erbfeinden“[1]). Der gerechten Erregung des Kaisers Leopold wider Ludwig XIV., so wie der langen Erinnerung an die zweihundertjährige Aggressive der Häuser Valois und Bourbon gegen das Haus Habsburg, darf dieser Ausdruck zu gute gehalten werden. Dies um so mehr, da Ludwig XIV. durch seinen Bund mit den Türken, ähnlich wie einst Franz I. durch den seinigen mit Soliman gegen Carl V., in den Augen des Kaisers als derselbe Feind erschien. Daß dagegen in späteren Zeiten Andere, deren Vorfahren und Vorgänger die Feindschaft der Häuser Valois und Bourbon gegen das Kaiserhaus im eigenen Interesse ausgebeutet — jene Benennung gegen Frankreich, gegen die französische Nation als solche sich aneignen könnten, lag sicherlich den Gedanken des Kaisers Leopold sehr fern.

Der Zweck der Zusammenkunft gemäß der Aufforderung des Kaisers sollte sein die Beredung über die Mittel zur Fortsetzung beider Kriege, so wie überhaupt über die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches. Daß darunter verstanden wurde namentlich die Wahl des Nachfolgers im Reiche, des römischen Königs, lag vor Augen. Der Kaiser verbat übermäßigen Aufwand als den Zeitumständen nicht angemessen.

Wir haben aus dem Schreiben des Kaisers Leopold an den König von Spanien, im Juli 1689 (Band IV. S. 453 u. f.) seine persönliche Ansicht vernommen. Er meldet darin, daß er für schweres Geld auch den Brandenburger Kurfürsten bewogen, die Versprechungen des Vaters zu erfüllen. Der Kaiser glaubte im Voraus der Willfährigkeit aller Kurfürsten sicher zu sein. Er hoffte sie alle persönlich in Augsburg um sich zu sammeln.

So günstig indessen lagen nicht die Dinge. Am 26. Juli 1689 erließ der Mainzer Kurfürst Anshelm Franz, von der Stadt Erfurt aus, die Ladungen an die Kurfürsten nach Augsburg. Am 31. August traf der Kaiser in Augsburg ein, am 4. October der erste der Kur-

[1]) Das Schreiben im Theatrum Europaeum, Theil XIII S. 1102 u. f. Dasselbe Werk für das Folgende.

fürsten, der Mainzer selbst. Langsam folgten im Laufe des Monates October einige andere, nur nicht der mächtigste, Friedrich III. von Brandenburg.

Das Verhalten des Kurfürsten Friedrich III. im Jahre 1688 bewog den Venetianer Venier in Paris zu dem Urtheile, daß das Glück, welches Frankreich immer darin gefunden, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm mit dem Glanze des Goldes für sich zu gewinnen, mit demselben ins Grab gelegt sei [1]). Es war der Beginn. Friedrich III., an Befähigung allerdings viel geringer, war in Gesinnungen durchaus der Sohn seines Vaters, bereit zu gehen mit demjenigen der ihm den größeren Vortheil bot.

Es würde zu weit führen alle diese Windungen der Unehrlichkeit zu verfolgen. Begnügen wir uns, sie mit einigen Strichen anzugeben.

Im Sommer und Herbste des Jahres 1688 schien Friedrich III. mit lebhaftem Eifer eingegangen zu sein in die Plane Oraniens. Im Spätherbste finden wir ihn wieder in Unterhandlungen mit Frankreich, die sich hinziehen bis in den Januar 1689 (Bd. IV. S. 316). Er nimmt dann Theil am Reichskriege gegen Frankreich, und ersieht sich Bonn als sein besonderes Ziel. Wir haben darüber das Urtheil des Königs von England vernommen. Aber Wilhelm III. wußte damals noch nicht alles. Während dieser Kurfürst eine deutsche Stadt, deren Festungswerke er mit zu geringer Macht durch eine regelrechte Belagerung nicht nehmen konnte, durch seine Bomben in einen Trümmerhaufen verwandelte, fanden in seinem Lager Beredungen statt zwischen seinem General Schoening und dem Marquis de Flisange, entfielen dem Kurfürsten selbst nicht blos unmuthige Worte über die kaiserlichen Ansprüche an ihn, sondern auch die weiteren: die große Macht des Kaisers beginne verdächtig zu werden. Es sei fast an der Zeit, gegen diese Macht des Hauses Oesterreich seine Maßregeln mit Frankreich zu treffen [2]).

---

[1]) Barozzi e Berchet: Relationi Venete. Francia t. III, p. 477: Brandemburgo ha sepolto col padre quella felicità che aveva sempre trovato la Francia in guadagnar coll' allettamento dell' oro quell' elettore.

[2]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 47. Bericht von Heeren an Heinsius, vom 9. Dec. 1689.

So schwer demnach auch die Zahlung des Goldes, von welcher der Kaiser in seinem Schreiben an den König von Spanien Meldung thut, ihm angekommen sein mochte: dies bereits gezahlte Gold bot ihm keine Bürgschaft für die Treue des Brandenburgers. Von einem andern Gesichtspuncte aus erwog Friedrich III. die Frage der Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige. Die Gedanken waren wesentlich dieselben, wie früher bei dem Abbruche der Verhandlungen mit Frankreich. „Weil mit Sicherheit angenommen werden durfte, daß die Mehrheit der Kurfürsten für den Wunsch des Kaisers bereits gewonnen war: so würde das Widerstreben des Einen nur eine Einbuße an Gunst und Verdienst nach sich ziehen, ohne Frucht zu bringen. Darum erschien es gerathener mit Anstand einzuwilligen in dasjenige, dessen Verweigerung keinen Vortheil brachte"[1]). Aus dieser Erwägung floß dann folgerecht das Bestreben, dem Fortgange jener Angelegenheit, deren Gelingen direct nicht zu vereiteln war, indirect möglichst viele Steine in den Weg zu wälzen, jedenfalls sie zu verschleppen.

Dies gelang, namentlich durch die Ausnutzung der ergiebigen Quelle des Haders damaliger Zeit, des Ceremoniells. Erst am 25. November 1689 sammelte der Kaiser Leopold um sich in Augsburg fünf anwesende Kurfürsten und die Bevollmächtigten derjenigen von Brandenburg und Sachsen. Und damit treten wir in eine lichtere Region.

Wir haben die Worte vernommen, mit welchen der Kaiser dem Könige von Spanien die Lage der Dinge zeichnete: halten wir zu ihnen diejenigen an die Kurfürsten. Der Kaiser wies hin auf den traurigen Zustand des Reiches. „Dahin, fuhr er fort, ist es gebracht durch die Falschheit des Königs von Frankreich, der seit langem mit höchster Anstrengung trachtet nach seinem Ziele, nämlich die römische Kaiserkrone zu erlangen, sei es durch Wahl, sei es durch Gewalt. Darum hat er die Rebellen von Ungarn mit Rath und That unterstützt, darum meine Unterhandlungen mit der Pforte um die Fortdauer des Stillstandes im Jahre 1682 durchkreuzt. Als die Türken gegen Wien

[1]) Pufendorf: de rebus gestis Friderici III. etc. lib. III, §. 2, p. 211: Quia sine dubio major Collegarum pars Caesari suffragia sua addixerat, Elector, si reluctaretur, nonnisi gratiae ac meriti jacturam facturus erat, nullo effectu. Igitur satius erat, quod negari commode nequibat, decore annuere.

herannahten, ſtanden ſeine Heere an der deutſchen Grenze. Indem er ſo ſich als Protector anbot, hoffte er, daß man dafür die Kaiſerkrone ihm entgegen tragen würde[1]). Nachdem ihm der Stillſtand von 1684 alles bewilligt hatte, was ſeine Gier verlangte, iſt er dennoch, wider alle gelobte Treue, hervorgebrochen zu dem jetzigen grauſamen Kriege, und hat dabei ſeinen Ehrgeiz ſo wenig verhehlt, daß ſeine Geſandten bei dem einen und anderen Kurfürſten, bald drohend, bald verheißend, offen haben vorſchlagen dürfen, den Dauphin zum römiſchen Könige zu erwählen. Daher, weil ich weder durch Nachgeben, noch durch die äußerſte Geduld den Frieden zu erhalten und die unſägliche, des Chriſtennamens unwürdige Verheerung vom Vaterlande abzuwehren vermochte, habe ich mit den Ständen des Reiches und meinen andern Verbündeten zu den Waffen gegriffen. Bisher hat Gott dieſelben ſo geſegnet, daß an einem günſtigen Ausgange nicht zu zweifeln ſteht. Namentlich gereicht es mir zum großen Troſte, daß die Kurfürſten und die andern Stände des Reiches mit ſolchem Eifer eingetreten ſind für das Vaterland. Ich hoffe, daß Alle mit gleicher Treue zu mir ſtehen werden, wie es mein Wille iſt mich nie von ihnen zu trennen, ſondern alle von Gott mir verliehenen Kräfte aufzuwenden für das Vaterland"[2]).

„Bei dieſem Anlaſſe, fuhr der Kaiſer fort, habe ich noch ein beſonderes Mittel zur feſteren Einigung vorzuſchlagen". Er überreichte dem Mainzer Kurfürſten eine Schrift. „Ich bitte, fügte er hinzu, daß die Kurfürſten den Inhalt ſorgfältig erwägen, daß ſie dem Wohle des Reiches entſprechend ihren Beſchluß faſſen und mir mittheilen wollen."

Der Inhalt dieſer Schrift beſagte, daß, um alle franzöſiſchen Umtriebe abzuſchneiden, das durchgreifende Heilmittel ſei die Wahl eines römiſchen Königs. Die Umſtände ſeien günſtig, weil Frankreich zur Zeit in Deutſchland nichts vermöge. Dagegen ſtehe es um das

---

[1]) Man vgl. Bd. II, S. 396. Ich bemerke noch, daß dies auch die Anſicht ſpäterer venet. Botſchafter in Paris war. So Pietro Venier, 1695, bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 498: Quando piantato l' assedio di Vienna s' ideò che alcuni dei principi dell' impero impauriti portassero, con ricorsi per ajuti, unita l'offerta della corona dei Romani al Delfino per conservare all' impero la libertà e prevenirgli i ceppi che gli soprastavano.

[2]) Pufendorf lib. III, §. 10, p. 219.

Reich gefährlich, wenn in dieſer ſchweren Kriegeszeit dem Kaiſer etwas Menſchliches widerfahre, ohne daß vorher die Succeſſion ſicher geſtellt ſei. Darum empfehle der Kaiſer den Kurfürſten dieſe Angelegenheit auf das dringendſte, und bitte um Eile, da der Stand der Angelegenheiten, namentlich derjenigen des Türkenfriedens, die Rückkehr nach Wien fordere. Nicht jedoch wolle er der Freiheit ihrer Entſchlüſſe zu nahe treten. Er empfehle den König von Ungarn, welcher, wohl begabt, in die Fußſtapfen ſeiner Vorfahren treten und vermögen werde, zum Schutze des Reiches aus Eigenem nachdrücklich beizutragen. Zwar ſei der junge König noch nicht reif zur Regierung; aber die goldene Bulle ſchreibe über das Alter nichts Beſtimmtes vor, und noch ſei er ſelber, der Kaiſer, in derjenigen Lebenskraft, daß er mit Gottes Hülfe auf einige Jahre hoffen dürfe. Bei den Kurfürſten ſtehe es, gemäß dem Geſetze der goldenen Bulle, diejenige Fürſorge zu treffen, welche entſpreche den Rechten der Kurfürſten, dem Wohle des Reiches.

So der Kaiſer. Die Kurfürſten traten zuſammen zur Berathung. Kurpfalz bat dringend um Eile. Der Geſandte von Brandenburg dagegen mahnte zur Behutſamkeit. Wegen der Möglichkeit zufälliger Ereigniſſe dürfe man nicht ſich verſchnellen. Nicht zur Wahl ſeien die Kurfürſten geladen, ſondern zum Convente, und dieſer Convent werde nun verwandelt in einen Wahltag. Dafür bedürfe man der Zeit. Kurpfalz wies in ſcharfer Rede hin auf die Noth des Vaterlandes. Der brandenburgiſche Geſandte Dankelmann dagegen erhielt die Zuſtimmung ſeines Herrn. Denn die Gelegenheit ſei der einzige Keil vom Kaiſerhofe etwas herauszuſchlagen, namentlich in Betreff des Ceremoniells und der Vorrechte der Kurfürſten[1]). Von Kurpfalz galt ſchon ſeit den Zeiten Friedrich Wilhelms in Berlin das Wort: er verſtehe das kurfürſtliche Handwerk noch nicht[2]).

Es gelang dann den Bemühungen dieſer Art, die Wahl-Capitulation, die nach der Anſicht der kaiſerlichen Räthe in fünf Stunden ſich erledigen ließ, eben ſo viele Wochen hinzuſchleppen.

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 12, p. 221: Hunc enim unicum cuneum esse ab aula Caesarea aliquid extundendi, cumprimis circa caeremonias et praerogativas Electorales.

[2]) A. a. O. Eum opificium Electorale nondum callere.

Endlich waren alle Schwierigkeiten behoben. Am 19. Januar 1690 geschah die Krönung der Kaiserin. Bevor dann die formelle Wahlhandlung stattfinden durfte, mußten, dem Herkommen gemäß, alle Nicht-Angehörige des Reiches die Stadt verlassen. Der Kaiser bat seinem Sohne, dem Könige von Ungarn, den Verbleib in der Stadt zu gestatten. Dies ward bewilligt gegen die schriftliche Verpflichtung des Kaisers, daraus nicht eine Consequenz ziehen zu wollen. Dem Nuntius dagegen, wie dem englischen Gesandten Paget ward die Bitte abgeschlagen [1]).

Die St. Ulrichskirche wurde zum Kur-Conclave eingerichtet. Am 24. Januar 1690 ward dort der zwölfjährige Erzherzog Joseph, König von Ungarn, einstimmig erwählt zum römischen Könige. Es ist der einzige Fall dieser Art in der Geschichte des alten römischen Reiches deutscher Nation. Die Krönung erfolgte am 26. Januar 1690 im Dome zu Augsburg, mit denselben Formen, wie sonst in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt, also mit den Formen, die gegolten haben von uralten Zeiten her bis auf den letzten römischen Kaiser Franz II., und die gedient haben zum Vorbilde aller Krönungen in den alten christlichen Königreichen von Europa. Diesen Formen gemäß ist die Krönung der Vertrag der weltlichen Gewalt mit der Kirche als solcher, als der Vertreterin alles Rechtes, und namentlich aller Schwachen und Hülfsbedürftigen, insbesondere der Witwen und der Waisen. Kraft dieses Vertrages verheißt und beschwört der König seinen Schutz für die Kirche und alle diejenigen, welche die Kirche vertritt, und empfängt dafür von der Kirche den Segen ihrer Weihe. Das ist der Inbegriff des christlichen Königthumes.

Die Feierlichkeit in diesem Falle war jedoch einzig in ihrer Art, weil sie geschah in der Gegenwart des Vaters und der Mutter, beide gekrönt. Dazu kam die Anwesenheit so vieler Fürsten des Reiches, der Glanz des Actes selbst, vollzogen von dem Erzbischofe von Mainz, unter Assistenz der beiden von Köln und Trier. Mit solchem Pompe war noch niemals eine Krönung gefeiert [2]).

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 16, p. 227.

[2]) Theatrum Europaeum. Theil XIII, S. 1157. Kupferstich und Text. — Man vgl. auch Pufendorf III, §. 16, p. 227.

Es mochte dagegen unvermeidlich sein, daß einzelne Acte des festlichen Gepränges hier und da spöttische Bemerkungen wachriefen. Die Krönungsgeräthe waren nicht berechnet für einen zwölfjährigen Knaben. Man hatte die Krone ausgefuttert. Das Gewicht derselben, welche dann der jugendliche König sieben Stunden auf dem Haupte zu tragen hatte, ward geschätzt auf vierzehn Pfund. Manches konnte immerhin so angepaßt werden, nicht jedoch die Sandalen und das Schwert Carls des Großen. Mit diesem Schwerte ertheilte der junge König nach der Krönung vielen Getreuen den Ritterschlag [1]).

Jedenfalls war unter den Theilnehmern an der feierlichen Handlung Eine Persönlichkeit, auf welche die Wahrnehmung der Aeußerlichkeiten keinen ablenkenden Einfluß übte. Es war der Kaiser Leopold. Er stand auf der Sonnenhöhe seines Lebens. Ihm war gelungen was keinem seiner Vorfahren, auch nicht dem Ahnherrn des Hauses, Rudolf von Habsburg. Diesem, dem Wiederbegründer des alten römischen Reiches deutscher Nation, des Werkes der herrlichen Dynastie der Ottone, hatten einst die Kurfürsten das Verlangen der Wahl seines Sohnes Albrecht, des kraftvollen Mannes, abgeschlagen, hatten ihm erwiedert: es sei im Reiche nicht Herkommens, daß der Sohn dem Vater folge. Leopold, der lange Jahre hindurch hatte besorgen müssen, daß in ihm sein Stamm erlösche, fand nun keinen Widerspruch gegen seinen Sohn, der noch ein Knabe, ein solcher freilich, der den Vater wie die Völker zu schönen Hoffnungen berechtigte. „Niemals, berichtet drei Jahre später der Venetianer Venier über ihn, haben die Anlagen eines Prinzen so viel verheißen" [2]). Wenn der Kaiser Leopold dort im Dome zu Augsburg sich vergegenwärtigte, daß er, zwei und dreißig Jahre zuvor, selber achtzehnjährig in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt so dagestanden wie nun sein Sohn: so mochte ihm, bei allem gerechten Unwillen gegen den König von Frankreich, auch die Erwägung nahe liegen, welche mehr als einem seiner Vorfahren sich aufgedrängt, nämlich daß das Unrecht und die Gewalt der Könige von Frankreich dennoch vielfach negativ gedient hatte für die Erhöhung der deutschen

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 16. p. 227.

[2]) Finalbericht von 1693 p. 312: Il talento maggior d' ogni espressione. Giamai giovane Prencipe tanto promise.

Linie des Hauses Habsburg. Denn vor allem trat dies hervor an dem Siege — so darf man es bezeichnen — dessen der Kaiser Leopold sich erfreute in dieser Krönung seines Sohnes. Die Brandfackel, welche Ludwig XIV. reichlich ein Jahr zuvor in das Reich geschleudert, hatte unsäglichen Jammer über viele Unschuldige gebracht; aber mit den menschlichen Wohnungen war zugleich ein langjähriger Lebensplan des Königs Ludwig XIV. in Rauch aufgegangen: sein und seines Hauses Trachten nach der römischen Kaiserkrone. Zwischen derselben und ihm oder dem Dauphin wogte das Flammenmeer der Pfalz.

Die Wahl des Königs Joseph war eine Nothwendigkeit nicht bloß im Interesse des Reiches, sondern demjenigen des gesammten Europa, insofern dasselbe wider den König von Frankreich stand. In diesem Sinne hatten Wilhelm III. und die Republik Holland bei den Kurfürsten ihr Gewicht geltend gemacht. Selbst Schweden, obwohl der Coalition nicht angehörend, hatte doch in gleicher Weise seine Stimme für dieselbe erhoben [1]). Auch der Biograph des Kurfürsten von Brandenburg, so wenig der letztere förderlich für die Wahl gewirkt, so sehr er bestrebt gewesen war, die Lage der Dinge auszubeuten für seinen Eigennutz und seine Kleinlichkeit, faßt doch sein Urtheil zusammen in die Worte: „Wenn auch bei dieser Wahl manches zugelassen ist, was dem strengen Wortsinne der Gesetze nicht entsprach: so erhielt doch alles seine Entschuldigung durch den grausamen, von dem Könige von Frankreich erregten Krieg, und das Interesse des Vaterlandes forderte durchaus, daß auf diese Weise den Umtrieben jenes Königs ein Ziel gesetzt, der Weg zur Knechtung von Deutschland ihm versperrt werde" [2]).

So war die eine große europäische Frage erledigt. Die andere, diejenige der Succession in der spanischen Monarchie, blieb offen. Auf die Werbung des Kaisers war die Prinzessin Maria Anna, die Schwester der Kaiserin, dem Könige Carl II. von Spanien durch Procuration zu Neuburg angetraut. Man ersuchte nicht den König von Frankreich um einen Paß für die Königin von Spanien. Unter dem Geleite des Grafen Mannsfeld, den Carl II. mit diesem Auftrage beehrt, fuhr die junge Königin den Rhein hinab nach Holland. Ein Kriegs-

[1]) Pufendorf lib. III, §. 16, p. 228.
[2]) A. a. O.

geschwader der Republik trug sie hinüber nach England. Dort wieder lag eine englische Flotte von 32 Schiffen bereit für sie zur Reise nach Spanien. Widrige Winde verzögerten die Abfahrt [1]). Erst am 26. März 1690 landete die Königin in Corunna. Bis nach Valladolid kam ihr der König Carl II. mit seinem Hofe entgegen. Für mehrere Jahre lang ruhte fortan äußerlich die Frage der spanischen Succession, und die Völker gaben sich der Hoffnung hin, daß es um derselben willen nicht zum Kriege kommen, daß dort das königliche Haus sich neu begründen werde.

Der Kaiser kehrte zurück nach Wien. Dort landete er am 6. März 1690, von den Ständen von Niederösterreich empfangen als ein Triumphator. Der Kanzler derselben hob die wichtigsten Erfolge nach außen im Leben des Kaisers hervor. Den siegreichen Waffen des Kaisers verdanke Polen die Erhaltung seines rechtmäßigen Königs, Dänemark seine Rettung, die Republik Holland nachdrückliche Hülfe, das Reich die Kraft des Widerstandes gegen den König von Frankreich. Diesen Waffen endlich sei es beizumessen, daß die seit drei Jahrhunderten für unüberwindlich gehaltene Macht der Osmanen zum ersten Male eine Botschaft gesandt, mit dem Antrage des Friedens [2]).

Die letzten Worte hatten Wahrheit gehabt. Sie hatten sie nicht mehr. Es ist bereits erwähnt, daß am ersten Tage des neuen Jahres die Dinge im Osten sich gewendet. Das Glück hatte im Jahre 1689 seine Fülle über den Kaiser ausgeschüttet: es nahten die Tage des Unglückes.

Anders als für den Kaiser standen gegen das Ende des Jahres 1689 die Dinge für den Fürsten, dessen politische Bahn parallel lief mit derjenigen Leopolds, den König Wilhelm III. von England.

Blicken wir zurück. Er war hinüber gegangen nach England, beseelt von dem Wunsche die Macht dieses Reiches, im Bunde zunächst

---

[1]) Verschiedene Berichte Hoffmanns im Januar und Februar 1690.

[2]) Die Rede im Theatrum Europaeum Theil XIII, S. 1166. — Ruzzini in seinem Finalberichte von 1699, in den Fontes rerum Austriacarum Bd. XXVII, p. 388, drückt sich eben so aus: Furono gloriose le prime cure del Regno: respinta la fortuna della Suetia, restituita la corona ad un Rè, e sostenuta quella d' un altro etc. — Man vgl. Band I dieses Werkes, S. 87 u. f.

mit der Republik Holland, ferner mit dem Kaiser und mit Spanien, zu wenden gegen den König von Frankreich, mit vereinten Kräften diesen König zu zwingen zu einem sicheren und dauerhaften Frieden für Europa. Er hatte für diesen seinen großen Plan bei den Engländern nicht ein volles Verständnis gefunden. Das Parlament hatte ihm die von Jacob verlassene Krone dargeboten, nicht jedoch die Machtmittel zur Ausführung jenes großen Planes. Eine Zeitlang hatten sogar Louvois und Ludwig XIV. sich der Hoffnung hingeben dürfen, daß es nicht zum Kriege mit England kommen werde. Die französische Politik selbst erst hatte dann den Anlaß zu der Kriegswilligkeit des Parlamentes gegeben durch die Sendung von Jacob II. nach Irland. Die Aufforderung des Parlamentes rief darauf in Wilhelm III. die Hoffnung hervor, daß durch die Kriegserklärung sein Königthum zur vollen Wahrheit werde, daß er nun rechnen dürfe auf das Angebot der Mittel, den Feind auf dem eigenen Boden desselben anzugreifen. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Er und der Marschall Schomberg hatten zuerst wesentlich ins Auge gefaßt den Plan einer Landung in Frankreich, ohne die Entsendung einer erheblichen Streitmacht nach Irland. Sie waren davon dann in so weit gewichen, daß sie eine solche Entsendung mit in den Kriegsplan aufnahmen. So lag für sie die Sache noch im Juli 1689 [1]). Auch dabei konnten sie nicht stehen bleiben. Sie mußten weiter zurück bis zum Verzichte auf den ersten Plan für das Jahr 1689. Nur für die Reduction von Irland hatte das Parlament die Kriegsmittel bewilligt: nur dahin durften sie gewendet werden.

Es kam also zunächst an auf die Reduction von Irland. Schomberg, der mit der Hoffnung jenes größeren Planes sich getragen, erhielt den Auftrag nach Irland, im Juli 1689. Wir haben, bei der Darlegung des französischen Planes den König Jacob auf den Boden von Irland zu beschränken, einige Momente dieses Feldzuges von Schomberg bereits früher kurz berichtet (Band IV, S. 461 u. f.). Es ist erforderlich diesen Krieg von 1689 in Irland im Zusammenhange uns klar zu machen, und demgemäß zuerst unsere Blicke zu

[1]) Man sehe den Bericht von Hoffmann vom 7. Juli 1689, in den Anlagen zu Band IV, S. 524.

richten auf den Stand der Dinge in Irland bis zu dem Eintreffen Schombergs.

Wir erinnern uns der Verschiedenheit der Principien, von welchen in Betreff der Anwesenheit Jacobs in Irland einerseits dieser König selbst, andererseits Ludwig XIV. und seine Diener ausgingen. Für den König Jacob war Irland die Vorstufe zum Wiedergewinne von England: für die französische Politik war der Krieg in Irland und demgemäß die Anwesenheit von Jacob dort das Mittel zur Lähmung von England. Die Ueberlegenheit in der Durchführung der eigenen Absichten war in vieler Beziehung auf französischer Seite. Sie hatte das Geld. Sie gewährte die Hülfe. Sie kannte den König Jacob und nutzte seine Schwächen aus. Der König Jacob dagegen kannte diese seine Freunde nicht.

Dennoch mußte äußerlich der Wille des Königs Jacob frei bleiben. Und dieser Wille, incommensurabel wie er war, konnte doch einmal der französischen Politik einen unangenehmen Querstrich machen.

Wir kennen die Instruction, in welcher Louvois den Botschafter Avaux anwies, durch die beständige Mahnung an die französischen Wohlthaten den König Jacob in der für Frankreich zweckmäßigen Abhängigkeit des Willens zu erhalten (Bd. IV, S. 464). Das plumpe Mittel mochte nicht ausgereicht haben. Wir sehen den Grafen Avaux thätig in schlauerer, nicht freilich ehrenhafterer Weise. Er suchte den König Jacob auf dem Boden von Irland zu verstricken, wo möglich so, daß Jacob nach England nicht einmal zurück konnte. Die Thorheit und die Leidenschaft vieler katholischer Irländer leistete ihm dabei hülfreiche Hand.

Wir haben gesehen, daß der König Jacob im Februar 1689 an den Papst und den Kaiser die Bitte gestellt um die Verkündigung des Religionskrieges. Er selber betrat den Boden von Irland mit dem Versprechen des Schutzes für die Hochkirche. Er berief ein Parlament. Er erneuerte vor demselben seine Erklärung der Gewissensfreiheit. Er wollte, sagte er, das Seinige beitragen, sie alle glücklich und reich zu machen. Er pries zugleich in den wärmsten Ausdrücken die Großmuth des Königs von Frankreich. Das Parlament stimmte jubelnd ein. Es ward eine Proclamation erlassen, in welcher der König seine Freude betonte über die günstige Gelegenheit, vor der Welt die Falsch-

heit und Böswilligkeit seiner Gegner offen zu legen, indem er darthue, daß in Irland der Schutz seiner protestantischen Unterthanen, ihrer Rechte, ihres Eigenthumes untrennbar sei von dem Wiedergewinne seines eigenen Rechtes [1]).

So der König Jacob in Irland. Die letzten Worte waren löblich an sich, so wie politisch zweckmäßig. Es fragte sich, ob die Handlungen ihnen entsprechen würden.

In dem Parlamente, welches er nach Dublin berufen, brach der langjährige Groll und Haß der Irländer über all das Unrecht und die Unterdrückung, die sie von den Engländern erlitten, hervor in stürmischer, überwältigender Leidenschaft. Dieses Unrecht, diese Unterdrückung hatte ihre Besiegelung gefunden durch die Parlaments-Acte Carls II. (Act of Settlement), welche die Masse des Grundeigenthums den Irländern nahm, den Engländern zusprach. Die Irländer verlangten nun die Aufhebung dieser Acte. Einige Besonnene riethen zur Mäßigung. Sie wiesen darauf hin, daß seit jener Zeit sich Rechtsverhältnisse gebildet, die man nicht auf einmal zerreißen dürfe, daß allem gegenseitigen Vertrauen die Axt an die Wurzel gelegt werde, wenn ein Gesetz, das Jahrzehnte gegolten, mit allen seinen Rechtswirkungen nun ungültig sein sollte, daß eine unabsehbare, endlose Verwirrung im Rechtsleben die Consequenz sein müsse. Es ließen sich Uebergangsformen finden, meinten sie, zum Ausgleiche des alten Rechtes mit dem neuen. So namentlich der anglicanische Bischof Meath, der Lord Oberrichter Keating. Dieser hob hervor, daß die Nachtheile nicht bloß auf die Protestanten fallen, daß vielmehr durch die Verkettung der Rechtsverhältnisse, die im Laufe der Zeiten stattgefunden, auch viele Katholiken in Mitleidenschaft gezogen, daß die Calamität eines solchen Schrittes eine allgemeine sein würde. Die Stimmen verhallten. Das irische Parlament beschloß die Aufhebung der Act of Settlement. Es verlangte die Sanction von dem Könige Jacob.

Jacob war unschlüssig. Er fühlte sich als König von England. Die Forderung, die man ihm stellte, war nicht bloß in ihrer Form ungerecht: sie stand im Widerspruche mit dem Interesse von England.

---

[1]) The life of James. t. II, p. 363. Die Proclamation wurde erlassen without the king's privity, but approved by him afterwards.

Sie war wie ein entscheidender Schritt auf der Bahn der Losreißung Irlands von England. Eben das wollten jene Irländer, wollte mit ihnen der französische Botschafter Avaux. Nur Jacob konnte das nicht wollen. Er zauderte. Er suchte zu beschwichtigen. Aber die Irländer drängten. Er vernahm die Rede, daß im Falle der Weigerung die Nation ihn verlassen würde. Jacob sah das Eingehen an als unvermeidlich. Er sanctionirte [1]).

So wandten die Dinge sich dahin um, daß auf jene Erklärung, welche die Gerechtigkeit Jacobs in Irland verkündigen sollte, die Handlung der Ungerechtigkeit unmittelbar folgte.

Es blieb nicht dabei. Die maßlose Leidenschaft des Parlamentes von Irland forderte mehr. Es beschloß eine Proscriptions-Liste (act of attainder). Dieselbe umfaßte mehr als zweitausend Namen. Man legte sie dem Könige vor. Man hatte sein Widerstreben vorausgesehen, es vorher mit in Erwägung gezogen, und deshalb der Acte eine Clausel beigefügt, welche sie dem Begnadigungsrechte des Königs ausdrücklich entzog, mithin in scharfer Weise eingriff in die Prärogative des Königs. Das irische Parlament forderte die Sanction. Und derselbe König Jacob, welcher vier Jahre zuvor der Bitte des loyalen Parlamentes von England um die Entlassung der wenigen, wider den Buchstaben des englischen Gesetzes angestellten Offiziere nicht hatte weichen wollen, wich nun der Forderung des schreienden Unrechtes. Es bot sich ihm die schöne Aufgabe des Königthums der Welt zu zeigen, daß die Wogen der stürmischen Leidenschaft der Menge sich brechen müssen an dem Throne als dem Felsen der Gerechtigkeit für Alle. Der König Jacob erfaßte nicht diese Aufgabe. Um seine Krone zu behalten oder wieder zu erringen, glaubte er auch unter dieses Joch derselben sich beugen zu müssen. Auch dies Mal freilich zauderte er, suchte er zu entkommen. Er klagte über den Mangel an Großmuth der Irländer, die seiner Noth alles abtrotzten. Dann jedoch unterschrieb er [2]).

Avaux hatte vorher in Versailles sich beschwert, daß der König Jacob nicht alle die Mittel ergreife, die er erlangen könne durch Confiscationen von Gütern. Jacob hatte erwiedert, daß er solche Con-

---

[1]) The life of James. t. II, p. 360.

[2]) A. a. O. 361.

fiscationen nicht anders vornehmen dürfe als gemäß den Gesetzen des Landes, also auf Grund entweder eines Richterspruches oder einer Parlaments-Acte [1]). Es ist anzunehmen, daß eine Parlaments-Acte solcher Art wie die Act of Attainder vom Juni 1689, auch selbst den Wünschen des französischen Botschafters genug gethan habe.

Und weiter hinaus gingen diese Misgriffe. Jacob und sein Cabinet erwogen, wie dem Mangel an Silbergelde abzuhelfen. Sie geriethen auf den Einfall es durch Kupfergeld zu ersetzen, und zwar so, daß eine aus Kupfer geprägte Münze, welche den Metallwerth eines Halfpenny enthielt, für einen Shilling gelten sollte, also für den vierundzwanzigfachen Betrag, und so nach Verhältnis. Es erwuchs daraus die weitere Nothwendigkeit den Preis der Waaren zu regeln. Die furchtbaren Consequenzen dieses Eingriffes in das Eigenthum der Menschen traten bald zu Tage: der Handel stand still, selbst der Verkauf der nothwendigen Lebensbedürfnisse hörte auf [2]).

Wie sehr hatten in den wenigen Monaten des Verweilens von Jacob II. auf irischem Boden die Dinge sich verworren! Er war hergekommen, wie er selbst es glaubte, mit dem Willen der Gerechtigkeit gegen Alle. Er hatte sie Alle glücklich und reich machen wollen. Und nun standen die Einwohner einander gegenüber, Engländer gegen Irländer, Protestanten gegen Katholiken, feindseliger, erbitterter als je zuvor. Jacob wollte die Protestanten nicht mishandeln. Aber er erließ eine Proclamation, welche ihnen gebot die Waffen abzuliefern. Avaux hatte daran nur auszusetzen, daß das Gebot nicht scharf genug ausgeführt werde.

So lagen die Dinge im Juli 1689. Bis dahin durfte Jacob sich noch der Hoffnung hingeben, bald Herr von ganz Irland zu sein. Dann jedoch traf seine Sache militärisch ein empfindlicher Schlag. Folgen wir also zunächst dem Marschall Schomberg bei dieser Unternehmung [3]).

---

[1]) Macpherson I, p. 307. Vom 4. Juni 1689.

[2]) The life of James. II, p. 370.

[3]) Ich benutze für das Folgende, außer den bekannten Briefen von Schomberg an den König in Dalrymples Memoirs, die Actenstücke in Kazner: Leben des Marschalls Schomberg, Bd. II, nämlich das Tagebuch des Feldzuges, mehrere Denkschriften über denselben, so wie Briefe des Königs Wilhelm an Schomberg; endlich die Briefe des Grafen Solms an Hoffmann, im k. k. Archive.

Der König und das Parlament von England hatten mit ihrem Danke für die Dienste des Marschalls Schomberg im Jahre 1688 nicht gekargt. Ludwig XIV. hatte alles Eigenthum desselben innerhalb seines Machtbereiches eingezogen: Wilhelm III. verlieh ihm dafür erblich ein Jahreseinkommen von 5000 £. und ernannte ihn zum Pair und Herzog in England [1]). Es folgten andere Ehren. Das Parlament setzte eine Commission nieder für die Sicherung dieses Einkommens durch Grundbesitz. Bevor der Herzog nach Irland aufbrach, bat er dem Unterhause seinen Dank aussprechen zu dürfen. Es geschah am 16. Juli 1689. Im Namen des Unterhauses that der Sprecher die Befriedigung kund, daß der König dem Herzoge die Führung der Armee in Irland anvertraut, und versprach gewissenhafte Sorgfalt für dieselbe.

Schomberg begab sich nach Chester, dem Sammelplatze für die Abfahrt. Die Werbungen waren berechnet auf 22 Regimenter, in allem 20,000 Mann. Er fand nicht den dritten Theil vor, mangelhaft gerüstet, wenig disciplinirt, ungeübt in der Handhabung der Waffen. Es fehlte an Transportschiffen, an Lebensmitteln. Dennoch entschloß sich Schomberg, nach Beschaffung des Unentbehrlichen, am 10. August mit der vorhandenen Mannschaft abzusegeln. Die Revue nach der Landung ergab eine Zahl von kaum 6000 Mann [2]). Diese Truppen bestanden fast nur aus Infanterie: die Cavallerie und die Artillerie sollte nachgesendet werden. Dagegen durfte Schomberg darauf rechnen, daß viele der Vertheidiger von Londonderry, sowie die berittenen Inniskillener, die Nachkommen der unter Cromwell zu Inneskilling angesiedelten Veteranen, zu ihm stoßen würden.

Es war der Wunsch des Königs Wilhelm III., daß Schomberg, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, so nahe wie möglich bei Dublin landen solle. Als der König diesen Wunsch aussprach, mochte er den Zustand der zu entsendenden Truppen nicht kennen. Schomberg landete, nach rascher Ueberfahrt, in Bangor, am 13. August. Es kam ihm dann vor allen Dingen darauf an einen festen Platz zum Stützpunkte zu haben. Er wandte sich gegen Carrickfergus. Im Namen

---

[1]) Das Diplom bei Kazner II, 374 u. f.

[2]) Kazner II, 340.

des Königs und der Königin erließ er eine Proclamation. Sie rief die Bevölkerung zur Unterwerfung unter den König und die Königin, ohne Unterschied der Religion, und verhieß den gleichen Schutz für Katholiken und Protestanten.

Unterdessen verstärkte sich das Heer. Die Inniskillener kamen heran, ein Regiment Cavallerie, dürftig ausgerüstet, mangelhaft gekleidet, aber voll guten Willens. Ein Theil der Artillerie und Cavallerie von England traf ein. Der König Wilhelm stellte 6000 Mann Dänen in Aussicht, über die er in Kopenhagen eben damals abschloß [1]). Der Bestand der Armee jedoch gelangte nicht hinaus über 14,000 Mann. Die verwendbarsten unter ihnen waren die holländischen und französischen bereits kriegesgeübten Soldaten. Am wenigsten befähigt zeigte sich die Artillerie. Schomberg bezeichnet dem Könige die Offiziere derselben als unwissend, faul, furchtsam. Dazu that, sowohl in der Ausrüstung wie in der Verpflegung, jeder Tag neue Mängel kund.

Nachdem Carrickfergus capitulirt, brach Schomberg mit dieser so beschaffenen Armee südwärts auf. Der Marsch ging auf Belfast, von da auf Newry. Er war bei der Beschaffenheit des Bodens, namentlich von Lisburne an, wo die Gebirge begannen, mit vielen Beschwerden verknüpft. „Bei jedem Schritte, meldete Solms, hätte man uns aufhalten können." Es geschah nicht. Daß auch Newry nicht vertheidigt werden sollte, kündete der Flammenschein an, der am Abende vor dem zum Anmarsche auf diesen Ort bestimmten Tage in das Lager Schombergs hinein leuchtete. Diese Art der Kriegführung nach der französischen Weise jener Tage schnitt indessen Schomberg ab. Er ließ dem Herzoge von Berwick melden, daß im Falle des nochmaligen Brandes eines Ortes die Gefangenen dafür büßen würden durch den Strick. Noch in Newry erhielt Schomberg die Nachricht, daß auch Dundalk verlassen sei. Dies Verhalten von Seiten des Königs Jacob nöthigt uns, zunächst dahin unsere Blicke zu richten.

Die Nachricht der Landung von Schomberg fiel auf die Umgebung des Königs Jacob in Dublin wie ein vernichtender Schlag. Es sei kein Mittel, hieß es, einer so mächtigen Armee Widerstand zu leisten. Alles sei verloren. In wenigen Tagen werde Schomberg seinen Einzug in

[1]) Der Vertrag vom 25. August.

Dublin halten. Denn zu der Armee, die er mitbringe, würden noch die Inniskillener stoßen. Die Abneigung der Protestanten liege klar zu Tage: man müsse gefaßt sein auf eine allgemeine Erhebung derselben [1]).

Der französische Botschafter Avaux suchte die gedrückte Stimmung des Königs Jacob auszunutzen im Dienste der Politik seines Herrn. Er trat zu dem Könige. Er gebe den Rath, sagte er, daß auf die Kunde irgend welcher Erhebung von Seiten der Protestanten in Folge der Landung von Schomberg, der König sofort den Befehl erlasse zur allgemeinen Vernichtung der Protestanten [2]).

Jacob II. vernahm diesen Rath mit Schweigen. Avaux glaubte darin nicht eine Ablehnung zu lesen. So am 31. Juli/10. August 1689.

Es leuchtet ein, daß, wie auch immer die Ausführung dieser Nachahmung der sicilianischen Vesper hätte ausfallen mögen, der Erlaß eines Befehles, einer Aufforderung solcher Art dem Könige Jacob und seiner Descendenz die Rückkehr nach England unwiderruflich abgeschnitten hätte. Diese Consequenz konnte dem Blicke des Grafen d'Avaux sich nicht verschließen. Und eben darum, weil sie ihm offen liegen mußte, ist die weitere Folgerung berechtigt, daß er sie wollte, daß er mit diesem seinem Vorschlage beabsichtigte, England und Irland für immer von einander zu reißen, die Dynastien und die Völker einander todfeindlich gegenüber zu stellen, zur gegenseitigen Zerfleischung, im Interesse der französischen Politik. Demnach ward der Gedanke, aus welchem im Interesse der französischen Politik die Sendung des armen Königs Jacob nach Irland hervorgegangen war, der Zweck der Lähmung von England durch Irland, von diesem Botschafter Avaux ausgebildet bis in die äußerste erbarmungslose Consequenz.

Die Frage war, ob auch der König Jacob diese Arglist durchschaute. Er hatte auf den ersten Anwurf weder zugestimmt, noch verneint. Avaux hatte dies Schweigen günstig aufgenommen. Einige Tage später, am 4./14. August, erneuerte er seine Mahnung. Dies Mal indessen wurde der König Jacob warm. „Die Protestanten, entgegnete er, sind eben so wohl meine Unterthanen, und man darf nicht

[1]) So schilderte der König selbst die ersten Eindrücke, in The life of James II. Vol. II, p. 372. Es ist merkwürdig, daß er dann den Vorschlag von Avaux nicht erwähnt.

[2]) Macaulay. Ch. XIV gibt den Wortlaut der Berichte von Avaux.

mir die Grausamkeit zumuthen, ihnen, die unter meiner Regierung friedlich leben, die Hälse abzuschneiden." — „Mein Rath, erwiederte Avaux, beabsichtigt nicht eine Grausamkeit. Vielmehr sollten Ew. Majestät erwägen, daß in diesem Falle die Barmherzigkeit gegen die Protestanten gleichbedeutend ist mit Grausamkeit gegen die Katholiken." — Avaux gab seinen Vorschlag noch nicht verloren. Nach seiner Ansicht, die er seinem Berichte beifügte, weigerte sich der König den Befehl zu geben, in der Erwartung, daß die Katholiken aus eigenem Antriebe in entsprechender Weise handeln würden.

Indessen auch bei Ludwig XIV. selber fand Avaux für seinen Plan nicht die gewünschte Zustimmung. „Ich billige nicht Ihren Vorschlag, erwiederte dieser König. Denn außerdem daß es nicht gerecht wäre, neben wenigen Schuldigen eine unendliche Anzahl von Unschuldigen zu bestrafen, würden auch die Repressalien gegen die Katholiken um so gefährlicher sein, weil jene Anderen besser bewaffnet sind und die gesammte Macht von England zur Stütze haben." So Ludwig XIV. Jedoch ist das Datum dieses Schreibens zu beachten. Es war der 27. August/6. September. Bis dahin waren also seit dem ersten Vorschlage von Avaux bei Jacob vier Wochen verflossen. Demnach konnte bei der Abfassung dieses Bescheides in Versailles kein Zweifel mehr darüber stattfinden, daß Jacob II. zu einem Eingehen auf den Rath des Grafen d'Avaux nicht zu bringen war. Für uns Spätere ist indessen noch fraglich, ob lediglich das Rechtsgefühl bei Jacob II. das entscheidende Motiv gewesen, oder ob auch mitgewirkt ein Einblick in die Arglist seines französischen Berathers. Zur directen Beantwortung dieser Frage fehlt eine maßgebende Aeußerung: wir müssen daher aus dem übrigen Verhalten der nächsten Zeit sie indirect uns klar zu machen suchen.

Der eigene Bericht des Königs Jacob thut dar, daß er und die Seinen über die Streitkräfte, die Schomberg mitführte, sehr mangelhaft unterrichtet waren, daß man sie weit überschätzte. Daher, und bei der Niedergeschlagenheit, die auch schon vorher in Folge der wiederholten Unfälle auf den Gemüthern lag, machte man keinen Versuch die Landung zu wehren, den Vormarsch zu hindern, irgendwo Stand zu halten. Der Herzog von Berwick sagt sogar in seinen späteren Denkwürdigkeiten: man sei dem feindlichen Feldherrn Schomberg zu

Danke verpflichtet, daß er sich acht Tage lang mit Carrickfergus aufgehalten, wo er bei rascher Ausnutzung der Lage der Dinge nach Dublin hätte gelangen können, ohne auf Widerstand zu stoßen [1]).

Es dürfte die Frage sein, ob Berwick, als er viele Jahre später diese Ansicht niederschrieb, eine sichere Kunde besaß von dem Zustande der Truppen, mit welchen Schomberg gelandet war. Andererseits ist kaum anzunehmen, daß Schomberg im Anfange gewußt habe um die Consternation, die auf seinen Gegnern lag. Allein auch wenn er sie gekannt hat, so war doch in seinen Augen der Nachtheil der eigenen Schwäche überwiegend gegen den Vortheil der fremden. Bei der Quantität und Qualität seiner Truppen, fast ohne Cavallerie und ohne Fuhrwerk, wagte er nicht, in Eilmärschen auf Dublin zu ziehen. Dazu kam, daß, wie auch immer zu Anfang die Dinge lagen, an dem Namen des Königs Jacob sicherlich auch bei Schomberg damals noch haftete der militärische Ruhm des einstigen Herzogs von York.

Und in der That hielt der König Jacob von Anfang an in der allgemeinen Bestürzung sich aufrecht. Er gab seinen Willen kund, dem Feinde entgegen zu gehen und mit ihm zu schlagen.

Der Entschluß entsprach nicht dem Interesse der französischen Politik. Dasselbe verlangte zuerst und vor allen Dingen die Fortdauer des Krieges in Irland, nicht, wie auch immer die Entscheidung ausfiel, ein Ende desselben. Die Franzosen daher in der Umgebung des Königs Jacob riethen ab, nachdrücklich, eindringlich. Sie kleideten diesen ihren Rath, den sie gaben im Interesse von Ludwig XIV., in die Sorgfalt für die Person Jacobs II. Auf die Sicherheit derselben, sagten sie, komme es an. Lieber daher möge der König Dublin preisgeben, nach Athlone sich zurückziehen, den Uebergang über den Shannon wehren und die Provinz Connaught halten, bis neue Hülfe von Frankreich komme [2]).

Die Fassung der Worte, mit welchen Jacob II. selber diese Reden der Franzosen berichtet, läßt erkennen, daß er, wie immer nach dieser Seite, fern war von jeglichem Zweifel an der Aufrichtigkeit derselben. Es fiel ihm auf, daß nicht bloß ihm persönlich gegenüber die

---

[1]) Mémoires du duc de Berwick t. I, p. 41.

[2]) Der eigene Bericht des Königs in The life of James. Vol. II, p. 373.

Franzosen diese Einwände vorbrachten, sondern daß sie die Frage machten zu einem Gegenstande öffentlicher Unterhaltung. Er nannte dies Verfahren unklug. Denn, da erfahrene Männer vom Fache solche Reden führten, sagt König Jacob: so war die Folge davon eine Steigerung der Ungewisheit und Verwirrung. „Alle ihre Gründe und Besorgnisse, fährt er dann fort, vermochten doch nicht den König umzustimmen. Er war entschlossen nicht in so zahmer Weise sich aus Irland hinaus manövriren zu lassen, sondern wenigstens einen Schlag für dieses Königreich zu thun."

So Jacob II. Wir sehen, daß der alte Muth ihm wieder gekehrt, die Unklarheit über seine französischen Rathgeber geblieben war. Dennoch stand er nicht allein. Zu ihm traten sowohl Irländer als diejenigen Franzosen, die nicht unter dem Einflusse der Instructionen von Ludwig XIV. und Louvois standen, in denen darum das natürliche Gefühl überwog, daß, wer eine Krone beansprucht, auch sein Leben einsetzen muß für diese Krone. Jacob II. brach von Dublin nordwärts auf nach Drogheda. Von dort aus wollte er weiter ziehen nach Dundalk, um die Stadt zu besetzen vor der Ankunft von Schomberg. So sagt es der König selber, und malt sich dabei die Vortheile aus, welche diese rechtzeitige Besetzung für ihn gehabt haben würde [1]). Er sendete den General d'Esco voraus nach Dundalk. Dahin hatte sich Berwick nach dem Aufgeben von Newry zurückgezogen. Dundalk war also in den Händen des Königs. Dennoch scheint er dann diesen Posten nicht als haltbar angesehen zu haben. Er rief Berwick und d'Esco zurück nach Drogheda. Der erstere meldet in seinen Denkwürdigkeiten kurz: er sei abgezogen auf Befehl [2]).

Der Wechsel in diesem Verhalten Jacobs II. läßt nur die eine Erklärung zu, daß er, indem er den eben zuvor von ihm gelobten Posten Dundalk aufgab, dem Andringen der Franzosen gewichen sei. Wir werden im nächsten Feldzuge, nicht mehr dem Marschalle Schomberg, sondern dem Könige Wilhelm III. gegenüber, diesen Vorgang sich erneuern sehen.

Auf die Kunde, daß Dundalk verlassen sei, beschloß Schomberg dahin vorzurücken. Der Marsch ging dahin am 7. September. Man war nur noch 36 englische Meilen von Dublin, 15 von

[1]) The life of James. Vol. II, p. 375.

[2]) Mémoires de Berwick t. I, p. 41.

Drogheda. Die Irländer im Heere Schombergs wünschten den weiteren Marsch, eine Schlacht, zu welcher, wie man sagte, der König Jacob bei Drogheda sie erwartete. Bei der Beschaffenheit des eigenen Heeres, bei der ungenügenden Verpflegung, bei dem Mangel an Cavallerie, an Pferden überhaupt, wagte Schomberg es nicht. Dundalk erschien ihm vortheilhaft gelegen zum Erwarten eines Angriffes. Er verstärkte die natürliche Festigkeit des Ortes durch Verschanzungen, und harrte dort des Königs Jacob.

Von Seiten Jacobs schien damals jedoch ein Angriff nicht in Aussicht zu stehen. Vielmehr erneuerten die Franzosen um ihn in Drogheda ihre Vorstellungen, ihren Rath des Rückzuges. Er könne, sagten sie, umgangen, Dublin in seinem Rücken genommen werden. Die Redeweise war ähnlich derjenigen, welche drei Vierteljahre zuvor im Schlosse zu Whitehall der Abbe Rizzini, die Königin Marie Beatrice und wer immer sonst geführt hatten. In Drogheda jedoch erhielten die Gründe der Franzosen kein verstärkendes Gewicht durch die Geltung der Personen bei dem Könige. Sie prallten ab. Ein Schritt nur nach rückwärts, erwiederte er, würde alles entmuthigen bis zur völligen Uebergabe. Die neu angeworbenen Truppen würden auf ein Nichts zusammen schwinden. Wer etwas zu verlieren habe, würde Schutz suchen bei dem Feinde; denn jeder würde glauben, daß der König die Seinigen verlassen wolle. Und mit Recht, wenn der König sich weigere, dem Feinde ins Gesicht zu blicken. Wenn er den Boyne-Fluß bei Drogheda nicht vertheidigen könne, so auch nicht einen andern Posten.

So der König Jacob. Unterdessen sammelte sich das ganze Heer um ihn, bereitwillig zum Schlagen. Sie waren überzeugt, sagt er, daß nur der Sieg ihnen ihre Freiheit, ihre Habe, ihre Religion verbürgen werde.

Es ist von Wichtigkeit, hier die eigenen Worte des Königs Jacob zu vernehmen.

„Dennoch, sagt er, hörten die Franzosen nicht auf mit ihren Reden für den Rückzug auf Athlone, und folgerecht für das Preisgeben von Dublin. Ja an dem Abende vor der Ankunft des Herzogs Tyrconnel, der die letzten Truppen nachführte, drängten sie mit größerer

[1]) Mémoires de Berwick t. I, p. 377.

Heftigkeit als je zuvor in den König: er möge zu einem Entschlusse kommen, wie sie es nannten. In Wirklichkeit wäre dieser Entschluß das völlige Preisgeben gewesen. Als der König ihnen erwiederte, daß er seine Ansicht nicht ändern könne, bis er zuvor diejenige Tyrconnels vernommen, verdoppelten sie ihren Eifer und ihre Gründe. Das brachte den König dahin, ihnen mit mehr Wärme als gewöhnlich zu erwiedern: er wolle nicht so unvernünftig handeln, sei vielmehr fest entschlossen den Feind zu bestehen. Denn es entspreche weder seiner Gesinnung, noch seiner Ehre, Dublin preiszugeben und so schmachvoll davon zu gehen, anders als im Falle der Noth."

So Jacob II. Aber dämmerte darum ein Lichtstrahl in ihm auf? Als den eifrigsten der Franzosen für den Vorschlag des Rückzuges nennt er den Liefländer Rosen. „Dieser, sagt der König, gab, seiner gewohnten Vorsicht nach, keinen andern Rath als den des Nichtschlagens und des Rückzuges." „Er that dies, fährt aber dann Jacob II. fort, nicht aus Mangel an Muth — denn an dieser Eigenschaft, so wie an Kriegserfahrung war Niemand ihm überlegen —; allein es war sein Unglück allzu vorsichtig zu sein. Außerdem hatte Rosen, wie man erfuhr, nach Frankreich berichtet, daß es dem Könige unmöglich sein würde eine Armee zu errichten. Als nun das Gegentheil vorlag, wollte Rosen doch in so weit Recht behalten, daß die Armee nichts ausrichten sollte"[1]).

Man sieht, daß Jacob II. eher ein kleinliches Motiv in den Menschen um ihn ausklügelte, als auch nur einmal den starken Faden zu gewahren, der von Versailles aus nicht ihre Einsicht, sondern ihren Willen lenkte.

Er dagegen beharrte bei dem seinigen. Er ging darin noch weiter. Schomberg stand in Dundalk. Als er von dort aus keine Bewegung weiter südwärts machte, gegen Dublin, erwog Jacob den Gedanken selber nordwärts zu ziehen, auf Dundalk zu. Er fasse nicht die Gründe bemerkte er, welche Schomberg zum Verbleiben in Dundalk bewögen, wo er sich doch der reichen Gegend südwärts von da hätte bemächtigen können. Diese Worte des König Jacob zeigen, daß er den Zustand des englischen Heeres auch da noch nicht kannte. Jedoch erfuhr er, daß drüben viele bereit seien zum Uebertritte zu ihm, sowohl Fran-

[1]) The life of James II. Vol. II, p. 378.

zosen als Engländer. Diese Nachrichten, die Bereitwilligkeit der Seinen zum Schlagen, das Bewußtsein dem Gegner an Zahl überhaupt mindestens gewachsen, an Cavallerie weit überlegen zu sein, reifte in dem Könige, trotz aller Abmahnungen der Franzosen, den Entschluß zum Anrücken auf Dundalk.

Dort lag Schomberg. Er hatte nicht, wie es sein sollte reichlich, 20,000 Mann, sondern höchstens 14,000, von denen 600 Mann Cavallerie. Das Gerücht gab die Zahl der Gegner an auf 42,000. Immerhin mochte darunter viele irische Landmiliz sich befinden: es war gewis, daß andererseits kriegserfahrene Offiziere dort nicht fehlten. Gerade daran aber mangelte es bei Schomberg. Sein Heer bestand erst seit vier Monaten. Es fehlte die Disciplin, es fehlte oft sogar der gute Wille. Dazu war die Mannschaft schlecht bewaffnet, schlecht gekleidet, schlecht genährt. Man war an der Küste her marschirt, um immer die Fühlung mit dem Meere zu behalten. Aber bereits zweimal war das Heer fünf Tage nach einander ohne Brot gewesen.

Schomberg berief einen Kriegsrath. Die Generale Solms, Schomberg der Sohn, Douglas, Kirke, so wie der Zahlmeister Herbert, waren einstimmig der Ansicht, daß der Mangel an Lebensmitteln so wie an Fuhrwerk einen Ausmarsch aus Dundalk südwärts nicht gestatte. Schomberg verlangte die Gutachten schriftlich und sendete sie dem Könige Wilhelm ein.

Unterdessen nahte der König Jacob mit seiner Armee. Er schlug sein Lager auf, drei englische Meilen von Dundalk. Schomberg lag innerhalb seiner Verschanzungen. Der König, kühner geworden, führte sein Heer bis fast in Kanonen-Schußweite des englischen Lagers. Er bot augenscheinlich ein Treffen an. Von Dundalk aus erblickte man die wehenden Fahnen Jacobs, vernahm man das Hochrufen, mit welchem die Truppen den an ihrer Fronte hinab reitenden König empfingen. Drei Stunden lang hielt so das Heer des Königs Jacob in Schlachtordnung. Schomberg kam nicht hervor. Dann kehrte Jacob in sein Lager zurück.

Aber warum wagte er, trotz seiner Uebermacht, die nun doch längst ihm kund sein mußte, nicht mehr als nur dies? — Schomberg berichtet die Lage der Dinge dem Könige Wilhelm am 27. September. „Derselbe Umstand, der den Feind hindert mich zu einem Treffen zu zwingen, weil er nämlich nur auf zwei oder drei großen Heerwegen

über den zwischen uns liegenden morastigen Boden zu mir heran gelangen kann, steht auch meinem Marsche gegen ihn entgegen, während er noch dazu vor sich hat einen kleinen Fluß und einige Anhöhen" [1]).

Den Wünschen des Königs Wilhelm entsprach dennoch nicht diese ablehnende Haltung. Er war der Ansicht, daß, wenn Schomberg nicht eine offene Schlacht liefern wolle, er westwärts auf den Shannon-Fluß zu marschiren möge. Schomberg erkannte die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages an. „Aber erwiederte er, das Heer ist ohne Schuhe. Ein Marsch von zwei Tagen würde die Hälfte der Mannschaft barfuß machen. Dazu die andern Uebelstände" [2]).

Es war unverkennbar, daß alles dies den König Wilhelm noch nicht befriedigte. Schomberg mußte noch tiefer eingehen. Es waren nicht bloß die Säumnisse, die Betrügereien des Kriegs-Commissariates, namentlich des Hauptes desselben, Shales, die er zu rügen hatte, sondern vor Allem auch die Qualität der Offiziere, besonders der irischen. „Wenn die irischen Obersten, sagt er, so befähigt und so geneigt wären für den Krieg, wie sie es sind für die Aussendung von Streifparteien zum Plündern im Lande, und wie sie es sind für die Nicht-Bezahlung ihrer Leute: so würde es um unsere Sache besser stehen. Die Unfähigkeit der Offiziere überhaupt ist groß; aber größer noch ist ihre Sorglosigkeit und ihre Trägheit. Obwohl die Cavallerie nicht so neu angeworben ist wie die Infanterie: so kümmern sich doch die Offiziere gar nicht um die Pferde ihrer Leute. Ihre Gewohnheit ist im Wirthshause zu leben, und sie stehen verwundert über meine Weise der Kriegführung. Ich muß diese Einzelnheiten darlegen, um meinen Entschluß des Nicht-Schlagens zu rechtfertigen. Wenn wir im Falle des Schlagens nicht den Sieg davon trügen: so stünde für die Trümmer der Armee kein Rückzug offen. Sie wäre rettungslos verloren. Die Folgen des Abwartens, des Zauderns lasten dagegen schwerer auf dem Feinde als auf uns. Der Mangel, die Noth wird ihn aufreiben, und er hat nicht sich eines erheblichen Nachschubs zu getrösten" [3]).

---

[1]) Schombergs Bericht vom 27. September.

[2]) Desgl. vom 6. October.

[3]) Die Berichte Schombergs vom 8. und 12. October, bei Dalrymple, und die Denkschrift desselben bei Kazner II, 338 u. f.

Diese Noth kam über beide Heere. Der Feldzug gegen einander war zu Ende. Es nahte der eine gemeinsame Feind: die Witterung von Irland, die Stürme und der Regen. Ungenügend geschützt in Obdach und Kleidung, mangelhaft genährt, starben auf beiden Seiten die Menschen haufenweise dahin.

Das Parlament war einberufen auf den 19. October 1689. Der König Wilhelm mochte gehofft haben mit einem Erfolge vor dasselbe zu treten. Ein solcher war nicht da, wie nicht zu Lande, so noch weniger zur See. Der König hatte den Admiral Herbert zum Grafen Torrington gemacht, ihm sowohl den Vorsitz in der Admiralität, als das Commando der Flotte übergeben. Es hatte ein Treffen stattgefunden in der Bucht von Bantrim. Es hatte geendet wenn auch nicht mit einer Niederlage, doch mit dem Rückzuge der englischen Flotte. Seitdem hatte man von einer Leistung derselben nichts vernommen, dagegen unzählige Klagen der Kaufleute, der Seefahrer über ungenügenden Schutz.

Am Tage vor dem Zusammentritte des Parlamentes eröffnete der König dem Cabinetsrathe, daß er selber seine Thronrede französisch abgefaßt. „Ich weiß, fügte er hinzu, daß die meisten meiner Vorgänger die Abfassung solcher Reden ihren Ministern zu übertragen pflegten. Diese jedoch haben der Regel nach dabei besondere Zwecke verfolgt. Ich habe dies vermeiden wollen." Er sprach den Wunsch aus, daß man die Rede durchnehme, das Ungeeignete ändere und sie dann ins Englische übersetze [1]).

Der Vorgang ist von besonderer Wichtigkeit. Denn Wilhelm III. kündigt mit diesen Worten nicht an ein Verhalten in dem einmaligen Falle, sondern ein Princip.

Demnach fordert die Rede unsere besondere Aufmerksamkeit sowohl in Betreff dessen was sie sagt, als dessen, was sie nicht sagt.

Die Thronrede sagte direct nichts von der großen Allianz wider Frankreich. Sie hob hervor, daß alle Mächte, die bei dem Kriege gegen Frankreich betheiligt, im November einen Congreß in Haag beschicken würden, zum Zwecke der Vereinbarung gemeinsamer Maßregeln. Diesen Gedanken hatte nämlich der Kaiser angeregt, der König Wilhelm

[1]) Commons' Debates t. II, p. 353.

lebhaft begrüßt. Auf seinen Wunsch hatte dann der Kaiser als das Haupt der Allianz die Einladungen ergehen lassen [1]).

Mit Bezug auf diesen Congreß verlangte der König in der Thronrede von dem Parlamente die Feststellung des Kriegsstaates für das kommende Jahr. „Ich habe dabei kein anderes Ziel, fuhr er fort, als im Stande zu sein zu einem so nachdrücklichen Angriffe auf die Feinde, daß ich mit Gottes Hülfe in kurzer Frist einen ehrenhaften und dauernden Frieden erringen möge."

Der Lage der Dinge in Irland geschah in der Thronrede keine Erwähnung.

Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß die letzten Berichte von Schomberg, welche für das Jahr 1689 jede Hoffnung eines weiteren Erfolges in Irland abschnitten, dem Könige noch nicht vorlagen Er mochte daher, nach seinen wiederholten Aufforderungen an Schomberg, noch in der Erwartung leben: es sei dort ein entscheidender Schlag bereits geschehen.

Dagegen stellt der König in der Thronrede abermals die Gemeinsamkeit der europäischen Interessen voran, fordert das Parlament auf zum Handeln in dieser Richtung. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß der König Wilhelm sich mit der Absicht trug, im Falle eines günstigen Eingehens des Parlamentes auf seine Thronrede, demselben das Actenstück der großen Allianz vorzulegen, wenn auch immer mit Ausschluß des geheimen Artikels.

Am Schlusse der Thronrede empfahl der König mit Nachdruck die Erledigung der Indemnitäts-Bill. „Denn, sagte er, vermöge der Beruhigung, welche diese Bill den Gemüthern meiner guten Unterthanen gewähren wird, vermögen wir alle um so einträchtiger zu arbeiten für die Beförderung der Wohlfahrt und der Ehre des Königreiches."

Die letzte Mahnung der Thronrede fiel nicht auf einen günstigen Boden. „Die Gemüther, sagt Burnet, waren erfüllt von Argwohn und Mistrauen." Der König versuchte die Wiederaufnahme des Zwie-

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. August: Dykvelt hat im Namen des Königs gebeten, daß ein Congreß der Föderirten im Haag stattfinden, und daß der Kaiser als das Haupt derselben ihn berufen möge.

ſpaltes vom Sommer durch eine kurze Vertagung formell abzuſchneiden. Es gelang nicht. Am 23. October begannen die Sitzungen. Der König bemerkte kurz, daß ſeit ſeiner Thronrede vom 19. ſich nichts verändert, er derſelben nichts nachzufügen habe. Er bezog ſich auf jene Rede und bat um ſchleunige Beſchlüſſe.

Es iſt kaum anzunehmen, daß nicht inzwiſchen einer der Berichte von Schomberg aus den erſten Tagen des October an ihn gelangt ſei. Der König gab demnach ſich noch der Hoffnung hin, daß dennoch Schomberg einen Erfolg erringen werde.

Die Antwort des Unterhauſes, gefaßt ohne Widerſpruch, entſprach nicht ſeinen Erwartungen. Sie enthielt: „Das Haus tritt ein für Ew. Majeſtät in Betreff der Reduction von Irland und in Betreff des gemeinſamen Handelns mit den auswärtigen Verbündeten zur nachdrücklichen Fortführung des Krieges gegen Frankreich.“

So gering der Unterſchied in den Worten der Adreſſe von denen der Thronrede: er war dennoch ſehr erheblich. Dieſe hatte Irland nicht genannt; jene ſtellte es voran. Wenn der König Wilhelm, wie nach dem Schwanken darüber im Auguſt 1689 anzunehmen ſein dürfte, die Abſicht hatte, im Falle einer günſtigen Antwort des Unterhauſes auf ſeine Thronrede den Vertrag der großen Allianz vorzulegen: ſo mochte ihm, nach dieſer Antwort, die Abſicht als unausführbar erſcheinen.

In ſo fern alſo war Wilhelm III. zurückgekehrt auf den Standpunkt Carls II., zu der Prärogative der Krone, die Verträge des Königs mit den auswärtigen Mächten dem Parlamente nicht kund zu geben. Nur waren die Motive entgegengeſetzter Art. Carl II. konnte und durfte den wahren Dover-Vertrag dem Parlamente nicht vorlegen, weil dieſer Vertrag feindſelig war gegen das Lebensintereſſe des Parlamentes. Wilhelm III. legte den Vertrag der großen Allianz nicht vor, weil er kein Vertrauen hatte zu der Uebereinſtimmung des Parlamentes mit ihm in Betreff der politiſchen Nothwendigkeit dieſer Allianz auch für die Lebensintereſſen von England.

Gemäß der Antwort auf die Thronrede beſchloß dann das Unterhaus, zwei Millionen £. St. für die Fortführung des Krieges zu bewilligen. So am 2. November. Nicht jedoch ward die Bewilligung

in die Form einer Bill gebracht. Sie ſtand daher dem Könige in Ausſicht nur für den Fall ſeines Eingehens auf andere Forderungen des Parlamentes.

Denn die Mehrheit desſelben hatte nicht die Abſicht, dem Wunſche des Königs nach einer Indemnitäts-Bill zu entſprechen. Nicht die Verſöhnung, meinten die Whigs, ſei ſein Zweck, ſondern der Wunſch die Rathgeber der beiden letzten Stuart-Könige auch für ſich verwendbar zu machen. Wie die Whigs dieſe zur Rechenſchaft ziehen wollten, namentlich zunächſt gegen Halifax anſtürmten: ſo ſuchten die Tories die Misſtände der gegenwärtigen Regierung aufzudecken. Und wiederum alſo loderte der Parteikampf empor.

Die Beſchwerden über die gegenwärtigen Misſtände blieben indeſſen nicht bei den Tories. Auch viele Whigs betheiligten ſich. An dem Stoffe dafür war kein Mangel. Die Kaufleute klagten über den ungenügenden Schutz des Handels durch die Kriegesflotte, diejenigen von London allein über den Verluſt von hundert Schiffen. Jegliche Convoy müſſe von der Habgier der Capitäne der Kriegsflotte erkauft werden. Man nannte vor allen anderen Churchill, den Bruder des Grafen Marlborough. Die Seeleute der Kriegesflotte beſchwerten ſich über die Lieferung mangelhafter und ungeſunder Lebensmittel. Allen anderen voran aber traten die Klagen über den Zuſtand der Armee in Irland [1]).

Das Unterhaus nahm ſich aller dieſer Beſchwerden mit großem Eifer an. Es erörterte namentlich diejenigen aus Irland. Es erſuchte den König um die Abſendung einer Commiſſion dahin zur Prüfung des Standes der Dinge. So am 11. November. In einer zweiten Adreſſe vom 26. bat es um die Verhaftung des General-Commiſſärs Shales. Der König erwiederte, daß er ſchon vorher den erforderlichen Befehl an Schomberg abgeſendet. Dies war geſchehen am 6. November. Am 29. November beſchloß das Unterhaus mit 195 Stimmen gegen 146 eine neue Adreſſe. Dieſelbe zählte die Verbrechen des Commiſſärs Shales auf, bezeichnete ihn als notoriſch papiſtiſch angethan, und ſchloß mit der Bitte: der König wolle geruhen dem Hauſe kund zu thun, wer ihm dieſen Commiſſär Shales empfohlen, damit das Haus um

[1]) Commons' Debates t. II, p. 355 sqq.

so besser im Stande sei, unterthänigen Rath zu ertheilen für die Erhaltung der Person des Königs und seiner Regierung.

Eine Anfrage solcher Art hatte das Parlament doch auch sogar in der Sturmzeit des Popish Pot dem Könige Carl II. gegenüber nicht gewagt.

Der König Wilhelm erwiedrte auf die Adresse: „Meine Herren, es ist mir nicht möglich diese Frage zu beantworten" [1]).

Wir haben bei dieser Lage der Dinge zu fragen, wie die Unbetheiligten über dieselbe urtheilten.

Das Verhalten des Königs hatte schon seit längerer Zeit den Eindruck gemacht, als ob die Spannkraft des Prinzen Oranien in ihm nachgelassen habe. Zwar war er sichtlich bemüht, das Volk sich geneigt zu machen. Er hatte seine Wohnung nach Kensington verlegt, nahe an die Stadt. Zweimal wöchentlich fuhren er und die Königin von da nach Whitehall, um dort öffentlich zu speisen, mit allem einstigen Pompe, den die beider Vorgänger unterlassen hatten. Das gefiel der Bürgerschaft von London. Allein im übrigen schien es, daß der König die Dinge allzu sehr gehen lasse. Andere erwiederten: nicht dem Könige falle das zur Last, sondern lediglich den Ministern, die seinen Intentionen nicht entsprechen. Darum wurde das Vorgehen des Unterhauses in Betreff der Schäden der Verwaltung vielfach mit Freude begrüßt; denn, sagte man, wenn die Uebelthäter keine Scheu mehr vor dem Könige empfänden, so würden sie doch dieses strengere Tribunal zu fürchten haben [2]).

Eben derselbe Berichterstatter jedoch geht einige Tage nachher tiefer in die Sache ein.

„Die große Unordnung, sagt er, rührt daher, daß der König sowohl in Civil- wie MilitärAngelegenheiten vorzugsweise diejenigen Personen verwendet hat, welche mit ihm herüber gekommen, oder welche nach seiner Ankunft hie zuerst ihm zugelaufen sind. Dies sind meistens hitzige Köpfe. Voll des Selbstgefühles, daß gerade sie den König auf den Thron gesetzt, haben sie sich Uebergriffe aller Art ohne Scheu gestattet. Dennoch, da ein Jeder sich einbildet noch mehr ver-

---

[1]) Commons' Debates t. I, p. 363.

[2]) Die Berichte Hoffmanns vom 15., 17. November, 9. December.

dient zu haben als er wirklich genießt, sind sie nun in und außer dem Parlamente voran im Reden wider die Regierung des Königs. Sie geben daher Grund zu dem Urtheil, daß sie im geeigneten Falle diesem Könige eben so wenig treu sein werden, wie dem vorigen. So lange er nicht diese Leute von den Geschäften entfernt, werden die Dinge hier sich nicht besser gestalten" [1]).

Der Bericht nennt nicht ausdrücklich die Whig-Partei. Dennoch ist es klar, daß er auf dieselbe zielt.

Auf jene erste hauptsächliche Adresse in Betreff Irlands, vom 11. November, that der König dem Hause kund, daß er, wie er fest entschlossen sei, den Krieg in Irland mit allem Nachdrucke fortzuführen, so auch gern eingehe in den Vorschlag einer Commission zur Untersuchung der Dinge an Ort und Stelle. Er überlasse es dem Unterhause, ihm die geeigneten Persönlichkeiten vorzuschlagen. So am 30. November.

Die Antwort ward freudig begrüßt, und zwar, wie es scheint, nicht bloß als Antwort auf die Adresse vom 11. Der Eingang dieser Antwort lautete anders als die Thronrede. Diese hatte nicht Irland genannt, sondern die europäischen Anglegenheiten: die Antwort vom 30. November betonte nur Irland. Demnach war der König thatsächlich von seiner Thronrede zurückgewichen. Nur dieser Umstand scheint die freudige Zustimmung, mit welcher die Antwort begrüßt wurde, genügend zu erklären. Das Unterhaus faßte, ohne Widerspruch, den Beschluß sich insgesammt zum Könige u begeben und für diese Antwort zu danken.

Die Freunde des Königs suchten sofort diese günstigere Stimmung zu benutzen für den Antrag, die Mittel und Wege für die Ausführung der Bewilligung jener zwei Millionen ausfindig zu machen. Wenn auch mit wenigen Stimmen (189: 182): der Antrag fiel. Es war am 30. November, sechs Wochen nach der Thronrede, welche die definitive Bewilligung des Kriegesstaates als dringlich für den nächsten Monat betont hatte.

Das Haus erstattete seinen Dank, wie beschlossen war. Es ging jedoch nicht ein auf den Vorschlag des Königs ihm Commissäre nach

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 13. Decembe.

Irland zu empfehlen. Es überlasse, sagte es, der großen Weisheit des Königs die geeigneten Personen auszufinden. „Denn, berichtet Hoffmann, gleichwie sie diese Unordnung, und zwar mit gutem Fug, den Ministern des Königs zuschreiben: so würden wiederum diese, im Falle keine Heilung erfolgte, den etwaigen übelen Ausgang dem Unterhause beimessen" [1]).

Der König nahm auch dieses Ausweichen gut auf. Er ließ durch den Sprecher erwiedern, am 3./13. December: „Ich werde alle mögliche Sorgfalt aufwenden, um den Krieg in Irland mit Nachdruck zu führen, und werde dafür diejenigen Personen verwenden, welche für den Dienst als die geeignetsten erscheinen. Und ich zweifele nicht an der Unterstützung des Unterhauses in solcher Weise, wie es Euren Wünschen und meinen Anordnungen entspricht".

Was barg diese Antwort in sich? — Es scheint nicht, daß die Tragweite derselben gleich damals dem Unterhause sich erschlossen habe. Wir haben daher diese Worte des Königs vom 3./13. December 1689 genauer ins Auge zu fassen.

Burnet berichtet, daß eines Tages in dieser Zeit der König Wilhelm, unmuthig über den endlosen Hader der Parteien, die Räthe Caermarthen, Shrewsbury und einige andere zu sich entboten und ihnen eröffnet habe: den Tories könne er nicht, den Whigs wolle er nicht trauen. Er hoffe dagegen, der Königin würden die Tories getreu sein. Darum wolle er die Königin in England zurück lassen. Für ihn dagegen liege ein Schiff segelfertig zur Rückkehr nach Holland. Auf das dringende Zureden der Räthe habe dann endlich der König sich bewegen lassen zum Abstehen von seinem verzweifelten Entschlusse, dagegen den anderen und besseren ergriffen in Person nach Irland zu gehen [2]).

Für diese Erzählung ist Burnet der einzige Gewährsmann, und zwar nicht als Augenzeuge, sondern mit Berufung auf eine Mittheilung von Shrewsbury.

Fassen wir die Sache näher ins Auge.

Die Erzählung von Burnet legt das Hauptgewicht für jenen vermeintlichen Entschluß des Königs auf den Kampf der Parteien. Dieser

[1]) Commons' Debates t. II, p. 364. — Hoffmanns Bericht vom 13. December.
[2]) Burnet II, 46.

Kampf indessen entwickelte sich erst im Beginne des Jahres 1690 zu derjenigen Heftigkeit, welche dem Könige die Entscheidung aufnöthigte. Burnet gibt für seine Erzählung kein Datum an. Dem Zusammenhange jedoch seiner Darstellung nach müßte jene Unterredung sich zugetragen haben im Beginne des Jahres 1690. Beachten wir, daß dieselbe endet mit dem Entschlusse von Seiten des Königs in Person nach Irland zu gehen.

Nun ist aber dieser Entschluß des Königs Wilhelm gefaßt und ausgesprochen spätestens am 3./13. December 1689, an demselben Tage, an welchem der Sprecher dem Unterhause jene Erwiederung kund that. Denn am Abende dieses Tages erlangt der kaiserliche Resident Hoffmann die Kunde dieses Entschlusses, und meldet sie nach Wien [1]).

Es ist undenkbar, daß ein Mann wie der König Wilhelm, nachdem er einmal jenen Entschluß gefaßt und ausgesprochen, darin wieder geschwankt habe. Fällt aber dieses eine Stück der Erzählung von Burnet als unvereinbar mit einer Unterredung, die nur im Januar oder Februar 1690 sich zugetragen haben könnte: so ist damit das Fundament dieser Erzählung selber tief erschüttert. Auch an inneren Unwahrscheinlichkeiten derselben dürfte es bei näherer Prüfung nicht fehlen. Allein jene eine Thatsache genügt.

Der Entschluß des Königs vom 3./13. December ist in seiner Erwiederung an das Unterhaus vom selben Tage latent schon enthalten. Der König verspricht die geeignetste Persönlichkeit zu entsenden, geeignet nämlich zum Zwecke der Kriegführung mit vollem Nachdruck. Diese geeignetste Persönlichkeit war aber unzweifelhaft der König Wilhelm selbst.

Ein äußerer Anlaß war dazu geboten. Der Marschall Schomberg hatte um die Erlaubnis gebeten, eine Reise nach England zu machen. Der Wunsch mochte zum Theile entstammen aus seinem Verdrusse über die Kritik seines Feldzuges, die von England aus zu ihm herüber drang. „Ich sehe, sagt er darüber, daß es schwer ist, Parlamente und Völker zu befriedigen, die von der Ansicht ausgehen, daß Ein Engländer, wenn auch frisch angeworben und ein Neuling in den Waffen, sechs Mann Feinde schlagen muß“ [2]). Andere haben als Grund

[1]) Anlage II.

[2]) Dalrymple III II 62.

seiner Bitte bei dem Könige vermuthet den Wunsch noch einmal eine Heirath zu schließen, nämlich mit der Marquise von Antrim.[1]) Wie dem auch sei, die Antwort des Königs, vom 30. November/10. December, also drei Tage vor jener Kundgebung, ist charakteristisch für das Verhältnis beider Männer. „Ich würde es Ihnen gern bewilligen, sagt der König, weil Sie die Reise nothwendig halten für Ihre Gesundheit, so wie auch, weil ich mich freuen würde Sie zu sehen. Allein wenn Sie gegenwärtig Irland verlassen, so ist alles dort verloren. Denn es ist unmöglich es zu behaupten, wenn Sie nicht dort bleiben. Deshalb bitte ich Sie zu verweilen und zur Zeit an die Reise nach England nicht mehr zu denken" [2]). In einem andern Schreiben einige Tage später wiederholt der König sein Leidwesen, den Herzog von Schomberg zur Zeit nicht in England sehen zu können. Nur die absolute Nothwendigkeit hindere die Gewährung der Wünsche, zu welcher der König ihm sonst immer und bei jeder Gelegenheit gern bereit sei [3]). Schomberg blieb in Irland. Aber der Ausdruck seines Wunsches hatte dem Könige die Nothwendigkeit auferlegt, für den Fall daß Schomberg entweder nicht mehr könne oder nicht mehr wolle, an den geeigneten Ersatz zu denken. Und dieser Ersatz war nur er selbst.

Der König sprach den Entschluß noch nicht aus in offizieller Form. Aber er hielt ihn auch nicht geheim. Diejenigen, welche unparteilich die Dinge betrachteten, sahen von Anfang an diesen Entschluß an als einen heilsamen. Irland, meinten sie, als ein offenes, durch Festungen nicht gedecktes Land, werde durch eine einzige siegreiche Schlacht gewonnen werden. Man vernahm, daß der König seinen Aufbruch dahin schon auf den Monat Februar ansetze. In den nächsten Tagen gestaltete sich der Plan bestimmter dahin, daß der König und die Königin sich im Februar 1690 zuerst nach Schottland begeben würden, um dort sich krönen zu lassen, oder hauptsächlich, um dort

[1]) Kazner I, 325.

[2]) Kazner II, 321. Vous me témoignez d'avoir envie de venir faire un tour icy, ce que je vous accorderois volontiers, puisque vous le croyez nécessaire pour votre santé, et aussi que je serois très-aise de vous voir. Mais si vous abandonnez présentement l'Irlande, tout y est perdu, étant impossible de la maintenir cet hyver, si vous n'y restez. Ainsi je vous prie d'y rester et ne plus songer à venir en Angleterre présentement.

[3]) A. a. O. p. 323.

durch ihre Gegenwart alle Mißhelligkeiten beizulegen. Von da aus wolle dann der König hinüber setzen nach Irland, um durch die gehoffte baldige Reduction dieses Königreiches wenigstens diese Quelle des Haders in England zu stopfen [1]).

Demnach sollte die Reduction von Irland das Mittel sein zur Conciliation der Parteien in England. Es war die Frage der nächsten Zeit, ob dieser Plan sich durchführen ließ.

Die Aussichten auf eine Einigung der Gemüther waren nicht günstig, weder in kirchlichen noch in weltlichen Angelegenheiten.

Es war der Wunsch und das Streben des Königs Wilhelm und vielleicht noch mehr der Königin Mary, daß ein Ausgleich zwischen der Hochkirche und den Presbyterianern zu Stande gebracht werden möge. Zu diesem Zwecke ward für jede der beiden Erzdiöcesen, Canterbury und York, die altherkömmliche Convocation der Geistlichkeit ausgeschrieben. Diejenige für Canterbury trat zusammen in Westminster. Die Bischöfe und die niedere Geistlichkeit erwählten je einen Prolocutor, jene den Bischof Compton von London, diese den Dr. Jane. Es war vorauszusehen, daß der Bischof Compton den Wünschen des Hofes entsprechen würde: es war eben so gewis, daß die Wahl Janes eine entgegen gesetzte Absicht ankündigte. Die Anrede, mit welcher Jane die Versammlung eröffnete, bestätigte dieses Urtheil. Er mahnte seine Freunde, daß der Hochkirche nichts ab- noch zugethan werden dürfe, ohne sie zu schädigen. Von diesem Standpunkte aus, der eine Concession nicht zuließ, war demnach nicht eine Transaction möglich, sondern nur die Forderung der unbedingten Unterwerfung der Presbyterianer unter die Hochkirche. Man redete Wochen lang hin und her über Einzelnheiten, über das weiße Chorhemd der anglicanischen Geistlichkeit, über das Kreuzeszeichen bei der Taufe, und Anderes: den Kundigen stand von Anfang an das Ergebnis fest, daß eine Einigung nicht zu erreichen sei. Und eben darum konnte die Stellung dieser kirchlichen Parteien zu einander nicht eine freundlichere werden als zuvor [2]).

In anderer Weise ward die Stellung des Königs schwieriger gegenüber dem Unterhause. Es war die Ansicht der herrschenden Partei,

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 23. December.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 9. December.

nämlich der Whigs, daß man dem Könige die Kroneinkünfte nicht lebenslänglich bewilligen dürfe. Denn, so bald dies geschehe, sobald die Abhängigkeit des Königs aufhöre, werde er sich bemühen, die Prärogativen der Krone auf den höchsten Stand zu bringen. Der König kannte diese Gesinnung. So sehr er sich in seinen öffentlichen Antworten an das Parlament der conciliianten Ausdrücke befliß, in ganz anderer Weise als es Carl II. oder Jacob II. jemals gethan: in vertraulichen Gesprächen brach hier und da sein Unmuth hervor. Er äußerte sich zu Burnet: wenn man nicht auch ihm wie seinen Vorgängern die Einkünfte lebenslänglich gewähre, so sei er nicht König; denn ohne das Einkommen sei der Titel ein bloßer Schein. Es entfielen ihm, wie Burnet sagt, die Worte: wenn man ihn darin nicht befriedige, so wolle er nicht bleiben. „Ich würdige, fuhr er dann fort, eben so wohl eine republikanische Staats-Verfassung wie eine monarchische. Ich will nicht entscheiden, welche die bessere. Aber die schlechteste Regierungsform ist jedenfalls diejenige eines Königthums ohne Schatz und ohne Macht" [1]).

Das Unterhaus bewilligte in denselben Tagen die Kroneinkünfte abermals auf Ein Jahr.

Eine andere Angelegenheit dagegen, die das Königspaar unangenehm berührte, nahm einen günstigeren Verlauf als es zu Anfang schien. Diese Angelegenheit ging aus von dem Ehepaare Marlborough.

Wir haben die Thätigkeit dieses Ehepaares für die Umwälzung von 1688 kennen gelernt als eine der dunkelsten Seiten derselben. Sie beide hatten damals die Prinzessin Anna nebst dem Prinzen-Gemahl geführt. Sie führten sie auch ferner.

Lady Sarah Marlborough hat in späteren Jahren, wo nur noch der Schatten der einstigen Größe ihr geblieben, einen Ueberblick ihrer Laufbahn abgefaßt zum Zwecke ihrer Rechtfertigung. Sie hat diesen ihren Zweck in vielfacher Beziehung nicht erreicht. In ihren eigenen Berichten spiegeln sich vielmehr als hervorstechende Eigenschaften die Habgier und die Herrschsucht. Ganz besonders ergibt sich, daß sie vermöge des Uebergewichtes, welches sie auf die Prinzessin Anna übte, das trennende, zersetzende Element war, welches sich zwischen die königs-

[1]) Burnet II, 41.

lichen Schwestern stellte. In Frankreich hat man als den Grund der auffallenden Neigung der Prinzessin Anna für das Ehepaar Marlborough damals vermuthet eine Leidenschaft ihrerseits für den schönen Cavalier [1]). Jegliches Zeugnis für diese Vermuthung fehlt. Die sonderbare Freundschaft war theils das Product der Gewöhnung, theils der gefügigen Unterordnung des schwächeren Willens unter den stärkeren, bis zur völligen Abhängigkeit des ersteren. Lady Sarah bezeichnet die Prinzessin als so schweigsam, daß sie selten mehr sprach, als erforderlich war für eine Antwort auf eine Frage [2]). Sie bedurfte nicht mehr. Der Mangel bei Missis Morley im Reden wie im Denken ward ersetzt durch den Ueberfluß bei Missis Freeman. Andererseits aber auch war diese nicht ein Werkzeug in der Hand ihres Mannes. Welche Willenskraft, welche Selbstbeherrschung immer sonst dem Staatsmanne und Feldherrn Marlborough zu Gebote stand: das dominirende Element auch ihm gegenüber fand sich bei Lady Sarah.

Die Gräfin Marlborough wußte sehr bald die Prinzessin Anna zu überreden, daß sie, deren Eintreten entscheidend gewesen sei für die Umwälzung, von dem Königspaare nicht genügend anerkannt, vielmehr in einer unwürdigen Abhängigkeit gehalten werde. Das Mittel ihre Selbständigkeit zu sichern, sei eine Dotation vom Parlamente, unabhängig von der Krone. Die Sache ward im Parlamente angeregt. Die Aussicht schien nicht ungünstig. So bereits im Sommer 1689. Der König fand sich dadurch doppelt gekränkt, einmal weil die Sache betrieben wurde ohne sein Vorwissen, und dann weil ihm das Einkommen der Krone nicht lebenslänglich bewilligt war. Bevor die Sache entschieden war, vertagte er damals das Parlament.

Nach dem Zusammentritte im Herbste regte die Gräfin Marlborough die Sache wieder an. Sie fand, wie sie sagt, eine starke Partei geneigt. „Die Mehrzahl, berichtet sie, waren Tories. Der Eifer derselben ging nicht so sehr hervor aus einer positiven Neigung für die Prinzessin, als aus dem Streben dem Könige einen Streich zu versetzen“ [3]). Man sprach von 70,000 £., ja von 100,000 £. Der

---

[1]) Lettres de Bussi-Rabutin III, 363.

[2]) Conduct of the Duchess of M. p. 25.

[3]) Conduct etc. p. 35.

König bemühte sich die Sache abzuwenden. Er ließ durch andere Personen der Gräfin Vorstellungen machen. Sie meldet, daß jegliche dieser Vorstellungen ihren Eifer höher getrieben. „Lieber würde ich gestorben sein, sagt sie, als das Interesse der Prinzessin geopfert haben." Als der Beschluß des Unterhauses vorlag, welcher dem Könige die Kroneinkünfte für Ein Jahr bewilligte [1]), ging Wilhelm III. so weit, den Staats-Secretär Shrewsbury an die Gräfin Marlborough zu senden. Er hatte den Auftrag, im Namen des Königs für die Prinzessin 50,000 £. St. jährlich zu versprechen, wenn sie abstehen wolle von dem Plane einer selbständigen Dotation. „Ich habe ein festes Vertrauen auf dieses Wort des Königs, fügte Shrewsbury hinzu, und würde ihm, falls er es bräche, nicht eine Stunde länger dienen." — „Der Entschluß steht Ihnen sehr wohl an, erwiederte Lady Marlborough; aber ich sehe nicht ab, daß er der Prinzessin von einigem Nutzen sein könnte, im Falle Se. Majestät das Versprechen nicht hielte." Alle weiteren Reden des Botschafters prallten ab. Die Gräfin führte ihn zu der Prinzessin. Die Antwort derselben lautete: sie vermöge nicht einzusehen, daß ein Unrecht darin liege, eine Sicherheit für ihren Unterhalt zu wünschen. Dazu seien die Dinge nun so weit gekommen, daß es vernünftig erscheine abzuwarten, was ihre Freunde für sie thun könnten [2]).

Die Rechnung der Gräfin Marlborough, aus welcher diese Antworten hervorgingen, hatte dennoch eine große Lücke. Im Unterhause hatte die Whig-Partei die Mehrheit. Sie also entschied. Die Whig-Partei wollte überhaupt die Herrschaft für sich. Dem Interesse dieser Herrschaft aber entsprach es wenig, wenn neben oder gegenüber dem königlichen Hofe ein anderer prinzlicher Hof erstand, unabhängig von jenem, unter der Leitung dagegen der Gräfin Marlborough.

Die Beschlüsse des Unterhauses erfolgten. Der erste bestätigte der Prinzessin für ihr Leben die 30,000 £. jährlich, welche der König Jacob ihr angewiesen. Der zweite Beschluß ersuchte den König Wilhelm Fürsorge zu treffen, daß das prinzliche Paar jährlich 50,000 £. erhielte [3]).

---

[1]) Conduct etc. p. 33. Die Herzogin sagt: A day or two before it was put to the vote in the house of C.

[2]) A. a. O. p. 34.

[3]) Commons' Debates t. II, 367.

Demnach trug nicht die Prinzessin, oder richtiger die Gräfin Marlborough den Sieg davon. Die Prinzessin erhielt nicht mehr als was der König aus sich ihr angeboten. Sie erhielt diesen Betrag, wenn auch immer auf den Beschluß des Parlamentes, jedoch gemäß eben demselben aus der Hand des Königs. Die Unparteiischen waren der Ansicht, daß in keiner Beziehung die Sache ausgeschlagen sei zum Vortheile der Prinzessin, daß vielmehr das Unterhaus gehandelt habe gemäß den Wünschen des Königs [1]). Und in der That nahm die Whig-Partei seinen Dank dafür in Anspruch [2]).

Die Klagen dieser Partei über das unentschiedene Verhalten des Königs wurden lauter, ihre Forderung, daß er sich stützen müsse auf sie und auf sie allein, immer dringender. Das in Betreff Irlands niedergesetzte Comite des Unterhauses legte am 21./31. December eine Adresse vor, welche die Ursachen des Miserfolges aufzählte. Das Schriftstück war in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß sich im Unterhause Bedenken dagegen erhoben. Das sei ein Libell, hieß es, nicht jedoch eine Adresse. Es ward an das Comite zurückgewiesen [3]).

Dagegen erhielt der König wenige Tage später von einem Mitgliede der Whig-Partei, vermuthlich Wharton, ein ausführliches Schreiben [4]). Dasselbe bezweckte ihm alle vermeintlichen Fehler seiner Regierung aufzudecken. Der Cardinalpunct derselben in den Augen Whartons war, daß der König nicht sein ausschließliches Vertrauen gesetzt habe in die Whig-Partei, daß er gehofft habe regieren zu können auch mit Persönlichkeiten, die im Grunde ihres Herzens dem Könige Jacob anhingen. Das Schreiben ist so maßlos heftig, wie vielleicht irgend jemals ein solches an einen König gerichtet sein mag. Dennoch mochte die Haltung der gesammten Partei, welche in diesem Schreiben eines befähigten Mitgliedes zum schärfsten Ausdrucke gelangte, klar

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 30. December.

[2]) Der anonyme (Whartons) Brief bei Dalrymple III II p. 107: The design was plain to give the princess a great revenue, and make her independent upon Y. M., that she might be the head of a party against you. This was laboured by the Tories and high church men, and carried for you by the honest old Whig interest.

[3]) Commons' Debates t. II. 368.

[4]) Man sehe Note 2.

vor Augen legen, daß die Dinge heran reiften zu einer Krisis, welche dem Könige die Entscheidung aufzwingen werde.

Denn eben dies gibt sich kund in einem anderen gleichzeitigen Schreiben des Staats-Secretärs Shrewsbury. Der König Wilhelm erwog den Gedanken einer längeren Vertagung. Shrewsbury rieth ab. „Ich hätte wünschen mögen, sagt er, daß Ew. Majestät Ihre Regierung hätten gründen können auf maßvolle und ehrenhafte Männer von beiden Richtungen. Allein da die Nothwendigkeit der Entscheidung herantritt: so trage ich kein Bedenken meine Ansicht dahin auszusprechen, daß die Regierung Ew. Majestät besser gesichert ist im Zusammengehen mit der Whig-Partei. Hat dieselbe irgend welche feindselige Absichten, wie es doch unwahrscheinlich: so sind dieselben jedenfalls ferner als diejenigen der Tories, unter denen unzweifelhaft viele die Herstellung des Königs Jacob im Sinne haben, und selbst die besten doch noch immer an eine Regentschaft denken. Ich gestehe zu, daß diese Partei streben würde für die Prärogative der Krone; aber ich besorge bei ihr eine so unvernünftige Verehrung des monarchischen Princips, daß sie niemals sich herbeilassen wird zur vollen Anerkennung der Grundsätze, auf denen der Thron Ew. Majestät ruht" [1]).

So die Aeußerungen von Seiten der Whigs. Stellen wir denselben gegenüber die Rede eines Unbetheiligten aus denselben Tagen. Hoffmann berichtet, daß die Mittel und Wege zur Aufbringung der bewilligten zwei Millionen für den Krieg angewiesen, daß der König diese Bill sanctionirt, so wie zugleich die Bill der Rechte und der Succession. Wir haben dieselbe früher bereits kennen gelernt (Band IV. S. 472 u. f.). Neben den geringeren Angelegenheiten bleibe nun, sagt Hoffmann, als die wichtigste noch übrig die allgemeine Amnestie. „Denn ohne diese, fährt er fort, wird das Königreich nimmer zur Ruhe gelangen. Allein die Räthe des Königs selbst haben bisher, anstatt diese Sache zu befördern, sie hintertrieben. Ihre Absicht ist einerseits, dadurch ihre Gegner in beständiger Furcht zu erhalten, andererseits die befähigten Persönlichkeiten der anderen Partei von den Geschäften auszuschließen. Denn, so lange der General-Pardon nicht erfolgt ist, kann der König jene Anderen nicht verwenden. Die Zahl derselben ist nicht gering. Es

[1]) Coxe: Shrewsbury p. 15. Vom 22. December.

gehören dazu alle diejenigen, welche unter dem Könige Jacob Aemter inne gehabt, ohne den Teſt-Eid abzulegen; ferner diejenigen, die in irgend einer Form der kirchlichen Commiſſion angehört; endlich alle diejenigen, welche, ob direct, ob indirect, dem Könige Jacob nach irgend einer Seite hin berathend zur Seite geſtanden. Sie alle ſind in gewiſſer Weiſe wie Angeklagte zu betrachten, ſo lange bis ein General-Pardon dieſen Bann von ihnen nimmt" [1]).

Allein von einer Abſicht dieſen Bann zu löſen, war die Whig-Partei weit entfernt. Vielmehr griff ſie in denſelben Tagen hinaus nach einem Ziele, deſſen Erreichung ihr für lange Zeit die Herrſchaft ſichern ſollte.

Es lag dem Unterhauſe eine Bill vor zum Zwecke der Herſtellung der Corporationen in ihre früheren Rechte. Wir haben uns zu erinnern, daß in der Zeit der Reaction, welche in Folge des misglungenen Ryehouſe-Plot von 1683 mächtig wurde, viele politiſche Körperſchaften, theils gezwungen, theils freiwillig, ihre Freibriefe an die Krone auslieferten. Dies hatte begonnen unter Carl II., ſich fortgeſetzt unter Jacob II. Ueber das Weſen der Sache, die Herſtellung dieſer Freibriefe, waren die Parteien im erſten Parlamente Wilhelms III. einig. Nur der Modus und die Conſequenzen ſtanden in Frage.

Am 2./12. Januar 1690 erſtattete Somers Bericht über dieſe Angelegenheit. Die Reihen der Tories waren gelichtet; denn viele Mitglieder waren noch nicht zurückgekehrt von der Weihnachtsfeier auf dem Lande. Dies ward von der Whig-Partei benutzt zu dem Antrage eines weit gehenden Zuſatzes. Derſelbe unterſagte Jedem, der bei jener Auslieferung thätig geweſen, für eine lange Reihe von Jahren die Führung eines Gemeindeamtes. Der Zweck lag vor Augen. Die Conſequenz mußte ſein die Beſetzung aller Aemter in den Communen mit Whigs, die Ausſchließung aller Tories. Der Antrag ward angenommen und der Bill einverleibt [2]).

Es handelte ſich nur noch um die endgültige Annahme durch die dritte Leſung. Die Entſcheidung darüber ſtand bei der Whig-Partei. In der Vorfrage darüber behielt jedoch eine beſſere Seite des eng-

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 30. December.

[2]) Ich folge hier der Darlegung von Macaulay. Ch. XV.

lischen Charakters die Oberhand, eine Seite, nicht immer zum vollen gewürdigt bei anderen Nationen, welche durch die Nachahmung der Formen des englischen Verfassungslebens auch den Geist desselben sich anzueignen vermeinen. Die besonnenen Mitglieder dieser Partei stimmten dafür, daß bis zur dritten Lesung der Bill eine Woche vergehen müsse. Immerhin mochte die Whig-Partei glauben, weil sie überhaupt in der Mehrheit war, dabei nichts zu befürchten zu haben. Der Aufschub ging durch. Die Tories hatten Zeit sich zu sammeln.

Diese Zeit der Ungewisheit ward von beiden Seiten benutzt zu Versuchen der Einwirkung auf den König. Die Tories wie die Whigs suchten ihre Auffassung der Dinge in kurze Denkschriften zu drängen, die sie dem Könige einreichten[1]).

Die Tories redeten in folgender Weise:

„Die Whigs haben beharrlich sich dem friedfertigen Könige Jacob I. widersetzt. Sie haben den tugendreichen Carl I. gemordet. Sie haben, nach dem Tode desselben, alle verschiedenen Regierungsformen versucht und mit keiner sich befriedigt. Sie haben den sorglosen König Carl II. gequält. Sie haben versucht den Nachfolger von der Krone auszuschließen und endlich ihn entthront. Der Beweggrund dieses Handelns ist nicht, wie sie behaupten, das Freiheitsgefühl, sondern der Geist der Opposition gegen das Königthum. Ein Theil von ihnen sucht unter der Maske der Freiheitsliebe die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes; der andere weiß nicht, was wahre Freiheit, noch wie sie anzuwenden. Denn Niemand hat sich tyrannischer bewiesen als gerade das Whig-Parlament, welches die Monarchie gestürzt hatte. Für diese Leute hat der König Wilhelm seine Person und sein Vaterland gewagt: sie ihrerseits haben dafür allerdings ihm die Krone dargereicht, das Scepter jedoch sich vorbehalten. Sie haben ihn ihren Befreier genannt; aber sie haben ihm das Kroneinkommen verweigert, welches sie ohne Bedenken demjenigen bewilligt, den sie als ihren Tyrannen bezeichnen. Sie haben den König Wilhelm hinein gedrängt in einen Krieg, nur um ihn durch die Bedürfnisse desselben von sich abhängig zu erhalten. Sie haben zeitweilig ihm Bewilligungen ge-

[1]) So fasse ich die Darlegungen bei Dalrymple I^{II} p. 122 sqq. D. gibt kein Datum an.

macht, jedoch unzureichend, nur zu dem Zwecke, um ihn hinzuweisen auf seine Abhängigkeit, dagegen auf ihre Bedeutung. Sie haben getrachtet in alle Geheimnisse seiner Regierung einzudringen, um dann der Welt sie offen zu legen. Indem sie behaupteten seine alleinigen Freunde zu sein, haben sie durch ihre Weigerung, das Haus Hannover in der Bill der Rechte und der Succession ausdrücklich zu benennen, die Thür offen gelassen für den Wiedereintritt der flüchtigen Familie Stuart. In Wahrheit jedoch sind alle Könige ihnen gleichgültig. Indem sie den einen beseitigen, den andern in Fesseln zu halten suchen, geht ihre Absicht nur dahin den Weg zu bahnen für die Republik, welche ihnen wie ihren Vorfahren immer vorschwebt als das Ziel ihrer Hoffnung. Sogar die Schotten, einst so fügsam für Regierungen, welche die Whigs als tyrannisch bezeichneten, sind durch das Beispiel der Whigs verlockt worden zur Opposition wider die gegenwärtige freiheitliche Regierung."

„Die Whigs sind eifersüchtig nach allen Seiten: gegen Holland, gegen ihre eigenen Landsleute, gegen den König. Denn, anstatt zuerst das Gemeinwohl der beiden Länder in Betracht zu ziehen, haben sie die Zeit damit vergeudet, Beschlüsse zu fassen wider ihre Mit-Unterthanen, Klagen zu erheben gegen die Alliirten, und, unter dem Vorwande der Adressen an den Thron, den König zu behelligen mit ihren Vorwürfen. Ihre Absichten, obwohl nur diejenigen des engen Partei-Interesses, sind doch umfassend und unbeschränkt. Denn nicht zufrieden damit für jetzt alle anderen Parteien von der Regierung auszuschließen, gehen sie darauf aus, sich die Macht auch für alle kommenden Zeiten zu sichern. Der König, der zuerst das Gewicht dieser Macht zu fühlen hat, sollte eben darum nicht der letzte sein im Widerstande gegen dieselbe. Dagegen sind die Whigs unfähig ihm zu dienen. Sie sind nicht im Stande gewesen, zum Zwecke der Versöhnung der verschiedenen kirchlichen Richtungen die Comprehensions-Bill durchzubringen, welche, wie der König sie sehnlich wünschte, zugleich in ihrem eigenen Interesse lag."

„Die Tories dagegen haben von je, sobald sich ein Streit zwischen König und Volk erhoben, das Interesse der Krone vertreten. Sie haben die Raserei des großen Haufens zu zügeln gesucht. Sie haben, in einer unglücklichen Zeit, sich gestellt unter die Trümmer des

ſtürzenden Thrones. Sie ſind dem vorigen Könige treu geblieben, ſo lange er ſich ſelber und ſein Volk nicht verließ. Die Meiſten von ihnen haben, nachdem das Recht des Vaters nicht länger verdiente vertheidigt zu werden, dennoch das Recht des Sohnes geachtet, obwohl er freundlos war, abweſend, ein Kind. Aber ſie haben zuletzt dem Wunſche des Vaterlandes nachgegeben."

„Indem die Tories dies gethan, haben ſie mit der Pflicht ihrer Treue auch die Loyalität ihrer Geſinnung gewendet. Sie wollen den Thron ſtützen, auf welchen das Land den König geſetzt; denn der Thron iſt der Mittelpunct aller Verfaſſung, die Schranke gegen republikaniſche Neuerungen. Die Tories haben zuſammen gewirkt mit den Whigs in der Einladung nach England; aber ſie wollen nicht zuſammen wirken mit den Whigs, um den König zur Reue über die Annahme dieſer Einladung zu bringen."

„In der Tory-Partei finden ſich die alten Familien, der Grundbeſitz, das ganze Gewicht der Kirche von England, in deren Macht es liegt, Könige zu erheben und zu erniedrigen. Als das Haupt der Tories iſt der König der Souverän eines gehorſamen und ordnungliebenden Volkes. Als das Haupt der Whigs dagegen kann der König nichts Anderes ſein als der Führer einer Partei, welche weder der Lenkung eines Königs jemals ſich gefügt, noch Gott zum Wohlgefallen gereicht hat."

So die Tories.

Wir ſehen, ihre Darlegung beſchränkt ſich auf England. Ueber das Meer, über den Canal hinaus blicken ſie nicht. Die einzige Stelle, an welcher von dem Kriege die Rede iſt, zeigt in auffallender Weiſe die geringe Kenntnis der europäiſchen Verwickelung, ſowie der Stellung des Oraniers zu derſelben.

Hören wir die Whigs.

„Eine jede Verfaſſung, ſagen ſie, hat ihre eigenen Grundſätze, auf welche ſie ſich erbaut, entſprechend dem Geiſte des Volkes, dem ſie angehört. Der Grundſatz der engliſchen Verfaſſung iſt die Freiheit. Die Vertheidiger dieſer Freiheit ſind jederzeit geweſen die Whigs. Um dieſer Freiheit willen haben ſie die Felder von England gedüngt mit ihrem Blute. Die Schaffotte ſelbſt, welche ſie um dieſer Volksſache willen ſo oft beſtiegen, geben ihnen Bürgſchaft, daß das Volk, zum

Erweise seines Dankes, immer auf ihrer Seite stehen wird. Nicht die Genossenschaften von Grundbesitzern, noch die Gebete von Geistlichen, entscheiden über die Schicksale freier Nationen, sondern die Menge freier Unterthanen. Die ganze Regierung Carls I. erbringt den fortlaufenden Beweis, daß die Bedeutung des Grundbesitzes und der Kirche gering ist gegen die Kraft des Volkes. Bei der jüngsten Umwälzung haben die Weigerungen der Soldaten und der Seeleute zu fechten, und die Erhebungen in jeder Grafschaft, es aller Welt offenbar gemacht, daß die Regierung von England bedingt wird durch die Vielen, und nicht durch die Wenigen. Auch sogar das Uebergewicht der Whig-Partei in dem gegenwärtigen Parlamente gestattet einen Schluß auf die Macht und die Neigung des Volkes. Die großen Städte, die großen Handelsgesellschaften, das ganze Geld-Interesse gegenüber demjenigen des Grundbesitzes, sind in den Händen der Whigs. Nun ist in einer handeltreibenden Nation, und mehr noch, wenn diese Nation sich in einen Krieg verwickelt sieht, das Geld-Interesse gleichwiegend mit demjenigen des Grundbesitzes. Denn, ohne den Herzutritt derjenigen, welche im Stande sind zu sofortigen Vorschüssen auf Treue und Glauben der Regierung, können keine Mittel aufgebracht, ohne diese Mittel kein Krieg geführt werden. Denn nicht mehr wie in früheren Zeiten führt man Krieg vermittelst der Vasallen von Lords und Bischöfen, sondern mit Soldaten, welche fechten für Sold, und nur so lange wie dieser ihnen bezahlt wird."

„Von diesen Ansichten aus und gestützt auf diese Mittel hat die Whig-Partei das erste Mal gestrebt, durch die Ausschließungs-Bill die Erhebung des Königs Wilhelm auf den Thron vorweg zu nehmen, und hat, bei dem zweiten Versuche, ihn auf denselben gesetzt."

„Der Grundsatz der Whigs, daß die letzte Entscheidung bei dem Volke steht, ist untrennbar von dem Titel des jetzigen Königs. Daher muß er, wenn er nicht ihren Grundsatz vor der Nation geltend macht, selber gelten für einen Usurpator. Die Tories dagegen haben seit langem die Grundsätze des unvertilglichen Erbrechtes eingesogen. Um dieser willen haben sie allen thörichten Theorien des Königs Jacob I. nachgegeben. Um dieser willen haben sie Antheil genommen an allen Gewaltsamkeiten der früheren Zeit Carls I. und der späteren Zeit seines Nachfolgers. Sie haben dadurch in beiden Zeiträumen das

Unglück herauf beschworen für die Sache des Königthumes, welcher sie zu dienen vermeinten. Um derselben Grundsätze willen haben sie sich gefügt unter die Tyrannei des Königs Jacob II., und würden unter dieselbe noch ferner sich gefügt haben, wenn nicht er die Hand gelegt hätte an die Hochkirche. Um derselben Grundsätze willen hat ein Theil von ihnen sich bemüht das Recht des Sohnes von Jacob II. zu sichern, nur deshalb, weil sie sein eigenes nicht mehr retten konnten, während der andere Theil noch an ihm selber fest hielt. Denn manche Pairs, sowie auch Mitglieder des niederen Adels haben sich geweigert die neuen Eide zu leisten, und mit ihnen sogar einige der Bischöfe, welche der König verfolgt hatte. Dem Beispiele derselben sind viele Mitglieder der Geistlichkeit der Hochkirche von England gefolgt, und die Mehrzahl derer, die sich gefügt, haben es gethan in einer Weise, die klar an den Tag gab, daß sie ihren König setzten über ihren Gott. Sogar die Leiden der Tories seit einem halben Jahrhunderte für das nun flüchtige Königshaus haben sie fester an dasselbe gekettet; denn man ist von Natur geneigt dasjenige zu lieben, wofür man gelitten hat."

„Dagegen ändern die Menschen nicht in einem Augenblicke die Grundsätze ihres Lebens. Vielmehr sollte da, wo sie es anscheinend thun wollen, dies Anerbieten selbst Verdacht erregen. Früher oder später werden sicherlich die Tories zu ihren ursprünglichen Grundsätzen zurückkehren. Denn, indem sie einen Fürsten verrathen haben, den sie liebten, und vorgeben einem Anderen zu dienen, können sie lediglich und allein durch einen doppelten Verrath hoffen, die eigene Schande mit fortgeschwemmt zu sehen in derjenigen der Gesammtheit. Das Beispiel von Schottland mag den König aufklären über das, was er von solchen neuen Freunden zu erwarten hat. Denn eben diejenigen Tories, welche nach London geeilt waren mit dem Erbieten ihrer Dienste, sind dann mit noch viel größerer Eile in ihre Heimat zurück gekehrt, um sich davon los zu machen. Will denn nun der König sich gegen diejenigen, welche seine natürlichen Freunde sind, verbünden mit seinen natürlichen Feinden, und somit beitragen zu einer Niederlage, die als ihre unvermeidliche Consequenz nach sich zieht seinen eigenen Sturz?"

„Die Whig-Partei, bei dem Hinausschieben der Bewilligung eines Kroneinkommens auf Lebenszeit, hat bezweckt den König und das Volk

durch die Bande gegenseitiger Abhängigkeit fester an einander zu kitten, und jeder englische Monarch wird finden, daß die sicherste Basis seines Thrones ist seine Popularität. Ja sogar wenn den Tories die Treue für ein Interesse, das dem ihrigen so völlig entgegen gesetzt ist, auch nur möglich wäre: so kann doch ein Tory-König nichts Anderes sein als ein Beherrscher von Sclaven, deren Gehorsam selbst ihn herabwürdigt, während er an der Spitze der Whigs sich betrachten muß als den Vater und den Freund eines freien Volkes. Ja die Verschiedenheit der Anschauungsweise desselben von derjenigen des Souveräns gereicht diesem zur Ehre, weil dieselbe Zeugnis ablegt für die Aufrichtigkeit und die Klarheit des Geistes der von ihm beherrschten Nation."

So die Whigs.

Wir sehen, daß in ihrer Darlegung der Contact von England mit den europäischen Angelegenheiten auch nicht einmal zur Erwähnung kommt.

Demnach vermochte weder die eine, noch die andere dieser Parteien, die zusammen das politische England repräsentirten, sich zu erheben zu dem Standpuncte, von welchem aus der Oranier nicht bloß dies Königreich, sondern Europa ins Auge faßte. Aber vermochten es Andere? — Wir haben dem Verhalten der Parteien von England das gleichzeitige der Stadt Amsterdam gegenüber zu stellen.

Der König hatte den Generalstaaten kund gethan, daß er das Amt des Erbstatthalters auch ferner beibehalten, die Rechte desselben ausüben werde. Eben damals aber weigerte sich die Stadt Amsterdam, diese Rechte anzuerkennen. Sie wollte, erklärte sie, die Ernennung ihrer Schöffen nicht mehr suchen bei einem Statthalter außer Landes. Sie wolle, bis dieses Zugeständnis ihr gemacht, nichts mehr zum gemeinen Wesen beitragen. Die Kundgebung erscheint wie ein nochmaliges Sich-Aufraffen und momentanes Ueberwachsen der oligarchischen Partei, die von dem Oranier sich gedrückt meinte, und es noch mehr zu werden fürchtete, wenn er als König von England heimkehrte. Es galt ja doch auch bei manchen Zeitgenossen die Ansicht, daß der tiefere Grund, dem Oranier die Kriegesmittel nach England zu bewilligen, bei vielen Mitgliedern dieser Partei bestanden habe in der Hoffnung, dadurch seiner los zu werden [1]). Dazu auch mochte französischer Einfluß

[1]) Finalbericht des Venetianers Corner, im Jahre 1690, p. 295.

mitwirken. Denn es ist nicht anzunehmen, daß, ungeachtet des Kriegszustandes, alle früheren Fäden zwischen Amsterdam und Paris zerrissen worden seien. Die Tendenz der französischen Politik in Bezug auf die Republik beim Beginne des Krieges selbst zeichnet der Venetianer Venier aus eigener Anschauung in Paris mit folgenden Worten: „Obwohl die Holländer so viel beigetragen haben zur Erhebung des Oraniers, gegen welchen der Haß Frankreichs, wenn nicht eine harte Noth ihn tilgt, ewig dauern wird: so werden doch die französischen Minister ihre Kunstgriffe immer auf Holland richten, um dort Zwietracht auszusäen, oder mit der Hoffnung auf einen vortheilhaften Handelsvertrag die Sehnsucht nach dem Frieden einzuflößen. Sie werden Eifersucht zu erregen trachten gegen den Oranier, werden sagen, daß er, groß geworden durch die Usurpation eines Königreiches, nun bereit ist seinen Wohlthätern mit Undank zu lohnen. Gemäß der vielfach wiederholten Erfahrung von der Geneigtheit, mit welcher jene Republik, in dem Eifer für den Handel, in dem Wunsche nach Befreiung von den schweren Kriegeslasten, auf die Lockungen zum Frieden horcht, wird der König von Frankreich niemals ablassen von dem Versuche, mit der Republik zu einem Sonderfrieden zu gelangen. Er wird sich dies zum hauptsächlichen Ziele setzen, um dadurch den Bund wider ihn zu sprengen“ [1]).

Wir werden im Laufe des Krieges mehr als einmal Gelegenheit haben zu beobachten, wie die von Venier hier gleich zu Anfang gezeichnete Tendenz der französischen Politik sehr erkennbar zu Tage tritt. Es ist daher mit Grund anzunehmen, daß auch für diese Weigerung von Amsterdam, den Oranier noch die Befugnisse des Statthalters ausüben zu lassen, französischer Einfluß mitwirkte.

Allein wenn auch diese Partei sich selber lossagen, und in Folge dessen die gesammte Republik losreißen wollte von dem Oranier: so wollte er seinerseits nicht sich lösen von ihnen. Er schickte den Grafen Portland. Die Stadt Amsterdam erhob Einspruch gegen seine Zulassung in die Versammlung der Stände von Holland. Denn Port-

[1]) Finalbericht des Venetianers Girolamo Venier, von 1688, bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 480.

land stehe in Eid und Dienst einer fremden Macht, des Königs und des Parlamentes von England [1]).

Wie sonderbar sehen wir die Dinge sich verschlingen! Es ist gewis, daß Portland allein damals in England das volle Vertrauen des Königs besaß, daß er thatsächlich da stand wie ein Minister über den Ministern. Es scheint, daß der König auch äußerlich in dieser Beziehung sich keinen Zwang auferlegte, keine Vorsicht zu beobachten für nöthig hielt. Nicht bloß Engländern, sondern auch Unbetheiligten fiel es auf, daß man den König, er mochte gehen, fahren oder stehen, niemals erblickte ohne den Grafen Portland an seiner Seite. „Die Engländer, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, die unter allen Nationen am wenigsten geneigt sind für Nicht-Einheimische, können es gar nicht ertragen, daß ein Ausländer oben an steht im Vertrauen ihres Königs. Daher ist ihre Abneigung gegen die Holländer im stetigen Wachsen" [2]).

Und nun wurde eben dieser selbe Bentink, welcher als der Holländer die Abneigung der Engländer sich zuzog, weil sie vermeinten, daß bei dem Könige und ihm das englische Interesse dem holländischen nachstand, als Graf Portland von der Stadt Amsterdam angesehen und behandelt wie nicht mehr seinem Vaterlande angehörig, wie dienend dem Interesse einer fremden Macht.

Diese Thatsachen, nämlich jene Darlegungen der beiden Parteien von England für ihren König, dann das Verhalten der Stadt Amsterdam wider ihren Erbstatthalter, prägen vor allen anderen Dingen klar das Verhältnis aus, daß die beiden Mächte, England und Holland, nicht aus sich selber sich zusammen gefunden zu dem vereinigten Widerstreben gegen Frankreich, sondern nur darum, weil die Person des Oraniers sie zusammen band.

Und seine Hand hielt sie fest, die eine Macht wie die andere.

Da dem Rathe der Stadt Amsterdam eine Thatsache zur Begründung eines Vorwurfes wider Portland nicht vorlag: so berief man sich auf eine einstige Resolution der Stände von Holland wider den Grafen Leicester als Bevollmächtigten der Königin Elisabeth, vom

---

[1]) Ausführlicher Bericht Kramprichs vom 24. Januar 1690.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 4. Juli 1690.

7. März 1586. Für diese Berufung fehlte freilich der wesentliche Anhaltspunct, daß im Jahre 1586, nach dem Tode des ersten Oraniers, sein Sohn Moritz als Erbstatthalter noch nicht anerkannt gewesen war.

Wie indessen auch immer diese Dinge lagen: die Weigerung der Stadt Amsterdam im Beginne des Jahres 1690 war für lange Zeit die letzte Kraftanstrengung der oligarchischen Partei gegenüber dem Oranier. Seine Autorität in der Republik war fest bewurzelt. Zu ihm standen in der Provinz Holland die gesammten kleineren Städte und die Ritterschaft. Vor dem Uebergewichte derselben mit dem Erbstatthalter mußte auch die Stadt Amsterdam sich beugen. Und so geschah es.

Ganz anders lagen die Dinge in England. Die Whig-Partei betrachtete sich selber als die Trägerin des neuen Königthums und wurde von Anderen als solche betrachtet. War es dem Könige möglich, einen Stützpunct zu finden außer ihr? —

Sein Entschluß selber nach Irland zu gehen war nach und nach bekannt geworden. Man redete an allen Orten dafür und dawider. Man zweifelte nicht, daß dann bald ein günstiger Ausgang zu erwarten stehe [1]). Einige äußerten sich, der König habe den Krieg in Irland geflissentlich verlängert und hingezögert, um sich die Ehre der Beendigung vorzubehalten [2]). Man erwartete, daß der König nun auch bald offiziell dem Parlamente seinen Entschluß kund thun werde. Hier aber sei Widerspruch vorauszusehen [3]). — Wir werden Bestimmteres darüber vom Könige selbst erfahren.

Der Tag der Entscheidung über die Corporations-Bill brach an. Es war der 10./20. Januar 1690. Beide Parteien entboten ihre gesammte Zahl und alle Kraft. Der Kampf währte vom Morgen bis in die Nacht, vierzehn Stunden lang. Es war ein Treffen, bei welchem mehr auf dem Spiele stand als bei manchem Waffengange.

Der König Wilhelm saß in Kensington und harrte des Ausganges. Er schrieb unterdessen an Portland. „Heute, sagte er, ist im Unterhause der große Tag der Corporations-Bill. Am Schlusse meines Briefes werde ich Ihnen den Ausgang melden; denn jetzt ist

[1]) Hoffmanns Berichte vom 16. und 20. Januar 1690.

[2]) Kazner II, S. 322.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 20. Januar 1690.

es Vormittag. Ich vernehme, daß viele Leute unzufrieden sind mit meinem irischen Plane, besonders die Whigs. Sie fürchten mich eher zu verlieren, als bis sie aus mir gemacht haben was sie wünschen. Denn was ihre Zuneigung betrifft, so wissen Sie, was darauf in diesem Lande zu geben ist. Ich habe dem Parlamente meinen Plan noch nicht eröffnet, gedenke es jedoch in der nächsten Woche zu thun. Einstweilen lasse ich meine Ausstattung fertig machen, und Jedermann spricht offen davon. Sagen Sie den dortigen Offizieren, daß sie sich im Beginne Februar zum Aufbruche hierher bereit halten mögen. Denn im Anfange März marschieren wir."

So der König am Vormittage. Der Tag verging. Es wurde Nacht, und noch keine Entscheidung. Endlich fügte der König hinzu: „Es ist 11 Uhr. Um 10 war das Unterhaus noch versammelt. Deshalb kann ich Ihnen mit dieser Post den Ausgang nicht melden. In den Vorfragen haben die Tories mit fünf Stimmen die Mehrheit erhalten. Urtheilen Sie demnach, wie sehr man gekämpft. Von Schlaf und Husten erdrückt, vermag ich nicht mehr darüber zu schreiben. Bis zum Sterben der Ihrige" [1]).

Der endliche Ausgang in der Hauptfrage war der Sieg der Tories mit achtzehn Stimmen, demnach die Entfernung jenes nachträglichen Zusatzes aus der Bill für die Herstellung der Corporationen.

Allein wodurch war der Sieg errungen? Es kann nach der Sachlage kaum ein Zweifel obwalten, daß bei dieser Frage der König das ganze Gewicht des Hofinteresses geworfen hatte in die Wagschale der als Partei gegen Partei an Zahl schwächeren Tories [2]).

Darum indessen lenkte der König noch nicht hinüber zu den Tories. Er war unschlüssig: „Ich bin in großer Verlegenheit, schreibt er vier Tage später, am 14./24. Januar 1690, und weiß nicht, welchen Entschluß ich fassen soll. Die Ueberzeugung jedoch steht bei mir fest, daß, wenn ich nicht selbst nach Irland gehe, dort nichts Nennenswerthes geschehen wird. Ich bedürfte Raths in dieser Sache; aber ich habe keinen zu erwarten; denn Niemand wagt es offen zu mir zu reden.

---

[1]) Das Schreiben ist abgedruckt bei Dalrymple I II p. 129. — Clarendon's Diary II, p. 311. Er wußte durch Rochester positiv, that the king did not like the bill.

[2]) Dalrymple I II p. 127.

Dagegen beginnt man schon ganz offen zu sagen, daß der Rath zu dem Entschlusse nach Irland ausgegangen ist von Verräthern" [1]).

Die Tories ihrerseits mochten glauben nun auf gutem Wege zu sein. Wir haben vernommen, wie nachdrücklich der König in seiner Thronrede die Nothwendigkeit einer Indemnitäts-Bill hervorhob. Wir haben dann gehört, wie, nach der Erledigung der anderen wichtigen Bills, ein unparteiischer, aber für England wohlwollender Beobachter eine allgemeine Amnestie als ein dringendes Bedürfnis für die innere Wohlfahrt bezeichnete. Die Tory-Partei, die an einer solchen Indemnitäts-Bill das nächste Interesse hatte, hoffte sie durchbringen zu können. Die Whigs dagegen gingen von dem Grundsatze aus, daß eine Amnestie gleichbedeutend sei mit einer Verurtheilung der Revolution. Vergeltung geübt zu haben an einem schuldigen Fürsten, seine Diener dagegen für straffrei zu erklären, sei unvereinbar. Der Satz in sich möchte theoretisch richtig sein: die Anwendung jedoch in diesem besonderen Falle war nicht zutreffend. Eine Erörterung, ob die Whigs den König Jacob, so lange er in England weilte, würden haben absetzen können, dürfte müßig sein. Es kann sich nur um die Thatsachen handeln. Die Reihenfolge derselben aber ist die, daß der König Jacob nicht zuerst von Anderen abgesetzt, sondern zuerst freiwillig geflohen war, und daß hauptsächlich, oder vielmehr lediglich die vollzogene Thatsache dieser Flucht sowohl die Möglichkeit als den Grund dargeboten, den Thron für erledigt zu erklären.

Ueberschätzte die Whig-Partei bereits im Beginne des Jahres 1690 die Beschlüsse vom Februar des Jahres zuvor: so überschätzte damals die Tory-Partei die eigene Macht. Bei den Vorfragen der Indemnitäts-Bill blieb sie in der Minderheit. Die Hauptsache wurde angesetzt auf den 21./31. Januar 1690 [2]).

Beachten wir das Verhalten des Königs. „Heute, schreibt er von Kensington aus an Portland, ist der große Tag der Indemnitäts-Bill. Nach allem was ich darüber vernehme, wird man viele Leidenschaft kund geben und nichts entscheiden. Auch scheint es nach der Art und Weise wie man die Sache eingewickelt hat, daß sie zu einem

---

[1]) Das Schreiben bei Macaulay Ch. XV.

[2]) Commons' Debates t. II, 370.

Schlusse nicht gebracht werden kann. Demnach ist es möglich, daß die Session nur noch kurz ist. Denn Geld ist nicht mehr zu erwarten, und die Gemüther verbittern sich täglich mehr." — „Von meiner Reise nach Irland, fährt er dann fort, habe ich dem Parlamente noch nichts gesagt. Ich habe mich sogar noch nicht entschieden, ob ich davon sprechen will. Dessen ungeachtet ist zu besorgen, daß man mir eine Adresse wider diesen Entschluß einreichen werde. Dies würde mich sehr in Verlegenheit setzen; denn meine Reise dahin ist durchaus nothwendig [1]).

Da der König damals nach Irland hinüber segeln wollte, bevor noch das Gras heraus sproß, so wurden die Vorbereitungen mit allem Nachdrucke betrieben. Die Verträge über die Lieferungen von Brot und Fourage waren bereits abgeschlossen, und zwar, da diesmal kein Engländer dazu sich fand, mit dem holländischen Juden Pereira [2]). Während der König am 21./31. Januar 1690 jene Worte an Portland niederschrieb, dachte er sich dennoch nicht, daß die Beschlüsse, die inzwischen gefaßt wurden, weit über seine Erwartung hinaus gingen. Die Indemnitäts-Bill erhielt einen Zusatz, so daß der Titel lautete: „Bill der Indemnität, so wie der Strafen und Bußen für diejenigen, welche davon ausgenommen sind". Es ward der Antrag gestellt, die auszunehmenden Personen zu benennen. Der Antrag ward zum Beschlusse erhoben mit 190 Stimmen gegen 170. Das Unterhaus ging weiter auf diesem Wege. Am 23. Januar alten Stiles wurden sieben Kategorien von Personen aufgestellt, die auszunehmen seien. Es waren diejenigen, welche in irgend einer Weise für das Dispensationsrecht im Sinne Jacobs sich kund gegeben; ferner diejenigen, welche die strafrechtliche Verfolgung der sieben Bischöfe angerathen; dann diejenigen, welche an der kirchlichen Commission Theil genommen; weiter diejenigen, welche zugestimmt für Gelderhebungen auf Grund der königlichen Prärogative; ferner diejenigen, welche mitgewirkt zur Haltung eines stehenden Heeres in Friedenszeit; dann diejenigen, welche eine Thätigkeit entwickelt für die Ueberlieferung der Freibriefe an die Krone; endlich diejenigen, welche sich betheiligt an ungesetzlichen, strafrechtlichen Verfolgungen in Anklagen auf Hochverrath [3]).

[1]) Das Schreiben bei Macaulay Ch. XV.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 18. Januar 1690.

[3]) Die Aufzählung in Commons' Debates t. II, 371.

Vernehmen wir darüber zuerst das Urtheil eines unparteiischen Beobachters.

„In Betreff des General-Pardons, welcher für die Beruhigung der Gemüther so hoch nöthig wäre, hat das Unterhaus verschiedene Kategorien von Personen ausgenommen. Diese Ausnahmen umfassen fast alle und jede Personen, die unter der vorigen Regierung Aemter gehabt, und erklären sie für strafbar. Ein General-Pardon mit diesen Ausnahmen würde daher die Nation nicht zur Ruhe bringen, sondern sie geradezu in offenen Brand setzen. Das Vorhaben des Unterhauses oder vielmehr der darin herrschenden Presbyterianer ist gerichtet gegen die Anglicaner, auf die Unterdrückung derselben. Zugleich vernimmt man, daß jene Partei eine Adresse einreichen will gegen die Reise des Königs nach Irland".

Wie man hier sieht, eigneten sich die fremden Gesandten in London die Bezeichnungen der Whigs und Tories damals noch nicht an, sondern bedienten sich der Regel nach jener Namen der Presbyterianer und Anglicaner.

Macaulay hat die von Burnet eingebrachte und weiter nicht verbürgte Erzählung von einem Plane des Königs Wilhelm zur Rückkehr nach Holland in diese Tage verlegt [1]). Jene Erzählung bei Burnet endet mit dem Entschlusse des Königs nach Irland zu gehen als etwas Neuem, vorher nicht Bekanntem. Wenn daher der Bericht von Burnet überhaupt haltbar wäre: so müßte, wie wir gesehen haben, die Thatsache fallen spätestens auf den 3./13. December 1689. Daß dies sehr unwahrscheinlich, hat sich aus der Erwägung der damaligen Sachlage ergeben. Noch weniger aber entspricht dem Charakter des Königs Wilhelm der bei Burnet ihm untergelegte Plan, die Königin Mary, und zwar ohne ihr Vorwissen, wenn auch allerdings unter günstigeren Umständen für sie als für ihn, vor einen Kampf stellen zu wollen, den er selber durchzuführen sich nicht getraut. Wilhelm III. vielmehr getraute sich allerdings diesen Kampf zu führen. Wir haben zu erfahren, wie es geschah.

---

[1]) Macaulay Ch. XV. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß mein Einwand gegen diese Ueberlieferung der dann folgenden höchst lebendigen Darstellung der wirklichen Thatsachen bei Macaulay keinen Eintrag thut.

Der König erwog und beschloß das Parlament einstweilen zu vertagen, später aufzulösen. Der Entschluß barg in sich die Lossagung von der Whig-Partei. Der König faßte den Entschluß allein, ohne Beirath. Er selber schrieb die Thronrede. Nur dann bedurfte er einer Beihülfe, nämlich für die Uebersetzung ins Englische. Es ist wahrscheinlich, daß er sich dazu Caermarthen ersah, den Präsidenten des geheimen Rathes, selber Tory. Außer dieser einen Person ahnte Niemand was der König vorbereite [1]).

Das Unterhaus hatte die Berathung der Adresse an den König wider seinen Feldzug in Person in Irland angesetzt auf den 27. Januar alten Stiles.[2]) Bevor noch dieselbe begann, erfolgte zur allgemeinen Ueberraschung die Ladung an die Schranken des Oberhauses. Der König im Ornate saß auf dem Throne. Er sanctionirte einige Bills. Dann begann er seine Rede.

Er dankte zuerst für die Bewilligung der Mittel zum Kriege und verhieß die richtige Verwendung. Dann fuhr er fort: „Ich beklage schmerzlich mein gutes Volk mit der Bürde so schwerer Taxen belastet zu wissen. Allein, da der schleunige Wiedergewinn von Irland, nach meiner Ansicht, das einzige Mittel ist es zu erleichtern und den Frieden und die Ehre der Nation zu bewahren: so bin ich entschlossen in Person dahin zu gehen und, unter Gottes Segen, die Reduction dieses Königreiches zu unternehmen, damit es aufhöre uns zur Bürde zu sein. Und wie ich mein Leben eingesetzt für die Erhaltung der Religion, der Gesetze, der Freiheit dieser Nation: so will ich nun abermals es wagen, um Euch den ruhigen Genuß alles dessen zu sichern."

Während der König redete, beobachtete er die Haltung der Whigs. „Ich sah sie vielmals die Farbe wechseln," berichtet er an Portland. Aber er war noch nicht zu Ende.

„Der Frühling naht heran, fuhr er fort. Da es erforderlich ist bald im Felde zu sein, so muß ich meine Gedanken richten auf die nothwendigen Vorbereitungen. Um dies mit desto mehr Muße zu thun, habe ich es für zweckmäßig erachtet, der jetzigen Session ein Ende zu machen."

---

[1]) Das Schreiben des Königs an Portland, vom 28. Januar/7. Februar. Macaulay gibt den Wortlaut.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 27. Januar/6. Februar: Worüber es (das U.-H.) anheut eine Adresse hat formiren wollen.

Alsdann verkündete Lord Atkyns die Vertagung des Parlamentes auf den 2. April. Ein Freudenschrei der Tories war die Antwort. Anders die Whigs. „Ich habe Gesichter gesehen, schließt der König seinen Bericht an Portland, so lang wie eine Elle."

Vernehmen wir das Urtheil eines Unparteiischen vom selben Tage. „Man kann, berichtet Hoffmann, des Königs Verfahren in dieser Angelegenheit nicht genugsam preisen und bewundern. Seine Autorität schien bisher ein wenig gelitten zu haben. Er hat sie durch diesen entschlossenen Schritt hoch gesteigert. Er hat durch denselben der Nation dargethan, daß, wenn auch immer er das übermüthige Unterhaus, welches sich die Regierung fast völlig zueignete und des Königs Schweigen als Schwäche auslegte, nach eigenem Gefallen vorgehen läßt — er dennoch seine Zeit zu wählen weiß, und dann auf einmal, wie es heute durch die von keiner Seele vorher geahnte Vertagung geschehen, es versteht alle Uebergriffe mit Einem Schlage zu Nichte zu machen" [1]).

In ähnlicher Weise urtheilte gleich damals der Zeitgenosse Pufendorf: „Diese Vertagung erschien aller Welt als ein wahrhaft königliches Meisterstück" [2]).

Die Tories drängten sich um den König zur Bezeugung ihres Dankes. Er sprach es offen aus, daß er in dem künftigen Parlamente die Hochkirchlichen in der Mehrheit zu sehen wünsche. Die Freude der Tories über diese Worte erschien den eigentlichen Jacobiten wie eine seltsame Verblendung [3]).

Es folgten entgegen kommende Schritte von Seiten des Königs gegenüber den eidverweigernden Bischöfen. Er sandte Compton an den Erzbischof Sancroft von Canterbury, mit dem Erbieten, ihn so wie auch die anderen auf ihren Sitzen zu belassen. Sie sollten ihre Einkünfte behalten, nur mit dem Unterschiede in der Form, daß die Einnehmer derselben ihren Dienst verwalteten im königlichen Auftrage, die Gelder dagegen den Bischöfen auszahlten [4]). Der König gab demnach sich der Hoffnung hin, daß sich noch ein Abkommen werde treffen lassen.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. Jan./6. Febr.

[2]) Pufendorf lib. III. §. 40, p. 252: Eam prorogationem omnes agnoscebant specimen vere regium.

[3]) Clarendon's Diary. Feb. 9.

[4]) A. a. O., Feb. 11.

Es dürfte dennoch nicht richtig sein, aus solchen Schritten auf eine Aenderung der Gesinnung bei dem Könige Wilhelm zu schließen. Wie er vorher nicht ein Whig gewesen war, so war er nun ein Tory nicht geworden. Die eine Partei hatte ihm gedient, bis sie in der Maßlosigkeit ihrer Herrschsucht ihn zu machen gedachte zu ihrem Werkzeuge, und zwar zu dem Werkzeuge ihrer Rache an ihren Gegnern. Der König stellte die Autorität der Krone schützend vor die Schwächeren, um sie stärker zu machen, um durch das Gleichgewicht der Parteien dem Königreiche England in sich den Frieden zu geben, und demgemäß die Kraft des Königreiches nach außen zu verwerthen für seine höheren Ziele, welche weder die eine Partei noch die andere vollständig zu erfassen verstand.

Die Vertagung des Parlamentes war der erste Schritt.

Der zweite war in den Augen des Königs zunächst nicht die Auflösung und die Neuwahl, sondern ein Erfolg in Irland. In demselben Schreiben, in welchem er seinem Freunde Portland die Vertagung meldet, fügt er hinzu: „Jetzt wird alles abhangen von einem günstigen Ausgange in Irland, und ich verwende meine ganze Kraft zu dem Zwecke die Vorbereitungen wohl zu treffen". Die vertraulichen Worte entsprechen durchaus den öffentlichen der Thronrede. Demnach war es anfänglich der Plan des Königs, die Auflösung erst auszusprechen nach einem Erfolge in Irland, und unter dem Eindrucke desselben die Neuwahlen vornehmen zu lassen.

Im Laufe der nächsten Tage jedoch mögen andere Erwägungen aufgestiegen sein. Die Whigs hatten namentlich durch ihren beabsichtigten Zusatz zu der Corporations-Bill den Bogen überspannt. Sie hatten alle diejenigen gereizt, welche im Falle des Gelingens darunter hätten leiden müssen. Sie hatten dagegen viele bisher Indifferente in die Reihen ihrer Gegner gescheucht. Es war nicht unwahrscheinlich, daß auch in einem sofort neugewählten Unterhause die Tories die Mehrheit haben würden [1]).

Dazu trat ein Anderes. Es erschien nothwendig, daß während des Feldzuges des Königs in Irland ein Parlament im Wesen verbleibe, auf welches für alle Fälle die Königin sich stützen und verlassen

[1]) Hoffmanns Bericht vom 21. Februar. Man vergl. Burnet II. 47.

könne. Dazu aber war, nach dem was geschehen, das bisherige Parlament nicht geeignet.

Man glaubte endlich, daß die Verzögerung, welche der Aufbruch des Königs durch ein neues Parlament zu erleiden habe, nicht allzu viele Zeit beanspruchen werde. Das Parlament könne zusammen treten, und dann sofort vertagt werden, nur daß es bereit sei für den Fall der Noth. Immerhin könne der König dann noch im April nach Irland aufbrechen [1]).

Am 11./21. Februar 1690 ward das Parlament aufgelöst, und der Zusammentritt des neuen ausgeschrieben auf den 20./30. März.

Ein heftiger Wahlkampf durchwogte das Land. Dennoch erwiesen sich jene Voraussetzungen, welche den König zu dem Schritte bewogen, als richtig. An mehr als einem Orte hatten die Dinge sich gewandelt in den völligen Gegensatz gegen denjenigen des Jahres zuvor. Damals hatte die Stadt London vier Whigs entsendet. Im März 1690 entsendete sie vier Tories. Westminster wählte desgleichen zwei Tories. Früh im März ward es kund, daß in dem neuen Unterhause die Tory-Partei die Mehrheit haben werde. Die Whigs ihrerseits verloren nur Stimmen, nicht Capacitäten. Die hauptsächlichen Mitglieder ihrer Partei wurden sämmtlich wiedergewählt [2]).

Burnet berichtet, daß in diesem neuen Parlamente gegenüber dem ersteren eine große Aenderung eingetreten sei. Damals hatte der König sowohl bei den Wahlen als nachher es vermieden einzugreifen. Nicht mehr so in diesem zweiten Parlamente. Das Geld, dessen der König sich zur Einwirkung auf die Abstimmungen bediente, ging durch die Hände des Sprechers, Sir John Trevor. Burnet nahm, wie er sagt, sich eines Tages die Freiheit dem Könige dies Verfahren vorzuhalten. Wilhelm III. erwiederte: die Sache sei ihm mehr zuwider als irgend einem Anderen. Und dennoch glaube er, daß, wenn man nicht alles auf einmal aufs Spiel setzen wolle, bei der Verdorbenheit der Zeiten dies Mittel unvermeidlich sei [3]).

Das Parlament trat am bestimmten Tage zusammen. Die Thronrede des Königs war ausführlich. Er begann mit der erneuten Er-

[1]) Die Darlegung fast wörtlich nach Hoffmanns Berichte vom 11./21. Febr.
[2]) Macaulay hat diese Zahlen, in Ch. XV.
[3]) Burnet II, 50.

klärung seines Entschlusses nach Irland zu gehen, und zwar so bald wie möglich. Er verlangte jedoch vorher die Feststellung des Kroneinkommens. „Ich kann nicht zweifeln, sagte er mit Nachdruck, daß Ihr in dieser Beziehung für die Ehre und Würde der Monarchie in meinen Händen dieselbe Rücksicht haben werdet, wie sie vorher Anderen erwiesen ist". Er erinnerte daran, wie oft er dem vorigen Parlamente eine Indemnitäts-Acte empfohlen. Aber die Zeit der Berathung werde nun durch andere Dinge zu sehr in Anspruch genommen. Deshalb wolle er selber dem Parlamente einen Gnaden-Act vorlegen, mit wenigen Ausnahmen, jedoch mit solchen, in welchen sein Misfallen an den Verbrechen genugsam zu Tage träte. Ein anderer Grund für ihn dazu sei die Wegnahme jegliches Vorwandes, jeglicher Entschuldigung für eine Störung des inneren Friedens, zumal in seiner Abwesenheit. Er betonte dies mit scharfem Nachdrucke. Er hob hervor, daß, wer immer eine innere Uneinigkeit aussäe, arbeite im Dienste der Feinde. Er empfahl das Werk einer Union mit Schottland. Er erklärte, daß während seiner Abwesenheit die Regierung ruhen werde in den Händen der Königin, und verlangte, wenn dies erforderlich sei, zur Bestätigung eine Parlaments-Acte. Die Jahreszeit und sein Plan nach Irland, fügte er hinzu, gestatte keinen Verzug. Vielmehr thue Eile noth. „Damit, so schloß er, nicht wir hier debattiren, während unsere Feinde im Felde stehen".

In denselben Tagen traf der Graf Königsegg als besonderer Gesandter des Kaisers in London ein. Er hatte den Auftrag dem Könige darzulegen, weshalb der Kaiser bei allem guten Willen zum Frieden mit den Türken nicht habe gelangen können. Er sollte den König dringend bitten um die Ausführung des Planes einer Landung in Frankreich. Denn die einzige Hoffnung von Seiten des Reiches mit Nachdruck den Krieg zu führen, bestehe darin, daß man über den Rhein gehe und auf dem Boden von Frankreich sich behaupte. Die Erfüllung dieser Hoffnung aber setze voraus eine nachdrückliche Diversion von Seiten Englands, und zwar durch eine Landung [1]). — Wir erinnern

[1]) Instruction für den Grafen Königsegg, vom 11. Februar 1690. — Man vgl. den Finalbericht von Cornaro aus Wien, vom Jahre 1690, p. 294: Presentemente ogn' oggetto è rivolto che rieschi agl' Olandesi et Inglesi con le poderosissime loro flotte di far sbarco in Francia.

uns, daß von diesem Plane im September 1688 der Prinz von Oranien und Fagel ausgegangen waren, daß sie auf diesen Plan die Hoffnung gebaut hatten, einen gesicherten Friedensstand für Alle zu erringen. (Bd. IV. S. 138). Eben an diesem Plane hielt darum der Kaiser fest.

Der König nahm die Mahnung gut auf. „Aber, erwiederte er, ich bin durch Irland so sehr in Anspruch genommen, daß vor der Reduction desselben an eine Landung in Frankreich nicht zu denken. Meine Flotte dagegen ist stark. Sie trägt über 38,000 Mann mit mehr als 6000 Geschützen. Sie wird die französische Macht zertheilen. Wenn Irland unterworfen, was vielleicht sehr bald geschehen sein wird, will ich unverzüglich in eigener Person mit besonderem Eifer direct gegen Frankreich auftreten" [1]).

Es war am 28. März. Inzwischen begannen die Berathungen des neuen Parlamentes.

Dem Wunsche des Königs gemäß beschäftigte sich das Unterhaus zuerst mit der Feststellung des Kroneinkommens. Es war williger als das vorige gewesen war: es war nicht so willig, wie der König es hoffte. Denn die Ansicht, daß die Gewährung des gesammten Einkommens auf Lebenszeit an der Misregierung der beiden letzten Stuart-Könige eine hauptsächliche Schuld trug, war nicht bloß das Eigenthum der Whigs. Man fand daher das Auskunftsmittel, daß etwa die Hälfte auf Lebenszeit bewilligt wurde, die andere Hälfte nur auf vier Jahre. Der König war innerlich damit nicht zufrieden. Er äußerte sich zu Burnet. Er begreife nicht, sagte er, weshalb man in ihn, der gekommen sei um die Religion und die Freiheit der Engländer zu retten, ein solches Mistrauen setze, während man dasselbe nicht gehegt gegenüber dem Könige Jacob, der beide zu unterdrücken gesucht habe. Burnet erwiederte: nicht in den König setze man Mistrauen, sondern in seine Nachfolger am Reiche. Wenn der König sich das Anerbieten gefallen lasse: so werde er, indem er dadurch das Beispiel gebe, als Erretter gelten nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Denn es sei unzweifelhaft, daß der König Jacob auf die unheilvollen Rathschläge zu seinem Verderben nicht eingegangen wäre, wenn ihm die Aussicht auf eine Nicht-Bewilligung als Schranke vorgestanden.

---

[1]) Bericht des Grafen Königsegg, vom 28. März.

— Burnet selbst spricht nicht die Ansicht aus, dadurch den König überzeugt zu haben. Allein dieser hatte auch nur im engen Vertrauen seiner Misstimmung Ausdruck verliehen. „Der König — so berichtet der Graf Königsegg am Tage der Bewilligung — hat mehr nicht erwartet, und ist deshalb wohl zufrieden“ [1]).

Es schien somit alles geebnet zu sein. Man erwartete zu Anfang April, daß der König bereits den Tag seiner Abreise nach Irland bestimmen werde [2]).

Allein so glatt lagen nicht die Dinge. Die Whigs, obwohl in der Minderheit, vermochten doch manche Fragen anzuregen, bei denen in der Gestaltung, die sie ihnen gaben, der Ausgang zweifelhaft war. Sie brachten eine Bill ein, welche die Acte des vorigen Parlamentes als gültig anerkannte. Es war für die Tories schwer hier auszuweichen. Die Bill ging durch. Daß dies geschah, wurde betrachtet als ein Sieg der Whig-Partei, aber auch als der einzige, den sie errangen.

Denn dann kamen andere Dinge. Die Tory-Partei in London führte Klage beim Könige, daß die Offiziere der Stadtmiliz sämmtlich der Whig-Partei angehörten. Es könnten Fälle eintreten, in denen dies Verhältnis den Tories gefährlich sein würde. Der König ging darauf ein. Er cassirte die bisherigen Offiziere, und setzte Tories an ihre Stelle. Die Sache kam im Unterhause zur Sprache. Die Whigs erhoben Klage. Die Tories lobten die Maßregel. Sie gingen weiter. Sie beantragten eine Dankesadresse. Nach heftigem Kampfe ward dieselbe durchgesetzt mit 185 Stimmen gegen 136. Das gesammte Haus trat mit der Adresse vor den König. Er erwiederte: „Es wird immer mein Bestreben sein diejenigen Persönlichkeiten zu verwenden, von welchen der wirksamste Dienst für Kirche und Staat zu erwarten steht“ [3]).

Hier zurückgeschlagen, versuchte die Whig-Partei sofort einen neuen Angriff. Sie brachten im Unterhause einen Antrag ein auf die Ab-

---

[1]) Bericht des Grafen Königsegg vom 7. April. — Burnet II, 50. — Man vgl. die ausführliche Darlegung bei Macaulay Ch. XV. Die Feststellung des Jahrgeldes für die Prinzessin Anna gehört jedoch, wie oben dargethan, in den December 1689.

[2]) Königseggs Bericht vom 11. April.

[3]) Commons' Debates t. II, p. 378. — Hoffmanns Bericht vom 12. Mai. — Man vgl. Macaulay Ch. XV.

schwörung des Königs Jacob durch alle Angestellte. „Sie haben, meldet Hoffmann, dies nicht gethan etwa dem Könige zu Liebe, sondern um die Anglicaner dadurch zu exponiren, da sie ja wohl wissen, daß dieselben, sonderlich die Bischöfe, zu einer Abschwörung des Königs Jacob sich nicht verstehen werden." Diesen eigentlichen und letzten Grund vorzubringen, war für die Tories schwer. Den Whigs dagegen war der Raum frei für die volle Entwickelung ihres scheinbar nur loyalen Eifers für den König Wilhelm. Um so delicater wurde die Frage. Burnet, der sicherlich nicht die Absicht hatte, den König in eine Verlegenheit zu bringen, berichtet, daß er eingetreten sei für die Abschwörung. Der König Wilhelm machte ein Ende. Auf einen Wink seinerseits an diejenigen, auf die er sich völlig verlassen konnte, ward der Antrag verworfen mit 192 Stimmen gegen 165 [1]), am 26. April/6. Mai.

Daß für diese Entscheidung der König selber sich betheiligt, war offenkundig, und diese Kunde steigerte die leidenschaftliche Erbitterung [2]) der Whig-Partei. Dieselbe hatte eine besondere Wirkung. Es stiegen bereits Zweifel auf, ob die Reise des Königs nach Irland ausführbar sei. Denn so viele Mittel auch immer für den Krieg bewilligt sein mochten, sie lagen nicht bereit, kamen vielmehr erst ein im Laufe des Jahres. Nur durch die Vorschüsse auf die erfolgten Bewilligungen konnte Geld flüssig gemacht werden. Baares Geld war vorzugsweise bei den Mitgliedern der Whig-Partei. Sie weigerten die Vorschüsse [3]).

Aber waren die Tories ihrerseits mit dem Könige ganz zufrieden? — Sie kannten nicht die Einzelnheiten der auswärtigen Politik des Königs; aber so viel lag vor Augen, daß der Graf Portland und immer wieder nur dieser das volle Vertrauen des Königs besaß. Als ein Anhänger des Königs im Unterhause die Gefahren darlegte, die von Frankreich und Irland für England herandroheten, fiel ihm der Tory Seymour in die Rede mit den Worten: „Und von den Holländern" [4]).

---

[1]) Commons' Debates t. II. 378. — Burnet II, 51. — Hoffmanns Bericht vom 12. Mai 1690. — Man vgl. Macaulay.

[2]) Das Gift und die Rachbegier, sagt Hoffmann.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 12. Mai 1690.

[4]) Desgleichen vom 4. Juli.

Der hauptsächliche Angriff der Whigs war abgeschlagen. Sie erneuerten ihn in etwas abgeschwächter Form. Eine neue Bill ward eingebracht, dies Mal ins Oberhaus. Sie verlangte, daß jedes Mitglied des Parlamentes, so wie jeder Angestellte im Königreiche schwören solle, einzustehen für den König Wilhelm und die Königin Mary gegen den König Jacob und dessen Anhänger. Die Bill ging zum ersten Mal durch. Bei der zweiten Lesung war der König anwesend als Zuhörer, demnach ohne Ornat. Man erstaunte, daß zwei Lords, welche in der Revolution voran gestanden, Wharton und Macclesfield, sich gegen die Bill erklärten. Marlborough dagegen trat ein für dieselbe. Von den Räthen des Königs stand Shrewsbury an der Spitze derer, welche die Bill befürworteten, Caermarthen, der Präsident des geheimen Rathes, führte diejenigen, welche sie bekämpften. Die Bill ward an das Comite zurückgewiesen und dann vergessen [1]).

War es der Eifer und die Treue für den König Wilhelm, welche jene beiden Männer, Shrewsbury und Marlborough, zu ihrem Auftreten bewog? — Der eine wie der Andere sind Persönlichkeiten, deren innere Windungen und Wandlungen sich dem Auge des Beobachters durchaus entziehen. Nur die äußeren Thatsachen liegen vor, bei Marlborough indessen erst später. Zunächst kommt nur Shrewsbury in Frage. Er war, wie wir uns erinnern, einer der sieben, welche die Einladung vom 30. Juni/10. Juli 1688 gezeichnet. Er hatte dann den Prinzen von Oranien auf der Fahrt begleitet. Er stand in den Augen der Welt voran als einer der Begründer der neuen Ordnung der Dinge. Er eröffnete sich nun zu Burnet: er könne, wie die Dinge liegen, dem Könige nicht mehr dienen. Er hielt dabei die Siegel seines Amtes als Staats-Secretär in der Hand. Burnet bewog ihn, nicht in dieser Erregung vor den König zu treten. Aber Shrewsbury beharrte bei seinem Entschlusse. Der König ließ ihn bitten abzustehen, nur zu warten bis nach dem irischen Feldzuge. Es war vergeblich. Shrewsbury erschien mit den Siegeln vor dem Könige. Er wollte sie dort niederlegen. Der König gebot ihm sie wieder aufzunehmen. So geschah es viermal. Die Erregung warf Shrewsbury

[1]) Ich folge hierin Macaulay, der allein diese verwickelte Sache entwirrt zu haben scheint.

nieder. Er erkrankte. Dann erschien Portland bei ihm und nahm die Siegel mit [1]).

Wir vernehmen dagegen das kurze Wort des Königs Jacob zu Ludwig XIV. über Shrewsbury: „Er hat, sagt Jacob, die Siegel des Prinzen von Oranien niedergelegt auf meinen Befehl" [2]).

Demnach muß Shrewsbury schon vorher mit St. Germain angeknüpft, und der König Jacob ihm diese Bedingung gestellt haben.

Wir haben nicht das Feld der Vermuthungen zu betreten. Ein späteres Wort von Shrewsbury jedoch verdient bemerkt zu werden. Als er mehrere Jahre nachher die Siegel im Dienste des Königs Wilhelm wieder übernommen, fragte ihn dieser in Betreff eines Anderen, ob derselbe eine Beziehung habe mit St. Germain. Shrewsbury erwiederte: er wisse es nicht, und fügte dann hinzu: „Es ist natürlich, daß Jemand, der schlecht steht nach der einen Seite, wünschen wird, nicht auch nach der anderen so zu stehen" [3]).

Die Thatsache dieser zu Wilhelm III. selber gesprochenen Worte gießt Licht aus über das Verhalten von mehr als einer wichtigen Persönlichkeit jener Zeit.

In jedem Falle war jener Schritt Shrewsburys, obwohl die weitere Verkettung desselben verhüllt lag, ein Nachtheil für die Sache des Königs Wilhelm. „Zu allgemeiner Verwunderung, meldet Hoffmann, hat in diesen Tagen der erste Staats-Secretär, der Graf Shrewsbury, in welchen der König alles Vertrauen gesetzt, sich vom Hofe losgesagt. Dieser Rückzug thut dem Könige Schaden, nicht um der Persönlichkeit willen, welche jung und ohne Anhang, als wegen der Consequenz der Thatsache, daß sogar die Begünstigten ihn verlassen."

Daß Shrewsbury das volle Vertrauen des Königs jemals besessen, dürfte dennoch zu bezweifeln sein. Es ist keine Spur vorhanden, die darauf hindeutet, daß dieser Staats-Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten, weder damals, noch einige Jahre später, im Beginne 1694, wo er, zurückgewandt, die Siegel wieder übernahm, vom Könige selber eine Kunde erhalten über den Vertrag der großen Allianz

[1]) Burnet II. 52. — Coxe's Shrewsbury p. 497.

[2]) Macpherson's Original Papers I, 435.

[3]) Coxe's Shrewsbury p. 54. Schreiben vom 17./27. Juli 1694.

vom 12. Mai 1689. — Wir werden im Januar 1695 von Shrewsbury ſelber dies vernehmen.

Den Weg nach St. Germain hatte damals auch bereits der Marquis Halifax betreten. Marlborough und Godolphin thaten es im nächſten Jahre.

Die Vorgänge in England erregten namentlich in Holland bange Sorge. Sie wurden mit Freuden vernommen in Verſailles, in St. Germain, in Dublin. Dort wie hier erſchien es zweifelhaft, ob in dem Jahre 1690 von dem Könige Wilhelm noch etwas zu hoffen, etwas zu fürchten ſei [1]).

Das Parlament hatte inzwiſchen auch die Acte beſchloſſen, welche, für die Zeit der Abweſenheit des Königs, der Königin die Regierung überwies, ſo jedoch, daß ſeine Befehle vorzugehen hatten. Die Erledigung des Streites über die Abſchwörung des Königs Jacob hatte den günſtigen Erfolg, daß einige Vorſchüſſe einfloſſen.

Und damit hielt der König Wilhelm die Zeit für gekommen, den letzten Schritt zu thun, den er in ſeiner Thronrede vom 20. März in Ausſicht geſtellt, den Erlaß eines Gnadenactes. Zwiſchen einem ſolchen und einer Indemnitäts-Bill war der Unterſchied, daß der Gnadenact nicht wie eine Bill berathen wurde in den beiden Häuſern des Parlamentes, ſondern fertig vorlag von Seiten der Krone, daß er nur Einmal in jedem Hauſe verleſen und dann, ſo wie er war, angenommen oder abgelehnt wurde. Der Gnadenact ſchloß ein und dreißig Perſonen namentlich aus.

Am 20./30. Mai 1690 gelangte der Gnadenact im Namen des Königs an das Oberhaus. Die Mitglieder erhoben ſich, unbedeckten Hauptes, um ihn zu vernehmen. Kein Widerſpruch ward laut. Das Oberhaus ſandte den Gnadenact mit dem Berichte der Annahme an das Unterhaus. Und eben ſo geſchah es dort [2]). War damit auch nicht dasjenige erreicht, was hinaus lag über die Grenzen der Macht des Königs, die Verſöhnung der Gemüther: ſo war doch ein feſter ſicherer Boden gewonnen, die geſetzliche Baſis des inneren Friedens.

---

[1]) Die Berichte Kamprichs im Mai 1690 ſind davon erfüllt.

[2]) Commons' Debates t. II, p. 382.

Das große Werk war vollbracht. Auf die Meldung dessen begab sich der König Wilhelm in das Oberhaus und ließ das Unterhaus an die Schranken bescheiden. Er dankte für die ihm bewiesene Zuneigung, für die bewilligten Mittel. Dann fuhr er fort: „Die Jahreszeit ist so weit vorgerückt, daß ich meinen Aufbruch nach Irland nicht länger hinausschieben darf. Deshalb halte ich eine Vertagung für nothwendig".

„Obwohl der Feldzug sich rasch erledigen wird, so will ich doch nicht — es sei denn daß eine wichtige Angelegenheit es erfordere — Euch vor dem Winter wieder zu Geschäften berufen, und, mit Gottes Segen, hoffe ich dann auf ein glückliches Wiedersehen. Inzwischen empfehle ich Euch die Erfüllung Euerer Pflicht daheim, damit der Friede der Nation gesichert sei durch Euere Sorgfalt und Euere Wachsamkeit." So am 20./30. Mai 1690.

Die Mahnung hatte einen besonderen Grund. Seit Monaten schon schwebten Gerüchte in der Luft von Planen einer jacobitischen Erhebung. Der Hof von St. Germain hatte eine Menge Fäden in England angeknüpft, freilich nicht immer glücklich. Im März 1690 waren von dort zwei Briefboten zugleich entsendet, Fuller und Crone. Der erstere brachte seine Sendung direct nach Whitehall, und ließ sich dann vor Gericht als Zeuge verwenden gegen den letzteren. Eine lange Reihe von Namen wurde compromittirt, unter ihnen auch diejenigen des Quäkers Penn, sowie des Grafen Clarendon, des Oheims der Königin. Der König ließ diesen warnen durch den Bruder, den Grafen Rochester. „Ich kenne, sagte der König zu diesem, die Umtriebe des Grafen Clarendon, ich kann sie beweisen mit seiner Handschrift. Man hat mich gedrängt ihn von dem Gnadenacte auszunehmen. Ich habe dies nicht gewollt, um der Königin willen. Aber er möge auf seiner Hut sein. Denn in solchen Dingen verstehe ich keinen Scherz." Clarendon ließ erwiedern: er hege keinen anderen Wunsch als still und friedlich zu leben, der Regierung so folgsam wie irgend ein Anderer [1]). Wie die Dinge lagen, konnte diese Antwort als aufrichtig kaum angenommen werden.

Daß auch mit jener Entdeckung von Fuller und Crone bei weitem nicht alle Fäden der Verbindungen mit St. Germain oder Dublin

[1]) Clarendon's Diary II, 314. 30. Mai.

offen lagen, bestätigte sich durch eine andere Wahrnehmung. Vom Hofe der Königin-Witwe her, Catharina von Braganza, wurden auffallende Reden vernommen. Dies fiel um so mehr auf, da der König ihr Witthum erhöht. Er sah sich genöthigt die Königin-Witwe zu warnen [1]).

Es scheint, es habe dennoch damals auch auf Unbetheiligten die Besorgnis gelastet, daß etwa die Dinge sich wenden könnten. Die Offiziere der Kriegsflotte sendeten eine Treu-Adresse ein. Sie betheuerten darin, daß sie in täglicher Erwartung zum Kampfe zu schreiten, vor Gott und der ganzen Welt erklärten, Ihre Majestäten anzusehen für die unzweifelhaft rechtmäßigen Herrscher, König und Königin von England. — Indem Hoffmann über diese Adresse berichtet, fügt er hinzu: „Auf diese und ähnliche Adressen, so stark auch die Ausdrücke lauten mögen, ist geringes Fundament zu machen" [2]).

In jenen Tagen gelangte, wie Burnet berichtet, an den König ein besonderer Vorschlag, wie die Sache in Irland durch die Entfernung des Königs Jacob leicht zu beenden sei. Der Capitän eines Kriegsschiffes, früher am Hofe desselben wohl gelitten, erbiete sich nach Dublin zu segeln und dort sich für den König Jacob zu erklären. Er wolle dann ihn einladen aufs Schiff zu kommen, darauf aber sofort in See stechen, nach Italien oder Spanien fahren, und dort den König Jacob, ausgestattet mit reichlichen Geldmitteln, ans Land setzen. Der König Wilhelm erkannte den Vorschlag an als wohl ausgedacht. Er wolle jedoch, erwiederte er, keine Hand haben an einem Verrathe. Auch sei vorauszusehen, daß der König Jacob nicht ohne Begleitung das Schiff betreten, und daß diese Begleitung zu den Waffen greifen würde. In solchem Falle könne auch dem Könige Jacob ein Unglück widerfahren. Daran wolle er keine Schuld tragen. Er lehnte ab [3]).

Inzwischen wurden die Vorbereitungen zur Abfahrt mit allem Nachdrucke betrieben. Am 27. Mai/6. Juni konnte der König an Heinsius melden, daß er nach dem Ueberwinden vieles Entgegen-Strebens nun endlich dahin gekommen sei, in acht Tagen die Fahrt anzutreten.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 16. Juni.
[2]) Desgl. vom 13. Juni.
[3]) Burnet II, 54.

„Es thut mir leid, fügt er hinzu, einen Monat verloren zu haben. Der Verluſt iſt für den Feldzug unerſetzlich“ [1]).

Es handelte ſich dann noch darum, die Regierung der Königin für die Zeit der Abweſenheit des Königs möglichſt ſicher zu ſtellen. Es war eine ſchwierige Frage, auf wen das Königspaar bauen könne.

Der König beſtimmte einen engeren Rath von neun Perſonen um die Königin. Vier von denſelben waren Whigs, nämlich Devonſhire, Dorſet, Monmouth, der Seemann Ruſſel; fünf waren Tories, nämlich Caermarthen, Lowther, Marlborough, Nottingham und Pembroke. Zwei Tage vor ſeiner Abfahrt, am 2./12. Juni, hieß der König die Neun ſich verſammeln. Dann führte er die Königin herein, und richtete an die Räthe die folgenden Worte: „Die Königin bedarf der Erfahrung; aber ich glaube, daß ich, indem ich Sie zu ihren Beiräthen erſehen, dieſen Mangel erſetzt habe. Ich lege mein Königreich in Ihre Hände. Weder auswärtige noch innere Angelegenheiten ſollen Ihnen vorenthalten werden. Ich beſchwöre Sie wachſam zu ſein und einig“ [2]).

Daß weder der König ein volles Vertrauen der Königin in dieſe neun Perſönlichkeiten gewollt, noch daß die Königin ein ſolches in dieſelben geſetzt habe, ergibt ſich aus den zahlreichen Briefen, die ſie nachher an ihn in Irland richtete. Am eheſten noch durfte ſie, gemäß ihrer eigenen Lebenserfahrung, den Präſidenten Caermarthen, den ehemaligen Grafen Danby, als ihr perſönlich treu und ergeben betrachten. Eben auf dieſen als den für ſie zuverläſſigſten verwies ſie auch der König. Er richtete andererſeits an Caermarthen eine Mahnung. „Sie können Sich darauf verlaſſen, ſagte er, daß das was die Königin Ihnen eröffnet, ſtreng der Wahrheit entſpricht; aber ſie wird Ihnen nicht immer alles ſagen. Sie dürfen nicht darauf rechnen, daß die Königin in jedem Falle, wo ſie keinen Einwand erhebt, Ihre Anſicht für richtig hält. Hüten Sie Sich beſonders, vor der Königin etwas auszuſprechen, was ausſieht wie Misachtung ihres Vaters. Sie ver-

---

[1]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 201.

[2]) Macaulay hat dieſe Rede aus einer Handſchrift Lowthers. — Das Datum in Hoffmanns Berichte vom 13. Juni.

zeiht das niemals irgend Jemandem. Der Marquis Halifax hat sich in dieser Beziehung einige unpassende Scherze erlaubt, und daher jeglichen Credit bei ihr verloren" [1]).

Am selben Abende des 3./13. Juni beschied der König den Bischof von Salisbury zu sich in sein Cabinet. „Er erschien mir, berichtet Burnet, sehr bekümmert über den Zustand seiner Angelegenheiten, der damals ein trübes Aussehen hatte. Was ihn selbst beträfe, sagte er, so setze er sein Vertrauen auf Gott, und wolle entweder obsiegen oder auch umkommen. Nur beklagte er die arme Königin. Er wiederholte das zweimal mit großer Zärtlichkeit. Er sprach den Wunsch aus, daß diejenigen, welche ihr zugethan, sich oft ihr zu Diensten erbieten möchten. Er beklagte die Spaltungen in England, den Eifer in der Zwietracht, so wie daß die Bischöfe und Geistlichen, anstatt zum Frieden zu reden, eher schürten und hetzten. Er sagte weiter, daß es ihm nicht unangenehm sei zu Felde zu gehen; denn er verstände besser das Kriegshandwerk, als die Kunst England zu regieren. Dann jedoch stieg die Erwägung empor, wem er als Feind gegenüber stehen würde. „„Ich hege keinen Zweifel noch Mistrauen in meine gerechte Sache, fuhr der König fort. Dennoch ist es mir hart in Person gegen den König Jacob zu fechten. Denn sowohl mir wie der Königin würde sein Tod oder seine Gefangennahme ein schweres Herzeleid sein."" — Er verlangte hierauf in mein Gebet eingeschlossen zu werden, endet Burnet, und entließ mich schwer betrübt über alles was ich vernommen" [2]).

Am 4./14. Juni 1690 brach der König auf nach Westen. Unterweges sammelte sich um seinen Wagen ein Geleite besonderer Art, nämlich zahlreiche Frauen zu Pferde, die wie eine Leibwache ihn umringten. Sie begnügten sich nicht mit dieser Bethätigung ihrer Ergebenheit. An den Rastorten verlangten sie zum Handkusse zugelassen zu werden [3]). Die Beeinträchtigung der Ruhe des Königs mochte reichlich aufgewogen werden durch die Erfahrung, daß das englische

---

[1]) Aus den Zusätzen von Dartmouth zu Burnet, bei Dalrymple III[II] p. 199. — In Betreff des Vertrauens in Caermarthen, eben dort p. 147.

[2]) Burnet II, 54.

[3]) Anlage III.

Volk dennoch seine Neigung ihm entgegen trage, mehr als im Parlamente sich erkennen ließ. Das Bewußtsein dessen war eine Stütze in den herannahenden Tagen, für die Königin vielleicht noch mehr als für den König.

In Chester stieg Wilhelm III. zu Schiffe, am 11./21. Juni. Nach der Abfahrt begann in England das Regiment der Königin Mary.

Vierzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1690.

Wir sind gelangt bis in den Sommer 1690, wo rasch nach einander drei gewaltige Schläge niederfallen, in die Tage von Fleurus, von Beachy Head, von der Boyne. Wir haben sie der Zeitfolge gemäß nach einander zu betrachten, und zwar jeden dieser drei Tage in dem besonderen Zusammenhange der Zustände, welche jeden einzelnen von ihnen bedingen. Demnach haben wir zu beginnen mit dem Tage von Fleurus.

Von eben diesem Punkte aus haben wir unsere Blicke zurück zu lenken auf den Urheber der Unruhe Europas, den König Ludwig XIV., so wie auf seine Schritte im Beginne dieses Jahres 1690 gegenüber der großen Allianz.

Obwohl Frankreich das Jahr 1689 hindurch sich wesentlich defensiv verhalten, büßte es doch die durch den raschen Ueberfall von 1688 dem Reiche gegenüber erlangten Vortheile nicht völlig wieder ein. Mit Genugthuung wiesen die literarischen Stimmführer in Frankreich darauf hin. „Der König, hieß es, hat so viele Vortheile über die Gegner davon getragen, und seine Maßregeln so wohl getroffen, daß auch das zahlreichste Heer, welches seit Jahrhunderten gegen Frankreich im Felde gestanden, nicht bis in das Elsaß hereindringen, nicht innerhalb unseres Gebietes seine Winterquartiere nehmen wird. Unsere Heere dagegen werden leben auf ihre Kosten“ [1]).

[1]) Lettres de Bussy-Rabutin III, p. 26 und p. 78.

Die Worte entsprachen der Wahrheit. Wir haben gesehen, daß mit dem Wiedergewinne von Mainz und Bonn im Jahre 1689 die Kraft der Deutschen sich erschöpft zu haben schien. Philippsburg verblieb in den Händen der Franzosen. Auch in Belgien hatte der günstige Ausgang des Treffens von Walcourt nicht den Erfolg, die Franzosen zurück zu treiben in die eigenen Grenzen. Das französische Heer dort erhielt sich zum erheblichen Theile auf Kosten der Unterthanen des Königs von Spanien.

Wir erinnern uns, wie dann Ludwig XIV. einerseits bisherige Feindschaften wider ihn beizulegen, andererseits die Freundschaften enger zu knüpfen suchte. Er schloß einen Frieden mit Algier, wenn auch nicht einen ehrenhaften. Er unterwarf sich noch nicht dem päpstlichen Stuhle; aber er kam doch in so weit entgegen, ließ in so weit seine unberechtigten Forderungen fallen, daß die offen feindselige Stellung aufhörte, daß Alexander VIII. nicht wie einst Innocenz XI. seine Friedensmahnungen richtete nur an den König von Frankreich, sondern auch an den Kaiser und den König von Spanien.

In Constantinopel schürte der Marquis Chateauneuf. Er pries vor den Türken die Macht des Königs von Frankreich. Man hatte im Jahre 1689 weder ein englisches noch ein holländisches Kriegsschiff im Mittelmeere erblickt. Das erschien als ein Zeugnis der Schwäche dieser Gegner des Königs. Chateauneuf berichtete bei den Türken über die Streitigkeiten im englischen Parlamente, über die ablehnende Haltung der Stadt Amsterdam gegen den Erbstatthalter. Vor allen Dingen war er bemüht um den Sonderfrieden der Türken mit dem Könige von Polen, damit die ganze osmanische Macht zu Lande auf den Kaiser falle [1]). Wir werden später im Zusammenhange überblicken, wie im Jahre 1690 das geschah.

Wie Ludwig XIV. die Zahl seiner Widersacher verringern, die Gegner seiner Gegner zu ermuthigen suchte: so war er nicht minder beflissen, daheim die Mittel aufzufinden und verfügbar zu machen nicht bloß zum Widerstande wider die zahlreichen Feinde, sondern zu Aggressive gegen dieselben. Zu diesen Feinden gehörte im Beginn

[1]) Bericht des holländischen Gesandten Colyer, aus Adrianopel vom 3. Mai 1690. K. k. Archiv. Hollandica.

des Jahres 1690 der Herzog Victor Amadeus von Savoyen noch nicht. Dennoch war die Haltung desselben derartig, daß der König auch im Südosten einer Heeresmacht zu bedürfen glaubte.

Man schätzte die Geldmittel, deren Frankreich für den Krieg des Jahres 1690 außerordentlich bedürfen würde, auf 144 Millionen französischer Livres [1]). Es war die Aufgabe dieses Geld zu beschaffen. Einen Beitrag dafür lieferten die Contributionen, die man in Feindes Land erhob. Immerhin konnte dies, auch bei der härtesten Grausamkeit, nur einen geringeren Theil ausmachen. Die eigentliche Masse mußte aus Frankreich selber kommen. Es wurden neue Aemter geschaffen und zu hohen Preisen verkauft. Die Münze ward verschlechtert, so daß der König an jeder Pistole 18 Sous, an jedem Thaler, zu etwa drei Franken, 4 Sous gewann. Dies ging später weiter. Das Gold- und Silbergeschirr, groß und klein, mußte in die Münze geliefert werden. Dort ward dafür ein durch königliche Verordnung festgestellter Preis gezahlt. Der König selber ging mit dem Beispiele voran. Der Kostbarkeit der Arbeit, des Kunstwerthes überhaupt, ward dabei nicht geachtet: Email und Filigran-Arbeit schnellten empor gegenüber dem Blei des Gewichtes. Geschont wurde, der Absicht nach, Niemand; die Toilette der Dauphine von Frankreich fiel demselben Geschicke anheim wie diejenige jeder Dame des Hofes. Man erwartete, das königliche Silbergeräth würde sechs Millionen ausliefern: es ergab zwei und eine halbe. Beträge solcher Art erkleckten nicht. Louvois dehnte den Gedanken weiter aus. Er legte dem Könige eine Denkschrift vor, betreffend das Eigenthum der Kirchen an edlen Metallen. „Ew. Majestät, sagt er darin, werden bemerkt haben, daß überflüssiges Silber bei Privatpersonen sich nur in Paris ergeben hat, und etwas weniges in drei oder vier anderen Städten des Königreiches. Dagegen findet sich eine unendliche Menge dessen nicht bloß in den Kirchen von Paris, sondern sogar reichlich in allen Städten des Königreiches, und selbst in den Dörfern". Louvois ist nicht der Ansicht, daß man den Kirchen geradezu alles nehmen soll, aber doch sehr viel. Er schreibt vor, mit welchem Schmucke sie sich zu begnügen haben würden. Er findet noch

---

[1]) Sylvius: saken van Staat en Oorlog t. III, b. 29, p. 75. — Man vgl. Dangeau t. II, p. 242.

einen besonderen Grund für die Wegnahme. „Durch dies Mittel, sagt er, würde man die Sacrilegien vermeiden, die sich in den Kirchen oft darum zutragen, weil die Diebe die Hoffnung hegen, dort edle Metalle zu finden" [1]).

Der König ging ein auf den Rath seines Dieners. Er erließ an die Erzbischöfe und Bischöfe des Königreiches einen Befehl, welcher genau die Vorschläge von Louvois wieder spiegelt. „Man hat mir berichtet, sagt darin der König, daß in den Kirchen über die zum Gottesdienste nothwendigen Geräthe hinaus viel Silberwerk vorhanden, dessen Werth durch den Umlauf im Handel für meine Unterthanen vielen Nutzen schaffen würde". Demgemäß werden die Bischöfe angewiesen, das Nicht-Nothwendige in die Münze zu schaffen. So am 8. Februar 1690. Louvois berichtet einige Wochen später, daß der Bischof von Metz nur aus dieser Stadt 1749 Mark Silber eingeliefert habe [2]).

Da für diese Gegenstände ein Preis gezahlt wurde, so war es nicht ein Raub im eigentlichen Wortsinne. Ob der gezahlte Preis auch nur dem Metallwerthe entsprochen habe, ist eine andere Frage. Nicht gewürdigt und nicht bezahlt wurde jedenfalls der künstlerische Werth, der an so manchen dieser Gegenstände weitaus denjenigen des Metalles überragen mochte. Und noch viel weniger ward in Betracht gezogen der Eingriff in das Recht der Kirchen an ihrem Eigenthume, die Verletzung der Gefühle der Pietät in dem christlichen Volke. Weder in der Denkschrift des Ministers Louvois, noch in dem entsprechenden Befehle des Königs an die Bischöfe, geschieht dessen eine Erwähnung. Hervorgehoben dagegen wird das Wohl des Staates.

Der geistliche Stand unterlag nicht den gewöhnlichen Steuern. Er pflegte in besonderen Fällen das zu zahlen, was man ein don gratuit nannte. Der König berief die Versammlung. „Es lebte in Allen, meldet der Hofmann Dangeau, die eine Gesinnung alles zu thun, was der König verlangte". Er forderte ein don gratuit von zwölf Millionen. Es ward bewilligt [3]).

---

[1]) Oeuvres de L. XIV. t. VI, p. 507 et suiv. — Rousset: Louvois t. IV, p. 378. — Sylvius t. III, b. 29, p. 75.

[2]) Rousset t. IV, 379. — Dangeau t. II, p. 254.

[3]) Dangeau t. II, p. 312.

Der Natur der Dinge nach blieben gegenüber dem ungeheueren Bedürfnisse alle solche Mittel weit zurück. Die hauptsächliche Masse des Geldes mußte aufgebracht werden durch die Besteuerung, namentlich die Tailles. Die Last derselben drückte schwer. Vielfach wurde der Versuch der Auswanderung gemacht. Sie ward nicht verstattet. Die Intendanten der Provinzen erhielten den Befehl, die Auswanderung zu verbieten bei Strafe der Confiscation des Vermögens und der Demolition der Häuser [1]). Das weite, schöne Frankreich wurde ein Gefängnis. Der Jammer der Menschen fand einen beredten Ausdruck in der Schrift: Les soupirs de la France esclave. Eine Abhülfe fand er nicht.

Und hier ist der Vergleich unabweisbar zwischen dem damaligen Frankreich und dem damaligen England. Frankreich war in die Lage gekommen, in der es sich befand, in Folge des endlosen Hinausgreifens seines Königs in die Rechte anderer Fürsten und Völker. Die Allianz aller dieser Anderen forderte von dem Könige von Frankreich nicht einen Verzicht auf sein Eigenthum: sie forderte das Ablassen von diesem Unrechte, die Zurückgabe des seit dreißig Jahren, seit dem pyrenäischen Frieden von 1659, widerrechtlich Genommenen. Der König weigerte. Er wollte das Genommene behalten. Er bot, um dies zu können, die gesammte Kraft seines Volkes auf. Und hier war der Punct, von welchem her das Unrecht des Königs nach außen gegen fremde Fürsten und Völker, lähmend und vernichtend zurückschlug auf die Reste der Freiheit des eigenen Volkes. Auch bis dahin schon hatte der König sich um die Schranke einer Willigkeit desselben nicht gekümmert. Es gab für ihn nur noch die Schranke der physischen Möglichkeit. Aber auch in Betreff des Abschätzens derselben hatte er keinen anderen Maßstab als den subjectiven seines eigenen Blickes. Die Forderungen des Krieges stiegen von Jahr zu Jahr. Um so weiter rückte sich dem Auge des Königs, der nicht nachgeben wollte, jene Schranke hinaus. Er forderte. Er nahm. Er drückte heraus. Je länger dies dauerte, je höher die Forderungen stiegen: desto mehr verblaßte in den Franzosen die Erinnerung, daß einst auch ihre Väter das menschliche Recht eines eigenen freien Willens im Bewilligen und Versagen besessen. Je mehr Despot

[1]) Sylvius t. III, b. 29. p. 76.

er, desto sclavischer sie. Durchweg ist bei allen Völkern und zu allen Zeiten der Rückschlag einer Eroberung nach außen tief schädlich auf die Freiheit nach innen: intensiver jedoch als früher bei anderen Völkern war dies der Fall in Frankreich wegen der Größe der Opfer, welche, um diese Eroberungen zu behalten, Ludwig XIV. dem französischen Volke auferlegte.

Wie so ganz anders, wie so völlig umgekehrt war das alles in England! — Nicht der König Wilhelm hatte, wie einst Carl II. im Jahre 1672, ohne Noth und zu eigenem Nutzen, dem Volke einen Krieg aufgebürdet, sondern die Vertretung der Nation, in Besorgnis der Schädigung ihrer Rechte, hatte den König zum Schutze derselben aufgefordert. Der Krieg ging also, nach der Anschauung der Engländer, hervor aus ihrer Pflicht der Defensive gegen fremde Uebergriffe. Eben so verschieden mithin wie die Nationen, standen die Könige. Ludwig XIV. hatte seinem Volke seinen Willen aufgedrückt: Wilhelm III. war, wenigstens in den Augen der Engländer, nur ihrem Wunsche gefolgt. Die weise Mäßigung des Königs, der dennoch sie führte, wo sie ihn zu drängen glaubten, ward von den Engländern nicht, oder doch nicht zur Genüge erkannt. Und eben auf ihre Anschauung kommt es an. Indem das Parlament von dem Könige den Krieg verlangte, mußte es ihm die Mittel gewähren. Mit dieser Pflicht war untrennbar verwachsen das Recht, daß lediglich und allein das Parlament die Mittel bewilligte. Die unabläßige Ausübung eines Rechtes stärkt und erhöht dasselbe in dem Bewußtsein aller Betheiligten. Indem Jahr auf Jahr die Forderung an das Parlament heran trat, neu zu bewilligen, indem Jahr auf Jahr diese Forderung stieg, indem dann doch dabei das allgemeine Bewußtsein sich lebendig erhielt, daß diese Bewilligungen außerordentlich seien, nicht eine bleibende Last — bewurzelte sich in England tiefer und fester als je zuvor dies Bewilligungsrecht als die Basis des freiheitlichen Lebens, zur selben Zeit wo in vielen Ländern des Continentes dies Recht mehr oder minder erschlaffte, wo es in Frankreich vor dem Despotismus der Krone völlig unterging. Die Vorbedingungen zu diesem Prozesse, in England der freiheitlichen Entwickelung, in Frankreich des Servilismus, waren vorhanden auch vor dem großen Kriege. Die Bedeutung des großen Krieges in dieser Richtung liegt darin, daß die Gluth desselben den Prozeß um Jahrzehnte beschleunigte.

Der König von Frankreich hatte gegenüber den zahlreichen Feinden dennoch wichtige Vortheile voraus, sowohl bleibende im allgemeinen, als besondere für den Feldzug des Jahres 1690. Im allgemeinen war es zunächst derjenige des einheitlichen Willens. Fassen wir diesen Vortheil in die Worte eines urtheilsfähigen Franzosen im Beginne des Jahres 1690. „Sie haben es schon erlebt, schreibt der Graf Bussy Rabutin im Januar 1690 an die Dichterin Scuderi, und Sie werden es ferner erleben, daß ein einziger Kopf, der richtig denkt, der schnell zu handeln versteht, der keine Verbündete hat, welche seine Maßregeln durchkreuzen, günstiger fährt als eine vereinigte Menge. Mit Einem Worte: der König wird den Sieg davontragen über den Kaiser" [1]).

Dieser Vortheil des einheitlichen Willens beschränkte sich nicht auf die Oberleitung des Ganzen. Die Strömung dieses Willens ergoß sich von dem Haupte hinunter durch alle Glieder. Die Heerführer hinderten einander nicht durch Neid und Eifersucht. Sie gehorchten dem Haupte, wie ihnen die Soldaten. So barbarisch die Kriegführung der Franzosen: ihre Disciplin im allgemeinen war ungleich schärfer und strenger, und darum da, wo jene Grausamkeiten des Brennens und Verwüstens nicht statt fanden, die Einquartirung französischer Soldaten für die Einwohner leichter zu ertragen als diejenige von Seiten der Alliirten [2]).

Dazu kam der Vortheil der territorialen Lage. Sie gestattete die Vereinigung von überlegenen Streitkräften an Einem Puncte für die Franzosen in kürzerer Zeit und mit geringerem Aufwande von Mitteln, als für die Verbündeten. Jene hatten nur die Sehne zurückzulegen, diese den Bogen.

Ferner war Frankreich fest verwahrt, namentlich im Nordosten. Dort hatte der Baumeister Vauban Jahrzehnte hindurch seine Kunst aufgeboten, um Frankreich zu decken durch einen dreifachen stachelichten Gürtel fester Plätze. War es das Ziel der Verbündeten diese Kette

---

[1]) Lettres de Bussy-Rabutin III, 78.

[2]) Die Einzelnheiten zum Beweise dieses Urtheils würden zu weit führen. Ich nenne beispielsweise nur das Verhalten der Kursachsen in Franken und Schwaben. Man vgl. Wagner II, p. 254.

zu durchbrechen: so war es dasjenige der Franzosen, sie durch die Wegnahme noch anderer Städte von Belgien zu stärken.

So die Lage der Dinge im allgemeinen. Betrachten wir sie im besonderen zu Anfang des Feldzuges von 1690.

Die Landmacht von England ward noch völlig in Anspruch genommen durch Irland. Die französische Macht zur See war überlegen gegen jede einzelne der Kriegsflotten von England oder der Republik der Niederlande. Nur vereinigt waren sie stärker. Spanien war mit Eifer in den Krieg eingetreten. Es zeigte sich dann, daß es zur Bethätigung dieses Eifers die Mittel nicht verfügbar zu machen wußte. Die Offensive war auf französischer Seite. Noailles stand in Catalonien, wie Luxemburg in Belgien. Frankreich war verwundbar an der Südost-Grenze, im Delphinate und der Provence. Aber der Herzog von Savoyen verhandelte noch mit Catinat. Bis fast zur Mitte des Jahres 1690 dauerte in Versailles die Hoffnung ihn zu gewinnen, oder doch neutral zu erhalten.

Zu fürchten hatte Frankreich namentlich von Osten her. Es war die Absicht des Kaiser, in nachdrücklicher Weise offensiv vorzugehen, und zwar doppelt. Er gab dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern den Oberbefehl in Süddeutschland. Wir sehen bei dem weiteren Plane, wie so oft, einen besonderen Charakterzug des Kaisers hervortreten: die Hintansetzung des eigenen Interesses gegen das allgemeine. Die Stadt Freiburg im Breisgau, im Erblande des Kaisers, war im Besitze der Franzosen. Nicht dahin lenkte der Kaiser den Blick. Nicht Freiburg stellte er dem Kurfürsten als nächste Aufgabe. Der Kurfürst möge zuerst Hüningen nehmen, dort über den Rhein gehen, möge den Deutschen dort auf dem linken Rheinufer die Befreiung bringen, und eben dadurch Schwaben und Franken zum Tragen der schweren Kriegeslast ermuthigen. Der Kurfürst von Sachsen werde inzwischen diese Kreise decken [1]).

Dieser Kurfürst indessen weigerte sich des Ausrückens, bevor die Kosten, die er im Feldzuge zuvor über sein Contingent hinaus aufgewendet, ihm erstattet seien. Erst im August erschien er im Felde. Wir werden

---

[1]) Man vgl. hier die Darlegung bei Wagner II, p. 156 sqq. — Ferner Pufendorf lib. III, p. 238.

ſpäter kurz zu vernehmen haben, was unter ſolchen Umſtänden am Oberrheine verrichtet wurde.

Wichtiger noch war der andere Offenſivplan des Kaiſers. Der Herzog Carl von Lothringen ſollte zwiſchen der Maas und der Moſel ein ſtarkes Heer bilden, und mit demſelben von dort aus vorbrechen.

Carl V. von Lothringen als rechtmäßiger Souverän des von Ludwig XIV. ihm genommenen Fürſtenthumes war Mitglied der großen Allianz, und zugleich Oberfeldherr des Kaiſers. Er forderte den Reichstag in Regensburg auf, ſeine Sache anzuerkennen als diejenige des Reiches. Dann erließ er im Januar 1690 eine Proclamation. Er erklärte darin ſelbſtändig dem Könige von Frankreich den Krieg, und verhieß ſeinen Unterthanen ſeinen Einmarſch in Lothringen, an der Spitze von 40,000 Mann [1]).

Im Beginne des Monates April begab ſich der Herzog von Innsbruck aus, wo ſeine Gemahlin, die Herzogin Eleonore, die Schweſter des Kaiſers, die Statthalterſchaft führte, auf den Weg nach Wien, um die letzten Abreden für ſeine Unternehmung zu treffen. In Wels erkrankte er an einem bösartigen Huſten. Es war am Morgen des 18. April. Die Krankheit ſtieg mit furchtbarer Schnelle. Bereits am Nachmittage fühlte der Herzog, daß ſeine Stunde gekommen. Er verfaßte einen Abſchiedsgruß an den Kaiſer, ſeinen Schwager, in folgenden Worten: „Geheiligte Majeſtät. Ich bin von Innsbruck aufgebrochen, um Ihre Befehle zu empfangen. Allein ein höherer Herr beruft mich ab, und ich ſcheide, um ihm Rechenſchaft zu geben von einem Leben, das ich Ihnen geweiht. Ich bitte demüthig Ew. Majeſtät gedenken zu wollen an meine Frau, welche Sie ſo nahe angeht, an meine mittelloſen Kinder und meine unterdrückten Unterthanen“ [2]). Zuſehends wuchs die Krankheit. Noch am Abende desſelben Tages, an welchem ſie begonnen, endete Carl V. von Lothringen an Erſtickung.

---

[1]) Die Actenſtücke unter anderen bei Sylvius t. III, b. 29, p. 73 sqq.

[2]) Wagner II, p. 153. — Sylvius t. III, b. 29, p. 96. — Pufendorf lib. III, p. 238. Er ſagt, der Wortlaut des Briefes habe nur in der Empfehlung beſtanden. — Bussy-Rabutin t. III, p. 114, hat den oben ſtehenden Wortlaut in directer Rede. — Die Nachforſchungen im k. k. Archive haben kein Ergebnis gebracht. Nicht einmal ein Schreiben der Herzogin-Königin Eleonore über den Todesfall hat ſich vorgefunden.

Der Eindruck, den dieſe Todesnachricht auf die Kundigen machte, legt ſich uns in einer merkwürdigen Weiſe dar in den Worten, mit welchen ein Zeitgenoſſe, der Graf Chriſtoph von Dohna, lange Jahre ſpäter ſeine Erinnerung an dieſen Fürſten als ein Vermächtnis ſeinen Kindern überlieferte.

„Während meines Aufenthaltes in Augsburg, ſagt Graf Dohna, begab ich mich öfter in den Palaſt, um den Kaiſer ſpeiſen zu ſehen. Dies verſchaffte mir die Ehre eines Grußes von dem Herzoge von Lothringen, der gemeiniglich ſich bei dem Kaiſer befand. Der Fürſt, dem ich in Bonn vorgeſtellt worden war, legte ſeine rechte Hand auf die Halsbinde und neigte gnädig das Haupt mir zu. Das zog die Blicke auf mich und trug mir viele Höflichkeiten ein. Ich geſtehe, daß dieſe kleine Auszeichnung von Seiten dieſes großen Mannes mir unendlich angenehm war. Ich ſah ihn damals zum letzten Male. Wenige Wochen ſpäter ſtarb er plötzlich, zum herben Verluſte für den Kaiſer und für alle Verbündete. Denn man darf ſagen, daß er eben ſo ſehr gefürchtet wurde von den Feinden als geliebt von den Soldaten, die ihn ihren Vater nannten. Ich beſonders war ſehr betrübt über ſeinen Tod. Viele glaubten an eine außerordentliche Urſache desſelben, als ob Helden nicht eben ſowohl eines plötzlichen Todes ſterben können wie andere Menſchenkinder" [1]).

Wir erfahren Beſtimmteres über dieſe außerordentliche Urſache von einem anderen Zeitgenoſſen. Es verbreitete ſich nämlich mit der Trauerkunde aller Orten in Deutſchland die Sage eines von franzöſiſcher Seite im Puder der Perrücke dem Herzoge gemiſchten Giftes. Wagner, der alle Umſtände wiſſen konnte, ſagt, daß jeglicher Anhaltspunct für dieſen Verdacht fehlt. „Aber ſo heftig, fügt er dann hinzu, war damals die Abneigung des deutſchen Volkes gegen den franzöſiſchen Namen, daß es, was immer Unheilvolles geſchah, deſſen Urſprung unbekannt blieb, den Franzoſen beimaß" [2]).

In dem Herzoge von Lothringen verlor der Kaiſer nicht bloß einen Freund und nahen Verwandten, ſondern zugleich den treueſten

---

[1]) Memoires du comte de Dohna p. 123.

[2]) Wagner a. a. O. — Das ſog. Teſtament des Herzogs erklärt W. für eine Erdichtung.

und fähigſten Diener ſeiner Monarchie. Carl von Lothringen hatte das Werk Montecuculis fortgeſetzt in höherem und weiterem Maße. Montecuculi zuerſt hatte nach langer Dauer des Uebergewichtes der Türken dem chriſtlichen Volke dargethan, daß die gefürchtete Macht des Halbmondes beſiegbar ſei. Unter Carl von Lothringen wandelte ſich der einſtige Schrecken vor den Türken in Geringſchätzung, vielleicht nur allzu ſehr. Seit den Zeiten der Kreuzfahrer hatte der türkiſchen Macht Niemand ſo viele und ſo ſtarke Schläge zugefügt, wie dieſer Herzog. An ſeinen Namen band ſich der Entſatz von Wien, die Siege von Barchan und von Gran, die Erſtürmung von Ofen, der entſcheidende Sieg von Mohacs, mit Einem Worte: der Wiedergewinn von Ungarn und Siebenbürgen [1]).

Der Herzog hatte dieſe lange Reihe von Erfolgen errungen als ein Diener des Kaiſers. Wir haben den Abſchiedsgruß des Sterbenden vernommen, ſeine letzte Bitte an Leopold für ſein Haus. Der Herzog konnte nicht ahnen, daß ſein Dienſt für den Kaiſer auch dem eigenen Hauſe gegolten, daß ſein Enkel dieſelbe höchſte Krone tragen werde wie Leopold, daß von dieſem ſeinem Enkel und der Enkelin ſeines kaiſerlichen Freundes aus eine neue Dynaſtie entſtammen und die Namen beider herrlichen Großväter vereinigen werde.

Der herbe Schlag traf zunächſt den Kaiſer. Er traf zugleich die große Allianz. Vernehmen wir alſo die Klage des Oraniers.

„Der Tod des Herzogs von Lothringen, ſchreibt er am 2./12. Mai an Heinſius, betrübt mich tief. Es iſt nicht zu glauben, was die gemeinſame Sache an ihm verliert. Denn ich kann mir nicht ausdenken, wer in der Führung, die er zu übernehmen im Begriffe ſtand, ihn erſetzen könnte. Das traurige Ereignis wird alle Entwürfe des Kaiſerhofes durchkreuzen. Man muß die Befehle von Wien her erwarten. Das beſte Mittel erſcheint mir die Ernennung des Markgrafen Ludwig von Baden anſtatt des Verewigten“ [2]).

Als der König dieſe Worte ſchrieb, wußte er noch nicht, daß die Lage der Dinge gegenüber den Türken den Kaiſer nöthigte zur Entſendung dieſes Markgrafen nach Ungarn.

---

[1]) Man vgl. Wagner II, 154.

[2]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 199.

Jene erſten Worte des Königs waren tief begründet, tiefer noch als er vielleicht ſelbſt damals ſie gemeint. Denn in dem Herzoge von Lothringen verloren Kaiſer und Reich nicht bloß den befähigtſten, den erfahrenſten Feldherrn, ſondern zugleich auch den charactervollen Fürſten, der, weil ſelber neidlos, nur der Sache dienend, und darum ſtets willig und bereit die Ehre mit anderen zu theilen [1]), vielleicht es vermocht hätte, den einen oder anderen der Reichsfürſten zu bringen zu einer Gemeinſamkeit des Handelns unter ſeiner Führung.

Nicht freilich alle, am wenigſten den mächtigſten dieſer Herren, den Kurfürſten Friedrich von Brandenburg. Wir haben ſein Verhalten in dem Feldzuge des Jahres 1689 geſehen, das Urtheil des Königs Wilhelm über dasſelbe vernommen (S. 33). Die Thatſache, daß dann der Herzog von Lothringen, nach der Einnahme von Mainz, dem Kurfürſten Hülfe geſchickt zu derjenigen von Bonn, hatte dieſen kleinlichen Sinn nicht gewandelt. Auf die Mittheilung der Entwürfe für den Feldzug von 1690 gegen Frankreich, im Beginne des Jahres, erwiederte der Kurfürſt: er wolle mit 20,000 Mann ins Feld ziehen, aber ſelber ſie führen. Wenn auch andere Truppen dazu ſtießen, ſo wolle er mit Niemandem den Oberbefehl theilen, auch nicht mit dem Herzoge von Lothringen. Beſſer ſei es drei ſelbſtändige Heere zu bilden: das eine unter Max Emanuel von Bayern, das andere unter Carl von Lothringen, das dritte unter ihm. Er wolle operiren an der Maas [2]).

Der Plan fand geringe Zuſtimmung, die geringſte bei dem Könige Wilhelm von England. „Ich wende auf, was ich vermag, meldet er an Heinſius, am 15./25. April 1690, um den Kurfürſten von Brandenburg zu bewegen, daß er nur nicht in Perſon ſich ins Feld begeben, ſeine Truppen dagegen unter den Befehl des Herzogs von Lothringen geben möge. Allein ich weiß nicht, ob ein Erfolg davon zu hoffen" [3]). Beim Abfaſſen dieſes Briefes hatte der König noch keine Kunde von dem Tode des Herzogs. Aber wir haben vernommen, daß

[1]) Wagner II, p. 154: Victoriarum laudem facile cum Bavaro, Badensi, Caprara dividere, aut totam etiam transferre solitus; nempe qui animi quadam excelsitate, vel maximis heroibus incognita, non aliud ab virtute praemium, quam virtutis ipsius conscientiam repeteret.

[2]) Pufendorf lib. III. §. 27, p. 238.

[3]) Das Schreiben bei v. d. Heim: het Archief van Heinsius p. 64.

auch das Eintreffen dieſer Nachricht ſeine Meinung nicht lenkte auf den Kurfürſten, ſondern auf den Markgrafen von Baden.

Man wird als den Grund dieſer Anſicht von Wilhelm III. über ſeinen Vetter von Brandenburg nicht bloß die geringe Meinung des Königs von der geiſtigen Befähigung desſelben anzuſehen haben. Der König hatte Kunde von den Verhandlungen Friedrichs III. mit Frankreich im Winter von 1688 auf 1689. Er wußte, was zur Zeit der Belagerung von Bonn im Spätſommer von 1689 geredet war [1]). Den Velleitäten ſolcher Art gegenüber war das allein ſichere Mittel die Stellung der Truppen von Brandenburg unter das Commando eines zuverläſſigen Bundes-Feldherrn.

Anderer Anſicht jedoch war die Mehrheit des Congreſſes im Haag. Das Votum desſelben fiel dahin aus, daß die Lücke, welche der Tod des Herzogs von Lothringen geriſſen, nicht beſſer zu erſetzen ſei als durch den Kurfürſten von Brandenburg. Der Congreß erſuchte durch den kaiſerlichen Geſandten, den Grafen Berka, in Wien um die Beſtätigung des Commandos für den Kurfürſten zwiſchen Maas und Moſel. So am 9. Mai [2]).

Hier indeſſen ergibt ſich eine Differenz der Berichte. Nach Pufendorf hat der ſpaniſche Geſandte Coloma dieſen Vorſchlag noch beſonders befürwortet [3]). Gemäß der Meldung des Grafen Berka nach Wien haben die Geſandten von Spanien, Kurpfalz, Münſter und Lüttich die Hoffnung ausgeſprochen: der Kaiſer werde auf den Vorſchlag des Congreſſes nicht eingehen. Es ſei zu bedenken, daß der Kurfürſt an der Spitze eines ſtarken Heeres allerlei Anſprüche auf Gebietstheile in den ſpaniſchen Niederlanden, in Kur-Köln, in den Stiftern Lüttich und Münſter, in Jülich, erheben und geltend machen werde [4]).

Wir haben erfahren, daß zwölf Jahre früher die Beſorgnis vieler Reichsfürſten vor dem Ueberwachſen des Hauſes Hohenzollern ein Motiv geweſen war, in den Kaiſer zu dringen auf die Annahme des Friedens von Nymegen (Bd. II., S. 160 u. f.). Die Bitte vom 9. Mai 1690 mochte in Wien die Erinnerung daran wach rufen

---

[1]) Der Bericht Heekerens darüber iſt gerichtet an Heinſius. Bei v. d. Heim p. 47.

[2]) Bericht des Grafen Berka, vom 9. Mai.

[3]) Pufendorf lib. III, §. 28, p. 239.

[4]) Anlage I.

Dazu kamen die neuen Erfahrungen. Dennoch gewährte der Kaiser die Bestätigung, allein, wie es scheint, zaudernd. Sie traf erst ein im Laufe des Monates Juni [1]). Bis dahin rückten die Brandenburger nicht vor.

Und hier gelangen wir zu der Verkettung der Dinge, welche uns führt zu der Schlacht von Fleurus.

Der Fürst von Waldeck, kriegeserfahren, rüstig trotz seines Alters, stand als Stellvertreter des Oraniers an der Spitze des holländischen Heeres in Belgien. Er war von Anfang an der Ansicht, daß die Differenz über den Oberbefehl sich leicht werde ausgleichen lassen, und bat deshalb frühzeitig den Kurfürsten von Brandenburg, seine Truppen ehestens an den Rhein zu führen [2]). Wir haben erfahren, daß dies nicht geschah.

Eben so wenig indessen fruchteten die Mahnungen des Fürsten Waldeck nach anderen Seiten. Die holländische Armee, die er führte, war längst kampfbereit. Das holländische Volk, im Vertrauen auf dieselbe, hoffte einen entscheidenden Schlag. Aber die Verstärkungen blieben aus. Der Monat Juni brach an. Vernehmen wir von Waldeck selber die Schilderung seiner Lage, am 9. Juni 1690.

„Es ist für die gemeine Sache zu beklagen, daß man in Wien zaudert, am brandenburgischen Hofe langsam, in Münster nach Neigung und Bequemlichkeit die Truppen verwenden will, daß man in Brüssel mit zwecklosen Beredungen die Dinge hinhält, in Hannover politisirt, und aller Orten unbereit zum Kriege steht. Man will eine Armee bilden aus den Truppen der Republik, den spanischen und anderen, und sendet dabei mich wie eine gepflückte Henne, bald hierhin, bald dorthin. Wenn keine anderen Maßregeln getroffen werden, sowohl zur Rechten wie zur Linken, werden diese ansehnlichen Truppen thatlos die Zeit hinbringen. Wenn ich aber die für dieselben bestimmten spanischen Abtheilungen an mich heran ziehe, so wird man den Verlust, den die Spanier durch ihr Verhalten selber sich zuziehen, mir beimessen, und man wird mich ausschreien wie Einen, der nichts Gutes thun will. Geduld ist mein Rath, mein Fleiß mein Schild, und mein Gott mein

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 30, p. 241. Er gibt kein Datum an, sondern sagt: ante paucos demum dies, d. h. wie es scheint, erst wenige Tage vor dem Treffen von Fleurus.

[2]) A. a. O. §. 27, p. 238. Dem Zusammenhange nach in den ersten Monaten des Jahres 1690.

Beistand und meine Kraft, mit welcher ich mein Thun anfangen, fortführen und enden, und meine Ehre und meinen Lohn von ihm erwarten muß" [1]).

Wir sehen, daß Waldeck an diesem Tage eine besondere für ihn aufsteigende Gefahr noch nicht ahnt.

Inzwischen nahte dieselbe heran.

Nach der französischen Ansicht hatte der Marschall Humieres im Jahre zuvor bei Walcourt den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Ludwig XIV. zog für den Feldzug von 1690 einen anderen Mann wieder hervor, den Marschall Luxemburg, dessen Feldherrn-Befähigung die dunkelen Seiten seines Privatlebens überstrahlte. Es wurden zwei französische Armeen in Belgien aufgestellt: die geringere ostwärts, unter Boufflers, die stärkere westwärts, unter Luxemburg.

Im Beginne des Monats Juni wandte der Marquis Boufflers, der zwischen Mosel und Maas sich gegenüber keinen Feind gewahrte, sich links ab auf die Sambre. Zur selben Zeit begann der Marschall Luxemburg, der bei Deynse stand, den Zug nach rechts. Waldeck erkannte die beiderseitigen Bewegungen. Er marschirte auf den Fluß Pieton, um dort als an der geeigneten Stelle die Brandenburger zu erwarten.

Am 16. Juni meldet der kaiserliche Gesandte Berka, im Haag, daß der Congreß schwere Klage führe über den langsamen Anmarsch der Brandenburger. Ein Tag nach dem anderen verging, ohne eine Kunde von dort zu bringen. Von Süden dagegen kam die Nachricht, daß Waldeck in Folge der Vereinigung von Luxemburg und Boufflers in Gefahr stehe, mit überlegener Macht angegriffen zu werden. Am 19./29. Juni beschloß der Congreß im Haag einstimmig: da von dem Anrücken der Brandenburger, demnach von der Bildung einer Armee zwischen Maas und Mosel, nichts Zuverlässiges verlaute, dagegen keine Zeit zu verlieren sei: so entsendet der Congreß einen eigenen Abgeordneten, um den Anmarsch aller Völker zu dem Fürsten von Waldeck zu beschleunigen. Der Congreß forderte die Gesandten von Brandenburg und Münster auf zur sofortigen besonderen Mittheilung an ihre Principale [2]).

[1]) Der Fürst von Waldeck an den Grafen Berka, 9. Juni 1690. K. k. Archiv, Hollandica.

[2]) Bericht des Grafen Berka, vom 30. Juni.

Am selben Tage näherten sich die feindlichen Heere einander. Waldeck, obwohl um ein Drittel schwächer an Zahl, war nicht Willens zurückzuweichen. Nach einem Schreiben an Gastanaga hat er sicher auf den Sieg gehofft [1]). Er brach am 29. von Genappe auf, dem Feinde entgegen, welcher unfern von da die Sambre überschritt. Am 30. Juni rückte Waldeck vor bis da, wo er zu seiner Rechten erblickte den Ort Fleurus, zur Linken St. Amand.

Es ist die Ebene, auf welcher der Name fast jeder Kirchthurmspitze mahnt an die Schlachten Europas. Dort hatte im Jahre 1623 der spanische General Cordova dem Herzoge Christian von Braunschweig den Weg verlegt, bis dieser mit unsäglichen Opfern den Weitermarsch erstritt. Von St. Amand über das unfern gelegene Ligny hinaus dehnt sich das Schlachtfeld vom 16. Juni 1813. Wenige Stunden nordwärts, nach Brüssel zu, liegen Quatre-Bras und Waterloo.

Bereits am Abend des 20./30. Juni 1690 berührten einander die Spitzen der feindlichen Heere, mit beiderseitig nicht geringem Verluste. Die Nacht hindurch hielt der Fürst Waldeck die Seinigen in Schlachtordnung. Das eigentliche Treffen begann erst gegen Mittag des 21. Juni/1. Juli. Die Cavallerie auf dem linken Flügel der Verbündeten hielt nicht Stand, desto fester die Vierecke der holländischen Infanterie. Viele Stunden hindurch vermochte Luxemburg von jenem Vortheile und demjenigen seiner Uebermacht an Zahl keinen Nutzen zu ziehen. Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher die Vierecke den Ansturm aufnahmen, war mörderisch für die Franzosen. So hielten die Holländer sechs Stunden lang, immer dieselben, während die Angreifer sich ablösten. Luxemburg selbst, der einst die Schlacht von Rocroy mitgemacht, urtheilte, daß die spanische Infanterie von damals hier übertroffen werde. „Endlich jedoch, berichtet Waldeck, da wir keine Cavallerie mehr zur Stütze hatten, waren wir genöthigt mit der noch übrigen Infanterie den Feind, sowohl zu Pferd als zu Fuß, vorn anzugreifen, während wir ihn hinten abzuwehren hatten. Dies geschah mit solchem Erfolge, daß der Feind einen nochmaligen Angriff nicht wagte. Also zogen wir ab, neun ungebrochene Regimenter."

[1]) Schreiben von Waldeck an Gastanaga, vom 30. Juni, in den Hollandicis des k. k. Archivs.

Es ergab sich später, daß von den 40,000 Franzosen gefallen oder verwundet waren 10,000, von den 30,000 Alliirten 7000 [1]).

Die Couriere Waldecks trafen am 23. Juni/3. Juli im Haag ein. Heinsius bat den Congreß am Abende zusammen. Er theilte den Gesandten die Nachricht mit. Dann fügte er hinzu: „Die Republik hat bei größerem Unglücke Rath gefunden. Sie wird auch dieses überwinden, wenn nur alle Verbündete treu zusammenhalten. Ich ersuche die Herren dies Ihren Principalen kund zu thun". Zugleich beschloß der Congreß einstimmig ein sofortiges Schreiben des Dankes und der Ermuthigung an den Fürsten Waldeck. Im Namen Aller verfaßte es der Graf Berka in den Ausdrücken ehrenvollster Anerkennung. Er hob die Geringfügigkeit des Erfolges für die Franzosen hervor im Verhältnisse zu ihrem viel größeren Verluste, den damaligen Gerüchten nach, dem doppelten. Er konnte zugleich hinzufügen, daß von dem Kurfürsten von Brandenburg bestimmte Zusagen der Hülfe eingelaufen, daß er seine eigene Ankunft in Wesel am Rheine auf den 8. Juli angekündigt [2]).

So erfreulich diese letztere Kunde sein mochte, so nahm sie den Holländern im allgemeinen nicht die Ansicht, daß dies Unglück über sie gekommen, weil die Alliirten, im besonderen dies Mal der Kurfürst von Brandenburg, nicht, durch rechtzeitiges Vorrücken an die Mosel, die Vereinigung von Boufflers mit Luxemburg gehindert hatten [3]).

Auch der Kaiser sprach dem Fürsten von Waldeck seine volle Anerkennung aus. Waldeck habe seinen wohl erworbenen Ruhm durch dieses Treffen nicht verringert, sondern gesteigert [4]). Bereits am 6. Juli, fünf Tage nach der Schlacht, meldete Waldeck seinerseits aus Brüssel dem Kaiser: „Ich bin beschäftigt den Verlust eiligst zu ersetzen, eine

[1]) Die Berichte des Fürsten Waldeck an die Generalstaaten, des Grafen Hornes an die Stände von Holland, so wie eine Reihe anderer Schreiben, bei Sylvius t. III, b. 29, p. 131 enz.

[2]) Die Protokolle des Haager Congresses, und Berkas Schreiben vom 3. Juli.

[3]) Sylvius t. III, b. 29, p. 135: De eerste en voornaamste oorzaak van dit ongeval was, dat de troupen van Brandenburg, Munster en Nieuburg sich niet by tyds genoeg aan den Moesel hebben konnen laten vinden, om diversie aan de Fransche te maken.

[4]) Schreiben des Kaisers vom 20. Juli. Hollandica. Ebendort dasjenige Waldecks vom 6. — Eben so wie der Kaiser, auch Borgomainero: El credito de su exercitu no solo no queda desminuido, pero bien aumentado.

ansehnliche Armee zusammen zu bringen, um, unter Gottes Beistand, dem Feinde wieder unter die Augen zu gehen". Die Generalstaaten entsprachen allen Wünschen des Feldherrn. Sie votirten den Soldaten ein Geldgeschenk. Die Lücken wurden ausgefüllt, neue Kräfte herangezogen. Um die Mitte Juli stand Waldeck mit der holländischen Armee wieder kampfbereit bei Hal. Luxemburg wich zurück über die Sambre. Demnach war der einzige Erfolg des Sieges der Franzosen, für einige Tage die Gegend nordwärts der Sambre unter Contribution gesetzt zu haben [1]).

Inzwischen war rasch der zweite Schlag gefallen: der Sieg der französischen Flotte bei Beachy Head, am 1./11. Juli 1690. Wenden wir daher unseren Blick zurück nach England, auf die Zustände und Ereignisse, als deren Mittelpunct erscheint die Schlacht von Beachy Head.

Wir haben vernommen, daß Wilhelm III. bei seinem Aufbruche nach Irland im Juni 1690 die Königin Mary zurückließ, ausgestattet mit der vollen Regierungsgewalt, umgeben von einem besonderen Rathe von neun Personen. Das Regiment der Königin begann von dem Momente an, in welchem sie die Nachricht erhielt, daß die Schiffe des Königs die Anker in sich aufgenommen.

Die menschliche Geschichte alter oder neuer Zeit kennt kaum ein anderes Beispiel, ähnlich dieser Stellung einer Königin als Frau und Tochter. Der Gemahl war hinausgezogen zum Kampfe gegen den Vater, und unterdessen lag ihr die Aufgabe ob, das Königreich zu bewahren für den Gemahl. Ihre Briefe an Wilhelm III. aus dieser Zeit sind der getreue Ausdruck der warmen Anhänglichkeit, man dürfte sagen, der Verehrung für den Gemahl, dem sie als Frau ebenbürtig in Geist und Sinn zur Seite stand, dessen hohes Streben sie allein in England damals zu würdigen wußte. Aber die Frage ist dann: wie stand die Königin zu ihrem Vater? —

Der König Jacob selber dachte sich seine Tochter als seine schlimmste Feindin. Wir finden in seinen Aufzeichnungen die Worte: „Bei der Nachricht der Landung des Königs Jacob in Irland war der Prinz von Oranien höchlichst überrascht. Als die Prinzessin, wie der König von sehr guter Hand erfahren hat, die Bestürzung des

[1]) Sylvius a. a. O.

Gemahles gewahrte, sagte sie zu ihm: Das habe er sich selber zuzuschreiben, weil er den König habe fliehen lassen, wie er gethan" [1]).

Die Fassung der Worte läßt kaum einen Zweifel, daß der König Jacob der furchtbaren Anklage, die sich in diese Worte gegen die eigene Tochter birgt, Glauben beigemessen hat. Allein wie steht es mit der Begründung dieses Glaubens? — Der König Jacob sagt, er habe die Nachricht von sehr guter Hand. Es ist auffallend, daß er in diesen seinen eigenen Aufzeichnungen die sehr gute Hand nicht nennt, daß er, anstatt den Namen anzugeben, die Glaubwürdigkeit des ungenannten Zeugen betont.

Es kommt zunächst darauf an festzustellen, wie sich gegenüber der von Jacob II. gegen seine Tochter erhobenen Anklage die Thatsachen und andere Zeugnisse verhalten.

Die Prinzessin von Oranien hatte, im Herbste 1688, noch in der letzten Stunde die Expedition nach England abzuwenden gesucht durch den Rath für ihren Vater, dem Prinzen von Oranien den Oberbefehl der englischen Streitkräfte zu geben.

Wie der Rathspensionär Fagel, wie der Fürst von Waldeck und Andere es wußten, so wußte auch die Prinzessin, daß der Zweck des Gemahles nicht war die Entthronung des Königs Jacob, sondern, zunächst und hauptsächlich im Interesse der Republik, einen Druck auszuüben auf den König Jacob, ihn zu zwingen zu einer Wandlung seiner Politik nach außen, wie nach innen. Daß der König Jacob in seiner Thorheit und Verblendung durch die Werkzeuge Ludwigs XIV., zu Nutz und Frommen der Politik dieses Königs, sich würde verleiten lassen zur Flucht von seiner Krone weg — konnte die Prinzessin von Oranien eben so wenig vorher sehen noch ahnen, wie irgend ein anderer Mensch.

Aber es geschah. Die von Jacob verlassene Krone ward dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien angetragen. Der Prinz berief die Prinzessin nach England. Wir erinnern uns an ihre Worte in der Abschieds-Audienz des kaiserlichen Gesandten Kramprich: „Es fällt mir

[1]) The life of James Vol. II, p. 328: On which occasion the Princess of Orange (as the king was informed from a very good hand), seeing her husband in great trouble at the news, told him, he might thank himself for it, by letting the king go as he did.

ſchwer dies Land zu verlaſſen, wo ich elf Jahre lang friedlich und ruhig gelebt. Weil aber der Prinz von Oranien mich berufen, ſo kann ich nicht anders". (Bd. IV., S. 377.) Die Andeutung einer gehobenen Stimmung über die Ausſicht auf den Thron von England liegt nicht in dieſen Worten. Daß ſie vielmehr ungern gegangen, nur dem Rufe des Gemahles folgend, war allen Zeitgenoſſen in Holland bekannt [1]).

Mary war nun Königin von England. Wir haben die Mahnung des Königs Wilhelm an Caermarthen vor ſeinem Scheiden vernommen. Die Wahrheit derſelben hatte bald Titus Oates zu erfahren. Der König Wilhelm hatte dieſem Individuum, um die Differenz der beiden Häuſer des Parlamentes zu erledigen, im Jahre zuvor eine Penſion gegeben. Titus Oates aber hatte dann, ſeiner alten Gewohnheit nach, läſterliche Reden über den König Jacob geführt. Mary erfuhr es. Sie ſtrich die Penſion [2]).

Man hat geſagt, daß die Bezeichnung: the late king, deren die Königin ſich in ihren Briefen bedient, um den Gemahl zu erinnern an ſein Verſprechen der Schonung Jacobs, nicht die Kundgebung ſei eines wärmeren Gefühles. Allein es iſt hier die Gattin, die ſpricht, die nicht dem Gatten das Herz ſchwer machen will mit dem Ausſprechen von Klagen, deren Gegenſtand er kennt. Mary glaubt an den providentiellen Beruf ihres Gemahles [3]). Sie iſt demnach weit entfernt ihn hindern zu wollen. Dennoch iſt der Gegner, wider den er zunächſt ſich richtet, der eigene Vater. Die Erkenntnis, welche der Königin als der Frau des Oraniers längſt aufgegangen ſein mußte, nämlich daß der König Jacob, der im eigenen Intereſſe zu handeln glaubte, als Werkzeug diente für die Politik Ludwigs XIV. — dieſe Erkenntnis änderte

[1]) Graevius ſagte fünf Jahre ſpäter in der Leichenrede auf die Königin, vor den Ständen von Utrecht, in Lünigs: Orationes Procerum etc. t. III, p. 204: Recordamini, credo, quam invita et quam dolenter se passa fuerit a nostrae Reipublicae sinu avelli. Sed non licebat illi obniti abstruso aeternae destinationis consilio.

[2]) Leibniz an den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels, 11./21. Mai 1691. La reine Marie depuis peu luy a fait retrancher sa pension, parce qu'il avoit parlé du roy Jacques en termes outrageants. Leibniz konnte dies in directer Weiſe wiſſen aus der Correſpondenz der Königin mit der Prinzeſſin Sophie in Hannover.

[3]) 6./16. Juli: I hope in his (God's) mercy that this is a sign he preserves you to finish the work he has begun by you.

nicht die Thatsache, daß der Gemahl in Waffen stand gegen den Vater. Das gepreßte Gefühl der Königin bedurfte eines Ausdruckes. Sie ergoß ihren Schmerz vor derjenigen Fürstin, welche erscheint als die allen ihren Verwandten gleich wohlwollende Freundin und Trösterin, der Prinzessin Sophie in Hannover. An sie wendet sich der Vater Jacob, an sie die Tochter Mary, und zwar diese mit der schmerzlichen Klage, daß sie ihren Vater nicht vergessen könne. Wir werden nachher erfahren, daß von der Prinzessin Sophie aus die Klagen der Tochter gelangten zu den Ohren des Vaters, und welchen Eingang sie dort fanden [1]).

Diesen Thatsachen gegenüber ist jene Anklage des Königs Jacob wider seine Tochter, die Königin Mary, unhaltbar. Aber Jacob führt dafür ein Zeugnis an, wie er sagt, von sehr guter Hand.

Wir haben wiederholt wahrgenommen, daß der König Jacob, lange vor der Katastrophe, geneigt war, den Anklagen gegen das prinzliche Paar von Oranien Glauben beizumessen. Wir haben an Thatsachen beobachtet, daß diese Neigung des Königs Jacob ein Factor war, den die Thätigkeit von Persönlichkeiten wie Avaux, Barillon, Bonrepos, Rizzini, im Interesse der Politik ihres Herrn wohl auszunutzen verstand. Dies Interesse verlangte die Verfeindung der Mitglieder des Hauses Stuart unter einander. Darum wurden von jenen Persönlichkeiten wissentlich falsche Anklagen wider den Prinzen von Oranien vor Jacob II. erhoben, wie namentlich diejenige der Absicht des Religionskrieges. Das Interesse dieser Verfeindung für die Politik Ludwigs XIV. bestand nach 1688 fort wie vorher. Demnach ist für jene von Jacob erhobene, durch ein bestimmtes Zeugnis nicht erhärtete, und mit den Thatsachen unvereinbare Anklage, mit Wahrscheinlichkeit zu schließen auf dieselbe unlautere Quelle der französischen Politik.

Der König Wilhelm hatte nun die Königin beauftragt mit der Regierung, mit der Obsorge für das Königreich England. Wir haben zu sehen, wie sie diese Aufgabe löste.

Ihre Briefe an ihn zeigen, daß sie keinen anderen Wunsch, keinen anderen Willen hatte als das Streben dem seinigen zu entsprechen. Der Gedanke einer eigenen feindlichen Begegnung mit dem Vater lag

---

[1]) Die Herzogin von Orleans an die P. Sophie, 30. Juli 1690. Abgedruckt bei Ranke: Franz. Geschichte Bd. VI, S. 81.

ihr fern. Wir werden später ersehen, daß er den Wünschen Jacobs weniger fern lag. Die Königin hatte zu fürchten einen französischen Angriff von außen, eine jacobitische Erhebung daheim, oder auch beides zusammen.

Sobald oder auch bevor der König Wilhelm die Flotte nach Irland bestiegen, erging eine Adresse von Jacobiten in England an Ludwig XIV. Sie nennen darin diesen König die Zuflucht aller Unterdrückten. Sie flehen ihn an um Befreiung von dem Joche des Usurpators. Sie rathen die Entfernung desselben zu benutzen. Sie geben Auskunft über die geringe Wehrkraft zu Lande, die Unfertigkeit der englischen Kriegsflotte, das Ausbleiben der holländischen Schiffe, die Eifersucht der Befehlshaber von beiden Seiten [1]). Die Angaben scheinen durchweg der Wahrheit entsprochen zu haben.

Die Erwartung einer jacobitischen Erhebung wurde damals in St. Germain und an anderen Orten vielfach gehegt, oft in sehr zuversichtlicher Weise. Wir erkennen dies namentlich aus einem Schreiben von Melford. Er war noch in Rom. Er berichtet, am 2. Mai, der Königin Marie Beatrice über eine Audienz bei dem Cardinale Ottoboni. Der Bericht läßt ersehen, daß im Hasse gegen das Kaiserhaus die Jacobiten bereits wetteiferten mit Ludwig XIV. und seinen Dienern. Melford drängte in den Cardinal: da der päpstliche Stuhl doch von dem Kaiserhofe nichts zu hoffen habe: so möge er sich Freunde schaffen für den Fall der Noth. Sobald der König Jacob wieder auf seinem Throne, werde das Haus Oesterreich sehr kleinlaut reden. Melford fügt hinzu, daß er von dem Cardinale in Worten alle gewünschte Satisfaction erlangt. Aber eine Thatsache dürfe man, nach seiner Meinung, erst erwarten auf die Nachricht der Erhebung in England. Er bittet daher, daß, wenn die Nachrichten über diese Erhebung vor dem Eintreffen des Briefes noch nicht an ihn abgesandt, man sie ihm zugehen lasse durch einen eigenen Courier. So am 2. Mai 1690 [2]). Demnach ist die wichtige Vorfrage der Thatsache selbst im Sinne von Lord Melford bereits zweifellos.

---

[1]) Die Adresse, nicht datirt, bei Sylvius t. III, b. 29, p. 101.

[2]) Schreiben von Melford, aus Rom, an die Königin M. B. in den Anglicis des k. k. Archivs.

So im Mai 1690. Die Thatsache trat dann nicht ein. Jedoch hatte der König Wilhelm, in Folge der Enthüllungen durch Fuller und in dem Prozesse des Crone, am 30. Mai/9. Juni, eine Proclamation erlassen, welche eine Anzahl von Einwohnern von Yorkshire aufforderte, sich entweder freiwillig den Friedensrichtern zu stellen, oder der Verhaftung gewärtig zu sein.

In der Stadt London ward besonderer Verdacht erhoben gegen die Katholiken. Es ist nicht unwichtig, die Stellung derselben mit einigen Strichen zu beleuchten.

Von Anfang an hatten verschiedene Katholiken Bedenken getragen gegen einen Eid für den König Wilhelm und die Königin. Mehrere Beichtväter hatten dies Bedenken als gerechtfertigt anerkannt, dasselbe gestärkt. Der spanische Botschafter Ronquillo erfuhr es. Er wußte auf irgend eine Weise die Frage in Rom anhängig zu machen. Sie wurde dort einer Congregation vorgelegt, und von derselben dahin entschieden, daß, obwohl der König Jacob noch am Leben, der Eid dennoch mit gutem Gewissen geleistet werden könne. In diesem Sinne erfolgten Weisungen an die Priester in England. Diese jedoch fühlten sich unsicher. Ihre Bischöfe Leyburn und Cliffort, die noch im Gefängnisse sich befanden, bestärkten sie in diesem Zweifel. Von Wien und Madrid aus hatte man sich längst für die Freilassung der Bischöfe verwendet. Bei dem Zustande der Dinge in England im Juni ward sie gewährt, mit der Bedingung England zu verlassen [1]).

Die Königin und der Rath der Neun glaubten dennoch Besorgnisse hegen zu müssen. Die Neun ließen am 17./27. Juni einige Mitglieder des Gemeinderathes von London vor sich bescheiden. Es ward ihnen eröffnet, daß, gegenüber der Agitation vieler Katholiken, die Königin sich genöthigt sehe, zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit des Königreiches die Parlaments-Acte in Vollzug zu setzen, welche die Katholiken auf zehn Meilen von London verweise. Die Proclamation

---

[1]) Cette cour (de Rome) proposa la question à une congrégation, où il fut décidé qu'ils pouvoient prester ce serment en toute conscience, quoyque le Roy Jacques fût encore en vie, et les directions en ont esté envoyées aux prestres. Aus einem Schreiben aus London, vom 4./14. Juli 1690, an Kramprich im Haag. — Man vgl. Pufendorf lib. III, §. 48, p. 259.

werde erſcheinen. Es liege dem Gemeinderathe ob, über die Ausführung derſelben zu wachen.

Die Worte lauten ſchärfer als ſie waren. Vernehmen wir die Kritik, welche Hoffmann ſeinem Berichte für den Kaiſer beifügt.

„Da dieſe Parlaments-Acte viele Perſonen ausnimmt, wie z. B. diejenigen, welche ſeit zwei und einem halben Jahre hier anſäſſig, ferner die Kaufleute und dergleichen: ſo kann die Ausweiſung kaum Jemanden anders treffen als Vagabunden, es ſei denn daß man aus Haß und Verbitterung gegen die Katholiken die Acte überſchritte. Dagegen kann nicht verneint werden, daß einige Katholiken ſich ſolche Verfolgungen ſelbſt aufbürden, weil ſie nicht Maß halten in ihren Reden. Es wäre nur zu bedauern, wenn Unſchuldige mit den Schuldigen zu leiden haben“ [1]).

Die Proclamation erſchien. Sie enthielt alle genannten Ausnahmen.

Es ſcheint, daß Hoffmann mit jenen Katholiken, die nicht Maß halten in ihren Reden, ganz beſonders im Auge gehabt habe den Hof der Königin-Witwe. Er berichtet ein anderes Mal, daß es den Katholiken vortheilhafter ſein würde, wenn dieſe Königin heimkehrte nach Portugal [2]). Die Briefe der Königin Mary an ihren Gemahl thun dar, daß das Verhalten dieſes Hofes die Rüge von Seiten der Königin Mary geradezu herausforderte. Das Verhalten iſt erklärlich nur durch die Annahme, daß in Somerſethouſe ähnliche Hoffnungen gehegt wurden wie in St. Germain.

Der Monat Juni ging zu Ende. Die engliſche Flotte war noch nicht ganz fertig, die holländiſche noch nicht vollſtändig zu ihr geſtoßen. Von der franzöſiſchen hatte man keine ſichere Nachricht. Denn es iſt eine oft wiederholte Erfahrung damaliger Zeit, daß, wie man von franzöſiſcher Seite in der Regel genau unterrichtet war über den Zuſtand und die Schritte der Gegner, ſo umgekehrt, namentlich von engliſcher Seite, in der Einziehung von Kundſchaft durchweg eine auffallende Läſſigkeit ſtattfand. Bis zum 21. Juni/1. Juli herrſchte in England die Meinung vor: die franzöſiſche Flotte werde ſich nicht von

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. Juni.

[2]) Desgl. vom 16. Juni.

ihrer Seeküſte entfernen, werde als nicht ſtark genug ſich nicht den Gefahren eines Haupttreffens ausſetzen [1]).

Die Dinge kamen anders. Vom Morgen des 22. Juni/2. Juli trafen nach einander in Whitehall die Eilboten ein von Falmouth, von Plymouth, von Weymouth, von der Inſel Wight, alſo immer weiter oſtwärts. Sie meldeten das Herannahen der franzöſiſchen Kriegsflotte. Sie gaben die Stärke derſelben an auf nahe an achtzig Capitalſchiffe. Es war demnach kein Zweifel, daß das Geſchwader von Toulon ſich vereinigt mit demjenigen von Breſt. Von der engliſchen Flotte befand ſich eine Abtheilung im St. Georgs-Canal, eine andere lag zu Plymouth. Beide waren demnach bereits abgeſchnitten. Das Gros der Flotte lag theils im Hafen von Portsmouth, dort harrend auf die Einſchiffung eines Regiments Marine-Soldaten, theils auf der Rhede, in allem, mit den Holländern, von denen noch viele fehlten, ſtark 55 Capitalſchiffe. Der Südwind trug die franzöſiſche Flotte heran. Der Zweck derſelben war bereits erkennbar. Es galt die verbündete Flotte, theils noch im Hafen liegend, theils auf der Rhede, durch den Südwind gelähmt, zu umzingeln, unter ſie die Brander zu ſenden, ſie zu vernichten. Eine Abwehr dieſes Planes durch menſchliche Kraft und menſchliches Geſchick erſchien nicht mehr möglich. Da ſchlug der Wind um. Er wandte ſich von Süd nach Nord. Er wehrte der franzöſiſchen Flotte das völlige Herannahen, trieb ſie zurück. Er machte die verbündete Flotte frei [2]). Sie kam hervor. Indem der Nord die feindliche Flotte zurückdrängte näher an ihre Küſte, durften auch die Schiffe von Plymouth die Ausfahrt wagen. Die Hauptmacht war vorgerückt bis auf die Höhe der Inſel Wight. Man erblickte von den Hügeln der Inſel aus beide Flotten, nur vier Stunden von einander entfernt, täglich eines Treffens gewärtig.

Der raſche Anzug der franzöſiſchen Flotte bezweckte nicht bloß die Vernichtung der verbündeten auf der Rhede und im Hafen von Portsmouth. Der Erfolg, auf den man hoffte, ſollte dienen zum Signale der Erhebung für die Jacobiten in England. Vom Eintreffen der erſten

---

[1]) Hier und für das Folgende die ausführlichen Berichte von Hoffmann, vom 30. Juni und 4. Juli. — Dazu die Briefe der Königin bei Dalrymple III[II] p. 131 sqq.

[2]) Anlage II.

Nachrichten an war die freudige Erwartung derſelben in London unverkennbar. Dieſelbe ſtieg. Den Augen der Königin ſelbſt, auf einer Fahrt durch den Hydepark, am Abende des 23. Juni/3. Juli, entging nicht der Andrang von Perſönlichkeiten dieſer Geſinnung.

Von Anfang an vernahm die Königin die bedrohlichen Nachrichten mit feſter Haltung. „Sie erſchrecken mich ſo wenig, meldet ſie gleich nach dem Eintreffen der erſten dem Könige, daß ich faſt beſorge nicht Einſicht genug zu haben die Gefahr völlig zu würdigen.“ Sie erwog mit den Neun die Frage der Feſtnehmung von verdächtigen Perſonen. Demgemäß berief ſie am Morgen des 24. Juni/4. Juli den großen geheimen Rath. Sie ſelber war anweſend. Der Name des Grafen Clarendon ward genannt. Sein Schwager Capel ſprach zu ſeinen Gunſten. Die Blicke Aller richteten ſich auf ihn; jedoch Niemand wagte zu antworten. Die Königin fühlte, daß man ſchwieg um ihretwillen. Sie nahm das Wort. „Nach meiner Anſicht, ſagte ſie, weiß Jedermann ſowohl wie ich, daß allzu viel gegen den Grafen Clarendon ſpricht, als daß man ihn auf der Liſte auslaſſen darf.“ Sie fügt dann ihrem Berichte an den König hinzu: „Da ich Ihre Meinung darin weiß und die Handſchrift geſehen habe, ſo hielt ich mich für verpflichtet ſo zu handeln“. Clarendon ward in den Tower gebracht. Die Liſte der Verhafteten enthielt etwa ſechzig Namen [1]).

Die Vorſicht ſchien das zu gebieten. Dennoch brachte dann jeder neue Tag zur größeren Klarheit, daß, welche Hoffnungen auch immer die Jacobiten in England aufgebaut und nach Frankreich hin verkündet haben mochten, ſie in der Maſſe des engliſchen Volkes einen Anhang nicht beſaßen. Wir vernehmen vom 27. Juni/7. Juli die Meldung Hoffmanns aus London: „Sowohl hier wie in den Provinzen herrſcht die tiefſte Ruhe“.

Die Flotten dagegen lagen einander gegenüber. Die franzöſiſche ſtand unter Tourville, der bei den Franzoſen galt als der erfahrenſte, der geſchickteſte Seemann. Die verbündete Flotte commandirte Herbert, dem der König, wie wir vernommen, für ſeine Dienſte von 1688 den Titel eines Grafen Torrington verliehen. Die Befähigung dieſes See-

[1]) Die Königin an den König 24. Juni/4. Juli. — Hoffmanns Bericht vom 7. Juli. — Clarendon's Diary II, p. 319.

mannes stand außer Zweifel: die wirkliche Führung dagegen im Jahre 1689 hatte ihm keine besondere Ehre eingetragen, namentlich in der Verwaltung. Während die Mannschaft darbte, hatte das wüste Leben des Admirals vielfachen Anstoß gegeben. Der König hatte ihm dann den Vorsitz im Collegium der Admiralität genommen, das Commando belassen. Während Torrington auf der Höhe von Wight lag, stieg die Zahl seiner Schiffe, nicht bloß der englischen, sondern auch der holländischen. War dennoch die Flotte der Verbündeten an Zahl der französischen nicht gleich: so waren die Schiffe der ersteren durchweg stärker und fester.

Ein Tag nach dem anderen verging: von einem Treffen ward nichts vernommen. Es lag augenscheinlich nicht an Tourville. Nicht er hatte den Vortheil des Windes, sondern Torrington. Mehr als einmal bezweckten die Manöver der französischen Flotte, den Wind über die verbündete zu gewinnen und demgemäß anzugreifen. Es gelang nicht. Dennoch zog Tourville sich nicht zurück. Er wollte also schlagen. Viele Offiziere der verbündeten Flotte hegten den gleichen Wunsch. Nur nicht Torrington. Er gab keinen Befehl dieser Art.

Die Gemüther in England wurden erregt. Dies um so mehr, da nach der allgemeinen Meinung Schlagen und Siegen in diesem Falle gleichbedeutend war [1]). Warum also zauderte Torrington? —

Der Rath der Neun um die Königin war in Unruhe. Nach dem ersten Schreiben Torringtons vom 23. Juni/3. Juli stand ein Treffen bereits für den nächsten Tag in Aussicht. Zwei Tage später wurde die Meinung laut, daß Torrington eines Spornes bedürfe. Namentlich der Graf Devonshire äußerte seinen Unmuth. Es sei sehr gefährlich, sagte er, dem Admiral Torrington das Schicksal von drei Königreichen anzuvertrauen: es müsse ihm Jemand zur Seite gestellt werden. „Das würde heißen, fiel Russel ein, den Admiral als Gefangenen von der Flotte zu holen." Er schlug einen schriftlichen Befehl zum Fechten vor. Die Anderen stimmten zu. Das Schreiben ging ab, gelangte an Torrington am Sonntage, dem 29. Juni/9. Juli. Am Montag Morgen, dem 30. Juni/10. Juli 1690, segelte die ver-

[1]) Die Königin an den König, 2./12. Juli: They really talked as if it were impossible they should be beaten.

bündete Flotte mit günstigem Ost gegen die französische heran. Die holländische Abtheilung unter der blauen Flagge, geführt von dem Admiral Evertsen, hatte die Vorhut [1]).

An der englischen Küste vernahm man den Donner der Kanonen vom Morgen bis zum Abend. Die Richtung, in welcher er erscholl, erschien günstig. Man erwog, daß die französische Flotte keinen Hafen hinter sich hatte, daß ihre Schiffe, wenn geschlagen oder zerschossen, den weiten Weg zurück zu legen hatten nach dem fernen Brest, daß dagegen den englischen Schiffen ein Hafen an dem anderen im Rücken zur Zuflucht offen stand, daß jedoch bis zum Abend kein englisches Schiff aus dem Treffen sich zurückgezogen [2]).

Einen Tag hindurch dauerte diese Spannung. Am Morgen des 2./12. Juli traf die Nachricht ein von dem wirklichen Gange der Dinge. Er faßt dahin sich zusammen, daß die blaue Flagge, also die Holländer, zwei und zwanzig Schiffe stark, den Tag hindurch die Last des Kampfes gegen die französische Flotte von achtzig Schiffen getragen, daß die beiden englischen Abtheilungen der rothen und der weißen Flagge je dann und wann aus der Ferne einige Breitseiten abgegeben, dem Wesen nach dem Kampfe zugeschaut hatten. Demnach verblieb die Ehre des Tages den Holländern, die Schande den Engländern, der Vortheil den Franzosen [3]).

Torrington hatte die Holländer im Treffen nicht gestützt. In seinem offiziellen Berichte jedoch konnte er ihnen seine Anerkennung nicht versagen. „In Betreff des Muthes, sagt er, haben sie gefochten zur Bewunderung."

Die Nacht hatte das Treffen abgebrochen. Am anderen Morgen gestattete der östliche Wind dem Admiral Tourville nicht die Fortsetzung. Torrington dagegen trat mit der Fluth den Rückzug an nach der Themse. Die englischen Schiffe schleppten im Tau die noch übrigen lahmen holländischen.

---

[1]) Torringtons Bericht an Caermarthen, bei Dalrymple III II p. 128.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. Juli, vor der Nachricht des Ausganges vom 1./11. Juli. Die Königin sagt in dem Schreiben vom 2./12. Juli: the news is come this morning.

[3]) Zu den vielen Berichten über die Schlacht kommen noch diejenigen über das spätere Kriegsgericht, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 221.

Erschien das Verhalten des Admirals Torrington vor und in dem Treffen auffallend: so nicht minder sein Bericht über dasselbe. Er ließ ihn abgehen um volle vier und zwanzig Stunden nach dem Treffen. Dennoch war der Bericht im Verhältnisse zu der wichtigen Sache kurz, allgemein gehalten, gab nicht genügenden Aufschluß. Torrington maß der Windstille bei, daß er nicht habe an den Feind gelangen können. Aber die Holländer in derselben Linie wie er, sagte man, hatten doch Wind genug zum Schlagen. „Sein Verhalten ist verdächtig, hieß es. Er hat Groß-Admiral von England sein wollen, unabhängig von einer Admiralität. Da dies ihm nicht geworden, ist er unzufrieden. Dazu haßt er die Holländer. Er hat sie absichtlich stecken lassen." — Aber es kam noch mehr dazu. Von Mund zu Mund ging das Gerücht: der König von Frankreich habe bei seinem Lever sich geäußert: seine Flotte im Canale werde die englische Küste hinab laufen von einem Ende zum anderen, ohne Widerstand zu finden [1]).

Die Königin war von Anfang an gefaßt. „Ich bin mehr bekümmert um die Ehre der Nation als um irgend etwas Anderes", schrieb sie sofort an ihren Gemahl. „Denn nach meiner Meinung hat es Gott gefallen uns zu strafen für unseren Uebermuth, weil zuvor die Rede war nur vom Siege." Der Rath der Neun trat zusammen. Er beschloß: es seien aus seiner Mitte zwei Commissäre zur Flotte hinab zu senden. Die Königin stimmte zu. Sie benannte Devonshire und Pembroke. Die Lords betraten die Flotte in der Nähe von Dover, die französische noch in Sicht. Sie überreichten dem holländischen Admiral Evertsen ein Handschreiben der Königin. Es enthielt ihren Dank für die Leistungen des holländischen Geschwaders, das Versprechen für die verwundete Mannschaft zu sorgen gleich wie für die eigene, die beschädigten Schiffe auf englische Kosten herzustellen. Zugleich sei es ihr Auftrag, sagten die Commissäre, scharfe Erkundigung einzuziehen über das Verhalten der englischen Abtheilungen. Evertsen weigerte sich einer positiven Antwort. Man möge den Grafen Torrington befragen. Er verschwieg jedoch nicht, daß, wenn die englische Flotte überhaupt sich mit gleicher Kraft und gleichem Nachdrucke am Kampfe betheiligt, wie die holländische, der Wahrscheinlichkeit nach der Sieg erfochten wäre.

[1]) Hoffmanns Bericht vom 14. Juli.

Denn noch vor dem Mittage sei auch so die französische Vorhut gewichen [1]). — Die Commissäre verhörten dann den Grafen Torrington und andere englische Seeoffiziere. Sie verlangten, daß Torrington mit ihnen zurückkehre. Er hielt entgegen: das würde ihm den Anschein eines Gefangenen geben. Man möge ihm verstatten auf sein Wort sich zu stellen. Die Commissäre bewilligten und kehrten zurück [2]).

Gleichzeitig mit der Absendung jener beiden Lords auf die Flotte beschloß die Königin die Abschickung eines besonderen Gesandten, Harbord, an die Generalstaaten. Ein Schreiben von Nottingham an das englische Mitglied des Congresses im Haag, Lord Dursley, ging ihm voran. „Das holländische Geschwader, sagt darin Graf Nottingham, hat sich so brav geschlagen, daß, wenn Lord Torrington seine Pflicht gethan, wir nach aller Wahrscheinlichkeit einen vollständigen Sieg davon getragen haben würden. Ich schäme mich, Mylord, über die Sache noch etwas zu sagen. Wir sind eifrig bemüht mit der Herstellung der holländischen Schiffe, mit der Sorge für die Verwundeten". Dursley hielt im Haag das Schreiben nicht geheim [3]). Harbord fand bei seiner Ankunft einige Tage später für seine conciliatorischen Aufträge einen schon vorbereiteten Boden.

Denn die Holländer, obwohl schwer betroffen, bewiesen sich ähnlich wie nach dem Tage von Fleurus. Auf die erste Kunde von Beachy Head eilten Graf Berka und der Spanier Coloma zu Heinsius. Sie fanden ihn anfangs gedrückt. Sie verweilten bei ihm bis tief in die Nacht. Allmählich erhob er sich wieder. „Ich werde meine Vorschläge machen, rief er. Wenn die Generalstaaten sie annehmen: so erscheinen wir nach wenigen Wochen stärker in See als zuvor." Einige Tage später berichteten diese Gesandten nach Wien und Madrid, daß alle Vorschläge von Heinsius einstimmig genehmigt seien [4]).

Ganz besonders versöhnend und ermuthigend wirkte auf die Holländer die umfassende Thätigkeit, mit welcher die Königin Mary

---

[1]) Bericht des Admirals Evertsen, vom 17. Juli, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 128.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 18. Juli.

[3]) Nottinghams Schreiben vom 4./14. Juli, Beilage zu Kamprichs Bericht vom 18. Juli.

[4]) Berkas Bericht vom 17. Juli.

ihre Verheißung der Fürsorge für die verwundeten holländischen Seeleute wahr machte. Sie beschränkte ihre Fürsorge nicht auf diese selbst. Sie sendete Unterstützungen an die Witwen und Waisen der Gefallenen in Holland [1]).

Ludwig XIV. dagegen schlug den Sieg sehr hoch an. In der Aufforderung an den Erzbischof von Paris das Tedeum zu singen, sagt er: „Nachdem die Engländer, welche seit vielen Jahrhunderten sich gerühmt Herren des Canals zu sein, verstärkt durch alle holländischen Schiffe, von mir geschlagen sind, sehe ich mich als Herrn des Canals" [2]). Der letzte Satz entsprach der Wahrheit. Die englische Flotte barg sich hoch hinauf in die Themse. Weil sie die Seetonnen und andere Merkzeichen des Fahrwassers aufgenommen, durften die französischen Schiffe das Einlaufen in den Strom nicht wagen. Im Canale dagegen segelten sie auf und ab, mächtig, gebietend. Nur gab das noch nicht eine Bürgschaft für die Zukunft.

Lebhafter noch als auf Ludwig XIV. war der Eindruck der Siegesnachricht auf den Hof von St. Germain. Die Königin Marie Beatrice schrieb an den Ritter Tourville in Ausdrücken von überschwenglicher Dankbarkeit. Seit langem, sagt sie, sei das Gefühl der Freude ihr fremd: dieser Sieg habe ihr einen herrlichen Anlaß dazu gegeben. Denn nun sei dem Könige von Frankreich als dem Meister zur See der Weg eröffnet zur Herstellung ihres Gemahles. — Nur die eine Sorge drückt die Königin, ob nämlich ihr Gemahl vermögen werde in Irland Zeit zu gewinnen, dem Treffen auszuweichen, zu welchem der Prinz von Oranien suchen werde ihn zu zwingen. Die Briefe aus England, fügt sie hinzu, zeigen dies unglückliche Land in höchster Bestürzung. Daher dürfe man ihnen keine Zeit lassen sich wieder zu sammeln. Wäre nur der König dort, er würde bald Meister sein. So die Königin Marie Beatrice, am 10./20. Juli 1690.

Die Dinge lagen nicht so wie diese immer bethörte Königin sie sich dachte. Es dürfte sogar die Frage sich erheben, ob in der Verkettung der Dinge aus dem augenblicklichen Vortheile von Beachy

---

[1]) Graevius hebt dies 1695 in der Leichenrede auf die Königin hervor, in Lünigs: Orationes procerum Europae t. III, p. 214.

[2]) Schreiben des Königs an den Erzbischof von Paris, vom 17. Juli.

Head für das flüchtige Königshaus nicht andere bleibende Nachtheile erwuchsen.

Denn die Erbitterung der Engländer, rege erhalten durch den Anblick der französischen Schiffe, über welchen von den Küsten aus tägliche Nachrichten einliefen, stieg in den nächsten Tagen nach der Schlacht eher als daß sie sank. Sie wendete sich besonders gegen die Persönlichkeit des Admirals Torrington. Als er freiwillig sich dennoch nicht stellte, ward er von der Flotte geholt. Bei seinem Eintreffen in London suchte er um eine Audienz nach. Statt dessen gab die Königin den Befehl ihn sofort in den Tower zu bringen. Es geschah zu Wasser, damit er sicher sei gegen etwaige Zornausbrüche des Volkes. Die Königin meldete ihrem Gemahl, daß die Erregung wider Torrington hinausgehe über alle Vorstellung. Man erfuhr, daß in der Schlacht auf seinem Schiffe neun Mann gefallen, und daneben auch sein Lieblings-Hund getödtet sei, den er sehr beklage. Mit Bezug darauf erging über Torrington das furchtbare Wort: „Der Hund des Admirals ist gestorben als Admiral, und der Admiral lebt als Hund". Man faßte die Worte lieber noch italienisch, weil in dieser Sprache die Anspielung auf die cynische Lebensweise und die Irreligiösität schärfer hervortritt [1]).

Aber war Torrington wirklich ein Verräther? — Es bildete sich über ihn die Ansicht aus: in Betracht der Ungleichheit der Flotten seien er und viele Capitaine des Willens gewesen abzuwarten und nach den Umständen ihren Vortheil zu suchen. Da sei der positive Befehl zum Schlagen gekommen. Torrington habe gehorcht, dabei jedoch aus Uebelwollen und Halsstarrigkeit, einem Fehler, dem er sehr ergeben, seine Maßregeln mit Fleiß ungünstig getroffen, damit der Rath der Neun Ursache habe den ertheilten Befehl zu bereuen [2]).

Diese Ansicht ist vereinbar mit den Schlußworten des eigenen Berichtes von Torrington an Caermarthen: „Hätte ich diese Sache auf eigenen Kopf unternommen, so würde ich nicht wissen was zu

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 28. Juli: Che il cane dell' ammiraglio è morto da ammiraglio, e che l' ammiraglio vive da cane, mit dem es sich um so viel besser quadrirt, als der keine Religion hat und allezeit ein scandalöses Leben geführt. — Pufendorf lib. III, §. 47, p. 259 hat die Worte lateinisch und französisch.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 1. August.

ſagen; allein da es geſchehen auf Befehl, ſo wird mich das hoffentlich vom Tadel frei ſprechen" [1]).

In der Meldung an den Kaiſer läßt der König durch den Geſandten Paget die Worte gebrauchen, daß lediglich der böſe Verrath des Admirals das Unheil verſchuldet [2]). — Indeſſen auch dies zwingt noch nicht zu der Annahme, daß der König mit dem Worte des Verrathes ein Einverſtändnis mit Frankreich habe bezeichnen wollen. Auch jene in England damals verbreitete Anſicht über Torrington würde, wenn richtig, den Vorwurf des Verrathes begründen.

Wir werden ſpäter den Spruch des Kriegsgerichtes zu vernehmen haben.

Wenn aber Torrington in Betreff ſeines Verhaltens bei Beachy Head darauf gerechnet, daß die Engländer bei ihrer Abneigung gegen die Holländer über den Verluſt derſelben leicht hinwegſehen würden: ſo erwieſen die Conſequenzen ſich anders. Vernehmen wir darüber, wie zuerſt im allgemeinen über die Stimmung der Engländer, das Urtheil des Spaniers Ronquillo. Er ſchreibt am 4./14. Juli aus London an Coloma im Haag.

„Bei dieſer ungünſtigen Lage der Dinge ſchöpfe ich einen beſonderen Troſt aus dem Hinblicke auf die engliſche Nation. Ich ſehe ſie insgeſammt und ohne Unterſchied beſeelt von einer verzweifelten Wuth [3]) gegen Frankreich und gegen diejenigen, welche durch ihre feindſelige Haltung gegen die jetzige Regierung die franzöſiſche Flotte ermuthigt haben zu dieſem Wagniſſe. Und eben ſo allgemein hat ſich die Abneigung gegen die Holländer gewandelt in die Werthſchätzung ihrer Freundſchaft. Man erkennt an, daß England der Republik zu Danke verpflichtet. Ein günſtiger Ausgang in Irland wird alles ſchlichten. Und ſelbſt ein Unglück dort, wie es doch nicht wohl möglich ſcheint, würde noch nicht entſcheidend nachtheilig wirken. Denn in England herrſcht die Ueberzeugung, daß jegliche andere Regierung als die jetzige den Grundſätzen

---

[1]) Dalrymple III[II] p. 130.

[2]) Infrascriptus S[mi] Guilelmi III M. B. regis ablegatus obligatum se esse credit rem (sicut ipsi vere delata est) repraesentare, damnum scilicet ab inimicis nullum fere fuisse, omnemque successus defectum non etc., sed mala Thalassiarchae proditione omnino accidisse.

[3]) Una rabia desesperada.

Frankreichs folgen, demnach England wandeln würde in eine Provinz des allerchriſtlichſten Königs“ [1]).

So der Spanier am 4./14. Juli 1690. Bereits am nächſten Tage gewannen die Dinge eine andere Geſtalt. In die leidenſchaftliche Stimmung der Engländer wider Frankreich und deſſen Anhänger ſchmetterten hinein die Siegestrompeten von den Ufern der Boyne.

Wenden wir alſo unſeren Blick nach Irland, auf den dritten der ſo raſch nach einander folgenden Schläge von Fleurus, Beachy Head und der Boyne. Zu dieſem Zwecke haben wir zunächſt die Dinge vorher im raſchen Ueberblicke uns vorüber zu führen.

Wir haben den König Jacob und den Marſchall Schomberg verlaſſen, wie ſie, dieſer in und um Dundalk, jener bei Drogheda, einander gegenüber ſtanden. Wir haben vernommen, wie die Noth des Regens und der Stürme ſowie der Krankheit über beide Heere kam, ein jedes in ſich lichtend, zerreibend. Am wenigſten widerſtanden die Engländer dem iriſchen Klima. Schomberg bemerkt, daß engliſche Soldaten, an mehr Lebensanſprüche gewöhnt als die Angehörigen anderer Nationen, am eheſten dem Mangel und der Entbehrung erlagen [2]). Er beſchloß von Dundalk zurück zu gehen. Am Morgen des Abzuges ſah man den greiſen Feldherrn im Winde und Regen auf der Brücke an der Nordſeite der Stadt ſeine Stellung nehmen. Dort hielt er viele Stunden, während die langen Wagenreihen der Kranken und Sterbenden an ihm vorüber zogen, tröſtend, aufmunternd, ermahnend. Sein Heer hatte beſtehen ſollen aus 23,000 Mann. In Wirklichkeit hatte es beſtanden aus etwa 14,000. Von dieſen waren bis zum Ende des Jahres 1689 etwa 8000 geſtorben [3]). Nicht viel anders mochte es ſein im Heere des Königs Jacob. Er legte ſein Hauptquartier zurück nach Dublin, Schomberg nach Lisburne.

Es galt dann die Vorbereitungen für den Feldzug des Jahres 1690. Die Berichte Schombergs laſſen nicht erſehen, daß der moraliſche Stand der ihm noch übrigen Truppen ſich gehoben. Aber der König

---

[1]) Porque la Inglaterra esta persuadida que cualquier govierno que no sea el presente, sequira las maximas de Francia de reducir la a una provincia sujeta a las del Christianissimo.

[2]) Schombergs Bericht vom 9. Januar 1690.

[3]) Kazner: Leben des Marſchalls Schomberg. Bd. I, S. 321.

ſelber wollte neue Kräfte heranführen. Wir erinnern uns, daß Wilhelm III. dieſen Entſchluß ſpäteſtens am 3./13. December 1689 gefaßt. Bei Schomberg dagegen zeigt ſich die erſte Kunde dieſer Abſicht erſt um zwei Monate ſpäter, im Februar 1690 [1]). Wir haben vernommen, aus welchen Gründen der Aufbruch des Königs ſich verzog.

Die Armee, mit welcher der König Wilhelm in Irland auftreten wollte, ſollte beſtehen aus 48 Bataillonen zu je 720 Mann, und 62 Schwadronen zu je 130 Pferden. [2]) Die engliſchen Soldaten bewieſen keine große Neigung für den Zug nach Irland. Deshalb ließ der König, damit er Engländer zurücklaſſen könne, 6 holländiſche Bataillone hinüber gehen. Unter jenen 48 Bataillonen befanden ſich ferner 8 däniſche, 3 franzöſiſche. [3]) Indem zu den genannten Nationalitäten, unter die ſich auch Deutſche und Schweizer bargen, noch die Iren ſich fügten, ſo war das Heer in Betreff der Nationalitäten ein ſehr buntfarbiges. Es ſcheint nicht, daß dafür die Zufälligkeit des Erlangens von Truppen den Ausſchlag gegeben. Eroberer pflegen die Verſchiedenheiten der Nationalitäten und Religionen zu ſchärfen, den Hader derſelben zu erwecken oder zu ſchüren, um ihn für ſich auszunutzen. Die Geſchichte alter und neuer Zeiten liefert die zahlreichen Beiſpiele, daß die Thorheit und die Leidenſchaft des großen Haufens ihn für dies frevelhafte Spiel immer wieder dienſtbar machen. Wilhelm III. war kein Eroberer. Er war Conciliator. Er hatte dies Streben dargethan daheim in der Republik. Er hatte es bewieſen in England. Er hatte es bethätigt in den Beziehungen zwiſchen England und der Republik. Ja wir dürfen noch mehr ſagen. Die große Allianz war zwar offenſiv gegen Ludwig XIV., jedoch auch da nicht zum Zwecke der Eroberung oder gar der Vernichtung, ſondern zum Zwecke der Herſtellung eines dauerhaften und ehrenvollen Friedens auf Grund der Verträge. Demnach hatte die große Allianz um dieſes Zweckes willen, der Herſtellung des Rechtes im Völkerleben, eine conciliatoriſche Seite. Eben dieſer Maßſtab muß überall an Wilhelm III. angelegt werden, auch in Betreff Irlands. Er wollte Irland wieder gewinnen, nicht es knechten. Er wollte nicht den Spalt der Nationalitäten, der engliſchen und der iriſchen, weiter

[1]) Bericht vom 10. Februar 1690, bei Dalrymple III II p. 76.

[2]) Bericht des Grafen Königsegg, vom 10. März 1690.

[3]) Hop an Heinſius, 30. Mai. Bei v. d. Heim: het Heinsius Archief p. 33.

reißen, sondern, wenn möglich, ihn schließen. Darum war es ihm lieb, nicht bloß englische Truppen nach Irland mitzunehmen. Denn ein Sieg, nicht bloß durch englische Kräfte errungen, konnte nicht so leicht für die Engländer eine Quelle der Ueberhebung werden, für die Irländer den Stachel des Geknechtet-Seins durch die Engländer hinterlassen. Dazu beförderte nach allen anderen Seiten der Kampf von verbündeten Truppen gegen das Heer Jacobs II. die Einsicht, daß dieser Kampf weniger den Irländern gelte, als am letzten Ende dem einen Despoten, der Fürsten wie Völker durch ihre Thorheiten und Fehler auf ihre Kosten dienstbar mache für seine Zwecke.

Es ist beachtenswerth, daß nicht einer der beiden Staats-Secretäre von England den König auf dem Feldzuge begleitete, auch kein Gesandter einer der anderen großen Mächte, sondern lediglich, und zwar auf ausdrückliche Weisung, der Holländer Hop. Er erhob Einwendungen. Heinsius erwiederte ihm: „Da die Interessen Sr. Majestät und der Hochmögenden in untrennbarer Verbindung stehen: so ist es evident, daß täglich hier Vieles vorfällt, so wie daß aus dem Congresse der Gesandten hier Manches hervorgeht, worüber man nicht mit dem Ministerrathe in England, sondern unmittelbar mit dem Könige verhandeln will. Dies ist brieflich nicht wohl ausführbar" [1]).

Mit anderen Worten heißt das: der König Wilhelm persönlich allein hat die Fäden der Beziehungen mit den auswärtigen Mächten in seiner Hand.

Auch der König Jacob seinerseits traf seine Vorbereitungen. Wir haben vernommen, daß auch er gekommen war mit der Absicht die Engländer und die Iren friedlich unter sich zu einigen, und daß er dann, unter dem Drucke der französischen Arglist und der irischen Leidenschaft, eine Maßregel nach der anderen getroffen, deren Erfolg nicht sein konnte die Versöhnung, sondern die Zwietracht. Die Aussicht durch die Kraft der ihm folgenden Irländer den Boden Irlands zu behaupten, war längst geschwunden. Die Vorbereitungen Jacobs II. bestanden weniger in der Schulung der Irländer für den bevorstehenden Kampf, als in den unablässigen Mahnungen in Versailles um französische Mannschaft. Aber nicht bloß diese wünschte er. Wir haben

[1]) Heinsius an Hop, 19. Mai. Bei v. d. Heim: het Heinsius Archief p. 32.

bereits vernommen, daß er nach der Brutalität des französischen Generals Rosen, eines Liefländers, vor den Wällen von Londonderry, die Abberufung desselben verlangt. Eben so unleidlich hatte sich ihm der Graf d'Avaux gemacht, weniger, wie es scheint, durch die arglistige Tücke, mit welcher Avaux den König fortzureißen suchte zu solchen Thaten der Gewalt und des Schreckens, welche die beiden Volksstämme für immer von einander spalten würden — als durch das hochfahrende Wesen, welches der seiner intellectuellen Ueberlegenheit sich sehr bewußte Diplomat vor den Augen des Königs allzu wenig verbarg. Das Königspaar, Jacob II. in Dublin und Marie Beatrice in St. Germain, hatte längst einen Ersatzmann vereinbart, dessen Wahl der vereinigten Einsicht entsprach. Es war der Herzog von Lauzun. Ludwig XIV. hatte im Jahre zuvor diese Wahl nicht bestätigt: im Jahre 1690 gab er nach [1]).

Wir kennen die Persönlichkeit Lauzuns von der Flucht der Königin her (Bd. IV., S. 267). Die Fahrt trug dem Lauzun zum Lohne reichliche Gnaden des Königs von Frankreich. Es blieb nicht dabei. Marie Beatrice war geneigt zu glauben, daß die Feldherrn-Qualität in Lauzun gleichwerthig sei mit seiner eigenen Meinung von derselben. Die Frau von Maintenon, mit der die Königin enge Freundschaft geschlossen, war gleicher Ansicht, vielleicht nicht zum geringen Theile deshalb, weil diejenige des Ministers Louvois, den sie haßte, entgegen gesetzt lautete. Ludwig XIV. entschied gemäß dem Wunsche der Königin Marie Beatrice. Er ernannte Lauzun zum Commandanten seiner Streitkräfte in Irland, und gestattete, daß der König Jacob II. ihm auch den Oberbefehl der seinigen verlieh. Die Jacobiten dagegen klagten, daß der Widerwille des Kriegsministers Louvois gegen diese Ernennung sich kund gegeben habe in der mangelhaften Hülfe [2]). Es ist gewis, daß die Zahl der Irländer, welche Jacob II. nach Frankreich hinüber zu senden hatte, ziemlich derjenigen des Corps entsprach, welche Lauzun nach Irland überführte. Aber es war doch dabei der Unterschied, daß in Betreff der militärischen Disciplin alle Irländer zu betrachten waren wie Rekruten, daß dagegen die Mannschaft Lauzuns bestand aus geschulten Soldaten.

[1]) Dangeau t. II, p. 154.

[2]) The life of James II, Vol. II, p. 388.

Am 14./24. März 1690 landete Lauzun mit beinahe 7000 Mann [1]) in Cork. Es ist merkwürdig zu sagen, daß darunter nur Ein Bataillon aus Franzosen bestand, die anderen waren deutscher Nationalität [2]), wahrscheinlich also zum großen Theile Schweizer unter dem Generale Zurlauben. Sobald Lauzun das Land betreten, erhob er schwere Klagen über die grenzenlose Verwirrung in allen Dingen. Er hatte Artillerie mitgebracht. Sie mußte in Cork liegen bleiben, weil es an Fuhrwerk fehlte. Lauzun zog auf Dublin zu dem Könige Jacob. Es findet sich in der Biographie desselben aus seinen Aufzeichnungen die Nachricht: er habe damals 18,000 Mann kriegsfähig gehabt, der Sold dagegen sei angerechnet für 50,000. Jedenfalls ist es gewis, daß der König im April und Mai nicht vermochte Vortheile zu gewinnen über das schwächere Heer Schombergs, daß vielmehr dieser den nicht unwichtigen Platz Charlemont wegnahm [3]).

Es kam die Kunde, daß der König Wilhelm am 11./21. Juni sich in Chester eingeschifft.

Und damit trat an den König Jacob abermals wie im Sommer zuvor, die Alternative heran: ob er zu handeln habe nach französischem Rathe, oder nach eigenem Entschlusse. Das Schreiben der Königin Marie Beatrice an den Ritter Tourville hat uns angedeutet, daß dieser französische Rath bezweckte das Vermeiden eines Kampfes, das Hinziehen, das Verzögern. Bestimmter liegt dieser Plan vor in einem Berichte von Lauzun an Louvois. „Nach der Landung des Prinzen von Oranien, sagt er, blieb dem Könige bei dem verzweifelten Stande seiner Angelegenheiten nur zwischen zwei Entschlüssen die Wahl. Der eine war derjenige des Kampfes. Derselbe ist mir immer erschienen als undurchführbar. Der andere war Dublin in Brand zu stecken, und, beim Rückzug von Ort zu Ort, das Land völlig wüste zu legen. Dieser Plan ist dem Könige so grausam vorgekommen, daß er den Entschluß dazu nicht hat fassen können. Er hat lieber vertrauen wollen auf seine Armee" [4]).

---

[1]) Rousset t. IV, p. 382 n. 2 gibt die Zahlen im Einzelnen.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 28. April.

[3]) The life of James. Vol. II, p. 391.

[4]) Rousset: Louvois t. IV, p. 422 n. 1.

Demnach erscheint Lauzun von denselben Gedanken der Politik Ludwigs XIV. beseelt, wie im Jahre zuvor Rosen und Avaux. In ihren Augen waren Irland wie der König Jacob II. lediglich Kriegesmittel zu dem Zwecke, um die Macht England in Schach zu halten. Nur zwischen den Personen war dabei ein Unterschied. Avaux und Rosen hatten in ihrem Widerstreben gegen den Entschluß Jacobs zum offenen Kampfe so wenig die Schranken der Formen inne gehalten, daß sie den Unwillen des Königs hervorriefen. Sie waren gegangen bis an die Grenze, an welcher auch Jacobs umdüstertes Auge fast hätte erkennen können, daß er nicht um seinetwillen auf dem Boden von Irland stand, sondern zu Diensten seines Bruders von Frankreich. Lauzun, der an die Stelle jener beiden getreten, war glatt und geschmeidig. Dagegen hatte er über sie einen großen Vortheil voraus. Avaux und Rosen hatten persönlich bei Jacob kein Gewicht. Desto mehr hatte es Lauzun. Es wird uns demnach die Frage entgegen treten, ob Jacob mit Lauzun besser daran war als vorher mit Avaux und Rosen.

Auf die Kunde der Abfahrt des Oraniers von Highlake brach Jacob II. am 16./26. Juni von Dublin nordwärts auf. Am 14./24. Juni war Wilhelm III. bei Carrickfergus gelandet. Eine Reihe von Kriegestheatern in Europa hielt damals die Gemüther in Spannung; kein anderes jedoch in dem Maße wie dasjenige von Irland, auf welchem zwei so nahe Verwandte in Person einander gegenüber traten. In Wirklichkeit indessen repräsentirten die Personen die Principien. Nur freilich nicht, wie man es oft bezeichnet hat: des Katholizismus und des Protestantismus. Auf dem Boden von Irland kämpfte Wilhelm III. nicht bloß für das Königreich England, sondern eben so sehr für sein Vaterland, sowie für alle seine Verbündete, überhaupt für die Principien im Völkerleben, welche die große Allianz ins Dasein gerufen: auf dem Boden von Irland dagegen vertrat Jacob II. weniger seine eigene Sache, als diejenige, zu deren Werkzeuge er geworden war, des Königs von Frankreich. Mit der katholischen Religion hatte diese Sache keine Gemeinschaft.

Jacob II. zog nordwärts bis Dundalk, und schob kleine Abtheilungen vor, darüber hinaus. Hier jedoch ergibt sich bei ihm der innere Conflict des eigenen Entschlusses mit dem Einflusse der Rath-

schläge von Lauzun. Was Wilhelm III. beabsichtigte, wußte im voraus alle Welt, wußte Marie Beatrice in St. Germain eben so sicher wie Jacob II. in Dundalk: Wilhelm wollte schlagen. Jacob dagegen, indem er den glücklichen Ausgang eines Scharmützels berichtet, fügt hinzu: „Der Erfolg änderte nicht den Entschluß des Königs, ein Haupttreffen möglichst zu vermeiden“ [1]). Aber warum denn war er mit der gesammten Macht dem Feinde entgegen gegangen? —

In sehr merkwürdiger Weise tritt uns dieser innere Conflict Jacobs II. entgegen am 24. Juni/4. Juli, in Betreff des Haltens oder Nicht-Haltens von Dundalk. Die Berichte von entgegen gesetzten Seiten gestatten uns diesen Conflict so wie den Ausgang desselben klar zu erkennen.

Im Laufe dieses Tages schrieb Lauzun aus Dundalk an den französischen Minister Seignelay die folgenden Worte: „Wir stehen nur acht kleine Meilen vom Feinde; aber ich glaube, daß wir morgen ihm viel näher stehen werden, ohne ein anderes Hindernis zwischen uns als geringe Bäche, die man überall durchwaten kann. Demnach ist, ungeachtet aller Sorgfalt dagegen, ein Kampf nicht leicht zu vermeiden. Ich werde dennoch mein Mögliches thun, um es nicht zu einer Entscheidungsschlacht kommen zu lassen. Denn ich sehe die Consequenzen voraus“ [2]).

Nach dem Abgange dieses Briefes und zwar noch am selben Tage muß dennoch die Beredsamkeit Lauzuns den König umgestimmt haben. Das Mittel dazu war der Hinweis auf die bedrohete linke Flanke. Denn dies hebt später Berwick hervor. „Der Feind, sagte er, hätte durch einen nicht langen Marsch von seiner Rechten aus über Armagh in die Ebene südwärts von Dundalk gelangen können. Darum beschloß man Dundalk aufzugeben, sich zurückzuziehen und feste Stellung zu nehmen auf dem rechten Ufer der Boyne“ [3]).

Mit anderen Worten: man gab eine starke Position hin ohne Kampf, um sich zurückzuziehen auf eine schwächere.

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 393.: That altered not the king's resolution of avoiding a battle all he could. Von hier an sind überhaupt die eigenen Worte des Königs von besonderer Wichtigkeit.

[2]) Rousset t. IV. p. 422.

[3]) Memoires de Berwick t. I, p. 45.

Am Abende desselben 24. Juni/4. Juli brachte der Graf Meinhard von Schomberg dem Könige Wilhelm die Meldung, daß er den Abzug Jacobs von Dundalk recognoscirt. Der König war freudig überrascht. Dundalk war der einzige feste Platz auf dem Wege nach Dublin, schwierig zu nehmen. Daß Jacob II. ohne Widerstand einen solchen Posten verlassen haben solle, erschien kaum glaublich. — Die Angaben der einzelnen Umstände jedoch waren überzeugend. Noch am selben Abende wurden alle Dispositionen geändert. Das nach Armagh rechts ab abgesendete Corps erhielt den Befehl, sich wieder links zu wenden auf Dundalk zu. Bereits lag der Plan des Marsches der ganzen Armee auf Dublin offen vor. „Die Feinde, fügt Graf Schomberg seinem Berichte hinzu, streuen das Gerücht aus, daß sie uns bei Drogheda an der Boyne erwarten. Nachdem sie den vortheilhaftesten Posten von der Welt so verlassen haben, ist das unglaublich“ [1]).

In London ward die Nachricht von Dundalk aufgenommen wie der Vorbote des Sieges. Vor allen Dingen erschien es unzweifelhaft, daß der König Jacob durch diesen Rückzug den moralischen Muth seines Heeres tief niedergedrückt haben müsse [2]).

Es ist undenkbar, daß Lauzun in seinem Sinne den Rath die Boyne zu vertheidigen, ernstlich gemeint haben kann. Er selbst ja hatte an Seignelay berichtet, daß er trachten werde einen Entscheidungskampf zu verhüten. Nur dies Hinausziehen entsprach dem französischen Interesse. Es ist daher anzunehmen, daß Lauzun jenen Rath nur als die Beschwichtigung gebraucht, um dem Könige Jacob das Preisgeben von Dundalk minder empfindlich zu machen, daß er dagegen gehofft, eben so wie er noch in der letzten Stunde das Eine durchgesetzt, auch das Andere erreichen zu können, nämlich den vollständigen Rückzug ohne Treffen.

Allein hier gelangte Lauzun an den Punct, an welchem in Jacob II. der König lebendig wurde. Er wollte nicht weiter zurück. Er wollte

[1]) Schreiben Schombergs vom 4. Juli, in den Hollandicis des k. k. Archivs. Ich lasse die letzten Worte folgen: Nous aurons le dimanche pour faire nos dispositions, en cas que les ennemis nous attendent à Drogheda, comme ils font courir le bruit; mais je ne croy pas qu'ils nous attendent à la rivière de Boyne, ayant quitté le poste le plus advantageux et qui estoit impossible pour nous de passer.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 11. Juli.

Stand halten an der Boyne. Denn, wenn nicht dort, sagte er, so müsse er auch Dublin preisgeben, sich hinter den Shannon ziehen und nur auf Connaught sich beschränken. Dort, in einem kornarmen Lande, ohne Magazine, könne er nicht lange sich halten. Auch erschienen ihm seine Leute kampfbegierig. Deshalb war er entschlossen, den Uebergang über den Boyne-Fluß der feindlichen Uebermacht zu wehren.

Es ist zu beachten, daß die Erwägungen des Königs Jacob sich nur um die Defensive drehen, daß der Gedanke einer Offensive nicht bemerkbar wird.

Am Morgen des 30. Juni/10. Juli näherte sich die Armee des Königs Wilhelm vom Norden her der Boyne, also am linken, etwas höheren Ufer. Da Jacob an der rechten Seite des Flusses Stand hielt, so war der Kampf unvermeidlich.

Der König Wilhelm recognoscirte. Vom Lager Jacobs aus gewahrte man den kleinen Trupp Reiter, haltend auf einer Höhe vor dem rechten Flügel. Es wurden einige kleine Geschütze vorgezogen. Eine Kugel streifte den König Wilhelm an der rechten Schulter. Sie nahm mit der Kleidung die Haut hinweg. Für einen Moment sank der König zusammen. Dann erhob er sich, ließ sich verbinden, und blieb noch vier Stunden zu Pferde [1]).

Am Abende hielt der König Wilhelm Kriegesrath [2]). Der Befund war für das Durchwaten des Flusses vor der Lagerstelle nicht günstig, dazu der Feind dort sehr wohl postirt. Der König gebot daher dem Grafen Meinhard Schomberg am nächsten Morgen mit einer starken Abtheilung von zwei Brigaden Cavallerie, vier Regimentern Dragonern, fünf Bataillonen und mit Geschütz, zur Rechten den Strom hinauf zu ziehen bis zu dem Orte Slane, fünf englische Meilen vom Lager, dort den Fluß zu überschreiten, und den linken Flügel der Gegner zu bedrohen.

In der Frühe des 1./11. Juli 1690, noch vor Tagesanbruch, vernahm der König Jacob den Generalmarsch im Lager der Feinde. Beim Aufgange der Sonne gewahrte man jene starke Abtheilung im

---

[1]) Hops Bericht an die Generalstaaten, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 36. Dieser und die anderen Berichte dort auch für das Folgende.

[2]) Von besonderer Wichtigkeit ist hier und ferner ein Schreiben von St. Felix, dem Adjutanten des Grafen Schomberg, in dessen Auftrage an die Gräfin, vom 2. Juli, bei Kazner II, 353 u. f.

Marsche stromaufwärts. Der König Jacob II. erkannte die von dort her drohende Gefahr. Er schob seinen linken Flügel in dieser Richtung vor, entsendete 1200 Reiter nach Slane. Graf Schomberg fand bei seiner Ankunft dieselben bereits vor. Sie waren nicht stark genug den Andrang abzuwehren. Sie wichen zurück. Sobald Schomberg auf dem rechten Ufer seine Truppen aufgestellt, entsendete er an den König seinen Adjutanten St. Felix mit der Meldung, daß er langsam vorrücke.

Es war die Kunde, deren der König geharrt für den Befehl zum allgemeinen Vormarsch, zum Durchwaten der Boyne. Man versuchte es an drei Stellen zugleich.

Das Herannahen der starken Macht des Grafen Schomberg am rechten Ufer zwang den König Jacob und Lauzun, immer mehr Truppen nach ihrem linken Flügel zu ziehen. In demselben Maße schwächten sie die Kraft des Widerstandes auf ihrem rechten Flügel. Während noch der König und Lauzun beriethen, wie der Andrang von der Linken her abzuwehren, erhielten sie die Meldung, daß der rechte Flügel gebrochen sei. Es schien noch die Hoffnung übrig, durch einen nachdrücklichen Angriff zur Linken auf Schomberg die Sache herzustellen. Allein das morastige Terrain bot Schwierigkeiten. Andererseits erwuchs die Besorgnis, daß der siegreiche linke Flügel der Feinde den Weg nach Dublin verlege.

Deshalb bat Lauzun den König Jacob ihm die Sorge für den Rückzug der Truppen zu überlassen, selber dagegen in höchster Eile sich nach Dublin zu begeben. Vielleicht könne der König Dublin halten bis zur Ankunft von Lauzun. Aber auch dort möge er nicht bleiben. Wenn er in die Hände der Feinde falle, so sei das sein und seines Sohnes Verderben. Darum müsse er weiter fort nach Frankreich. Denn so lange Leben, so lange sei Hoffnung. Wenn der König nur wieder in Frankreich, so stünden die Dinge nicht verzweifelt; denn aller Wahrscheinlichkeit nach seien die Franzosen siegreich zur See. Er wolle eine seiner Hände darum geben, sagte weiter Lauzun, wenn er mit dem Könige gehen dürfe; aber seine Pflicht halte ihn dort. Er müsse den Rückzug leiten, oder mit den Franzosen sterben [1]).

So berichtet der König Jacob selbst. Gemäß der Behauptung des Zeitgenossen Pufendorf hatte Lauzun von Ludwig XIV. den Auf-

[1]) The life of James. Vol. II, p. 398.

trag dafür zu sorgen, daß, im Falle einer unglücklichen Wendung der Dinge in Irland, Jacob eilig nach Frankreich zurückkehre, damit der arme König Jacob auch ferner bleibe als französisches Kriegeswerkzeug gegen England [1]).

Der Rath Lauzuns ging dem Könige Jacob schwer ein. Er erhob Widerspruch. Lauzun drängte. Unterdessen kam Nachricht, daß die gesammte feindliche Armee den Fluß überschritten. Jacob zauderte nicht mehr. Er floh auf Dublin zu.

Wir vernehmen dann von ihm die folgenden Worte: „Als die Feinde den rechten Flügel der königlichen Armee bei Oldbridge geschlagen, marschirten sie nicht weiter vor. Hätten sie dies gethan, so würden sie vor dem Könige, der sich noch auf dem linken Flügel befand, nach Duleek gelangt sein. Dadurch würden sie ihm den Rückzug nach Dublin abgeschnitten, sein ganzes Heer zersprengt haben. Das war von Seiten der Feinde ein großes Uebersehen."

Diese Worte Jacobs sind beachtenswerth. Sie werden es noch mehr durch den Vergleich mit denjenigen seines Sohnes Berwick.

„Wir traten den Rückzug an, sagt er. Eine feindliche Abtheilung folgte uns. Jedes Mal daß wir an einem Defile Halt machten, thaten sie dasselbe. Ja ich glaube, daß sie froh waren uns eine goldene Brücke zu bauen. In der That konnte diese Unthätigkeit die Folge des Todes des Marschalls Schomberg sein, der im Handgemenge von Oldbridge gefallen war. Denn, ohne dem Prinzen von Oranien Unrecht zu thun, darf man versichern, daß Schomberg der bessere Feldherr. Wie immer dem sei, die Feinde ließen uns ruhig ziehen" [2]).

Jacob II. und Berwick dachten diesen Worten nach bei dem Verhalten Wilhelms III. an keine anderen Beweggründe als diejenigen des Feldherrn. Hatte Wilhelm III. kein anderes Motiv seines Handelns?

---

[1]) Pufendorf lib. III, §. 45, p. 256: Ad tam praecipitem ac foedam fugam Jacobum impulerunt Lauzunus et Tirconnellus, quorum illi a Gallo in mandatis datum erat, ut, si res Hiberniae male succederent, operam daret, ut is promte in Galliam reverteret. Scilicet quod Gallo magis curae infortunato Rege velut instrumento suis destinatis supervincendis utendi, quam ejusdem existimationi consulere, cui sane decorum fuerat pro recuperandis tribus regnis fortius audere.

[2]) Mémoires de Berwick t. II. p. 47. — Jene Worte des Königs Jacob in The life of James. Vol. II, p. 400.

— Burnet berichtet: nachdem das Heer Jacobs sich aufgelöst, sei der König Wilhelm der Ansicht gewesen, die Irländer würden sich zerstreuen und dann von selbst ergeben. Die scharfe Verfolgung würde demnach nur ein nutzloses Niederschlagen herbeiführen. Und dagegen trug er jederzeit einen Abscheu [1]).

Es ist eins seiner Motive. Es ist noch nicht das letzte. Wir haben zu erfahren, wie die Königin Mary die Nachricht des Sieges aufnahm.

Sie erhielt zuerst diejenige der Verwundung des Gemahles. Die Kunde lärmte London empor, am 6./16. Juli. Die Bestürzung war unsäglich. Die Königin ergriff dagegen ein merkwürdiges Mittel. Sie ließ ihren Wagen anspannen. Sie fuhr durch die Straßen der Stadt, so heiteren, freundlichen Angesichtes, daß es die völlige Seelenruhe zu verkünden schien. Der Anblick wirkte tröstend, ermuthigend, Vertrauen erweckend [2]).

Am Abend dieses Tages schrieb sie dem Gemahle einen langen Brief, den wahren Ausdruck des Gemüthes, in welchem Furcht und Hoffnung, Sorge und Gottvertrauen mit einander ringen. Der König hatte in seinem Schreiben angedeutet, daß er bald eine gute Nachricht melden werde. Von da an mußte sie stündlich der Kunde eines Zusammentreffens gewärtig sein. Sie hatte es vermocht Andere zu beruhigen, zu ermuthigen: ihr selber war der dominirende Gedanke die Sorge [3]).

Die verheißene Kunde ließ nicht auf sich warten. Sie traf ein am nächsten Morgen, dem 7./17. Juli. Graf Nottingham überbrachte sie der Königin. Er meldete: der König Wilhelm befinde sich wohl, habe entscheidend gesiegt. Die Augen der Königin ruhten gespannt auf ihm. Erst bei dem dann folgenden Zusatze: der König Jacob ist unverletzt entkommen — brach die Freude hervor [4]).

Eben diesen selben Vorgang erfahren wir klarer und bestimmter aus den eigenen Worten der Königin an den Gemahl. „Diesen Morgen

---

[1]) Burnet II, p. 59.

[2]) So Graevius in der Leichenrede, in Lünigs Orationes Procerum etc. t. III, p. 197.

[3]) Dalrymple III[II] p. 150.

[4]) Burnet II, 64.

meldet sie, vernahm ich die freudvolle Nachricht zuerst von Butler. Es drängte mich ihn zu fragen, was aus dem Könige geworden, und dennoch durfte ich es nicht. Erst als Graf Nottingham kam, wagte ich es, und vernahm zu meiner Befriedigung, daß er unverletzt. Ich weiß, daß es meiner Bitte an Sie um Sorgfalt für ihn nicht bedarf, denn ich vertraue, daß Sie um Ihrer selbst willen so handeln werden; aber fügen Sie Ihrer Güte noch das Eine hinzu, und lassen Sie, um meinetwillen, Jedermann erkennen, daß seiner Person kein Leid geschehen darf" [1]).

Die Urtheile Jacobs II. und Berwicks über das Verhalten des siegenden Oraniers haben uns dargethan, daß er auch vor dieser Bitte der Königin ihr entsprechend gehandelt.

Der Verlust an Menschen auf oranischer Seite war der Zahl nach gering: in Betreff der Qualität wog er schwerer. Denn unter den Gefallenen befand sich der Herzog von Schomberg. Noch am linken Ufer der Boyne haltend hatte er bemerkt, daß das holländische Garderegiment und die drei Regimenter französischer Hugenotten, welche vor ihm durch den Fluß gewatet waren, nicht gedeckt von Cavallerie, am jenseitigen Ufer ins Schwanken geriethen. Er eilte hindurch, um durch seine Gegenwart sie zu ermuthigen. Aber eine Schwadron der Garden des Königs Jacob umzingelte und tödtete ihn [2]).

So der im Auftrage des Sohnes verfaßte Bericht. Er fügt hinzu, daß die Soldaten den Feldherrn beweinten wie ihren Vater, namentlich die Engländer, daß sie die Neigung zu ihm übertragen würden auf den Sohn. Unzweifelhaft geschah das sofort von Einem, von dem Könige. Er nahm am folgenden Morgen den Bericht des Grafen Meinhard entgegen. Dann zog er ihn bei Seite und sagte: „Ich beklage tief Ihren Vater; denn ich hatte mit ihm eine aufrichtige Freundschaft. Ich werde nie seiner mir erwiesenen Dienste vergessen, aber auch nicht der Ihrigen. Ich verdanke Ihnen diesen Tag, und werde dessen eingedenk sein mein ganzes Leben. Sie haben viel an Ihrem Vater verloren. Aber ich werde Ihnen Vater sein, Ihnen und Ihren Kindern". Graf Meinhard vermochte kein Wort hervorzubringen. Der König, fühlend daß er selber weich wurde, trat zurück.

[1]) Dalrymple III[II] p. 156.

[2]) So St. Felix bei Kazner II, 357. Auch für das Folgende.

Es scheint damals die Absicht gewesen zu sein, die Leiche Schombergs hinüber zu führen in die Westminster Abtei [1]). Es ist nicht geschehen. Die Ueberreste wurden beigesetzt in der St. Patrickskirche in Dublin. Lange Zeit später, im Jahre 1731, ließ Jonathan Swift als Dechant des Stiftes die Stelle bezeichnen durch eine schwarze Marmortafel in der Mauer, etwa zwanzig Fuß über dem Boden. Die wesentliche Inschrift der Tafel ist kurz; länger dagegen der Ausdruck des Verdrusses bei Swift und dem Capitel, daß ihre Bemühungen bei den Verwandten Schombergs um ein würdiges Grabdenkmal keinen Erfolg gehabt. Fünfzig Jahre später war auch die Existenz der Marmortafel in Dublin vergessen, und der Ort derselben mußte wieder erforscht werden [2]).

Der Verlust auf Seiten des Königs Wilhelm mochte 500 Mann nicht übersteigen, derjenige auf Seiten des Königs Jacob etwa die dreifache Zahl betragen. Theils deshalb, theils wegen des feigherzigen Verhaltens der irischen Infanterie, während die Cavallerie wacker gekämpft, wollte man in Frankreich den Namen einer Schlacht an der Boyne kaum gelten lassen. Der Vorgang, sagte man, sei zu nennen etwa ein Scharmützel mit Flucht [3]).

Der Unmuth mochte nicht unberechtigt sein. Allein die Wichtigkeit eines Treffens wird bedingt weder durch die Zahl der Menschenopfer, noch durch die von beiden Seiten aufgewandte Kraft. Die Schlacht von Fleurus, wenige Tage vor derjenigen an der Boyne, war ungleich mörderischer gewesen. Man hatte dort von beiden Seiten gerungen mit dem Aufgebote aller Kräfte, bis die Uebermacht entschied. Und doch war nach wenigen Tagen alle Bedeutung des Sieges dahin. Die Wirkungen der Schlacht an der Boyne dagegen sind bleibend eingegraben in die Geschicke der Völker. Denn sie entschied zunächst über das eine Königreich und festigte dann das andere und größere. Es kommt auf die Factoren an, die einander gegenüber stehen. Bei Fleurus war die Republik Holland der unterliegende Theil. Sie raffte sofort sich wieder empor. An der Boyne war Jacob II. der

---

[1]) Macaulay. Ch. XVI.

[2]) Kazner II, S. 359 u. f.

[3]) Rousset IV, p. 422.

geschlagene Theil. Auf den Rath Lauzuns rettete er sich durch die Flucht und gab dadurch Irland auf.

Urtheilsfähige Zeitgenossen sprachen die Ansicht aus, daß die beiden französischen Rathgeber, die Jacob II. in Irland gehabt, zuerst Avaux, dann Lauzun, jeder in seiner Weise, zu dem Unglücke dieses Königs hauptsächlich beigetragen: jener, indem er durch seine Rathschläge die Protestanten aufs höchste erbittert, dieser, indem er als ein der Kriegssachen wenig kundiges Haupt sich an dies Werk begeben mit unzulänglichen Mitteln [1]).

Noch am Abende des Tages traf König Jacob mit wenigen Begleitern in Dublin ein, heftig weinend und naseblutend wie einst in Salisbury [2]). Er fand Briefe vor von der Königin Marie Beatrice. Die darin enthaltene Nachricht des französischen Sieges von Fleurus kräftigte seinen Entschluß zur weiteren Flucht nach Frankreich. Denn Jacob, in seiner Ueberschätzung dieses Erfolges, machte sich die Hoffnung, daß der König Ludwig XIV. die siegreiche Armee verwenden werde zum Zwecke einer Landung in das von Truppen entblößte England. Dies war für ihn, wie er sagt, das wesentliche Motiv des Verlassens von Irland. Jedoch erwog er diesen Entschluß der Flucht mit den einzelnen Mitgliedern seines geheimen Rathes. Sie waren einstimmig der Meinung: er habe keine Zeit zu verlieren. Tyrconnel ließ ihm dieselbe Ansicht melden. Eben so sprachen einige französische Offiziere. Der Entschluß des Königs stand fest.

Nur einige Stunden widmete er der Ruhe. In der Frühe des nächsten Morgens ließ er den Lord-Mayor von Dublin und einige vornehme Bürger auf das Schloß bescheiden. Er hielt ihnen eine Anrede. „In England, sagte er, hatte ich eine stattliche Armee. Als ich derselben am meisten bedurfte, verließ sie mich und ging zum Feinde über. Die Irländer haben mich nicht in dieser Weise verrathen, aber sie sind geflohen, bevor der Feind sie bezwungen. Dies hat mich zu dem Entschlusse bewogen, mich nicht wieder an die Spitze eines irischen Heeres zu stellen." Er sagte weiter, daß er zur Sicherung seiner

---

[1]) So der Venetianer Pietro Venier im Jahre 1695, bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 502.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 15. Juli. — Pufendorf lib. III, §. 45.

Person fliehen müsse, ermahnte sie dagegen ihm die Treue zu bewahren. Das eigentliche Motiv der Flucht, welches Jacob II., wie wir vernommen, später selber als das maßgebende bezeichnete, die Hoffnung auf die Waffen Frankreichs, kam nicht zur Sprache. Demgemäß konnte jene Rede eine erhebende Wirkung nicht hervorbringen. Nur der Schluß der Rede athmete wieder die Gesinnung eines Königs. „Man hat mir den Vorschlag gemacht, sagte Jacob II., Dublin in Brand zu stecken. Ich verbiete Euch, kraft des Eides, den Ihr mir schuldig, weder eine Plünderung, noch eine Brandlegung zuzulassen. Denn dies wäre eine Barbarei, die ich nicht gutheißen, viel weniger denn gebieten will" [1]).

Um fünf Uhr des Morgens brach König Jacob auf. Etwa zwölf englische Meilen südwärts von Dublin überholten ihn jene französischen Offiziere. Die Verfolger seien nahe, sagten sie, kaum eine Meile zurück. Der König möge eilen. Er hielt ihnen die Unmöglichkeit entgegen. Sie beharrten dabei selber sie gesehen zu haben. Die Selbsttäuschung dieser Offiziere war augenscheinlich die Wirkung des Schreckens, welcher auf den Gemüthern lag, und zwar schwerer bei jenen als bei dem Könige Jacob [2]).

Auch er selber freilich mochte nicht denken, daß er, wenn er gewollt, sicher und unbehelligt von jeglicher Verfolgung, in ruhigem Schritte seinen Weg hätte zurücklegen dürfen. Mit geringer Rast eilte er den Tag und die Nacht dem Meere zu. Bei Sonnenaufgang erreichte er Duncannon. Dort betrat er mit jenen Offizieren ein Fahrzeug, das ihn nach Kingsale führte. Im Hafen lag ein kleines Geschwader französischer Kriegsschiffe. Es trug den König Jacob hinüber nach Brest. Dort landete er am 10./20. Juli, selber der Bote seiner Niederlage. Die Art und Weise, in welcher er dann in Frankreich davon redete, machte auf seine Hörer nicht einen günstigen Eindruck. „Er scheint, sagten sie, den übelen Stand seiner Angelegenheiten so wenig zu empfinden, als ob sie ihn gar nicht beträfen. Er erzählt mit lachendem Munde und ohne irgend welche Erregung der Gefühle."

---

[1]) Die Rede bei Sylvius t. III, b. 30, p. 140, übereinstimmend mit den englischen Berichten bei Macaulay.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 401. — Macpherson's Original Papers I, p. 229.

Sehr unwahrscheinlich kam den Franzosen besonders seine Versicherung vor, daß das englische Volk ganz für ihn gesinnt sei [1]). Es ist augenscheinlich, daß diese Franzosen nicht durchschauten, in welcher Hoffnung Jacob seine Flucht von Dublin aus angetreten.

In Brest vernahm Jacob die Nachricht des französischen Sieges von Beachy Head. Sie steigerte seinen Eifer. Er traf in St. Germain ein, am 15./25. Juli. Die Nachricht von der Boyne war in Versailles bekannt seit dem 12./22.

Die Kunde fiel in Paris wie ein Dämpfer auf die Freude über Fleurus und Beachy Head. Allein eine andere Nachricht nahte heran, die, wenn wahr, die Niederlage Jacobs überwog.

Um die Mitternacht vom 27. auf den 28. Juli wurde es in den Straßen von Paris lebendig. Ein Nachbar weckte den anderen mit dem Rufe: „Er ist todt, der Prinz von Oranien, und mit ihm Schomberg!" — Man eilte hinaus auf die Straßen, auf die Plätze. Freudenfeuer loderten empor. Weinfässer wurden herangerollt. Ein wilder Taumel ergriff diese Menschen. Man trank. Man jubelte und tanzte um die Feuer. Man machte Spottfiguren, die den Prinzen und die Prinzessin von Oranien darstellen sollten. Man schoß danach. Man verbrannte sie. Ein Zweifel an der Wahrheit der Nachricht brachte den, welcher ihn aussprach, in Lebensgefahr. Die Raserei dauerte in Paris zweimal vier und zwanzig Stunden. Sie ward nachgeahmt in Frankreich aller Orten. In Lyon standen alle Geschäfte drei Tage lang still [2]).

Nach dem Berichte der Herzogin von Orleans, ist der Befehl zu dieser wilden Feier nicht vom französischen Hofe ausgegangen. Sie verwundert sich vielmehr, daß die Autorität des Königs, so absolut sie sonst sei, nicht ausreiche der Sache zu steuern. Diese Ansicht ist von Späteren oft wiederholt. In den anderen Ländern damaliger Zeit dagegen galt die Ansicht, daß der Donner der Kanonen von der Bastille herab um Mitternacht zur Bekundung jener Nachricht, für die Pariser

---

[1]) Die Berichte des Intendanten Faucoult, bei Sirtema van Grovestins t. VI, p. 229 et suiv.

[2]) Schreiben der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, vom 30. Juli. — Rousset IV, 424. — Eben so wie die Herzogin, auch Dangeau t. II, p. 329.

geworden sei wie ein Signal zu jener nicht ehrenvollen Feier. In der Republik Holland ward ein Brief aus Orange gedruckt, vom 7. August, enthaltend die Meldung, daß dort drei Tage nach einander eine Freudenfeier stattgefunden: am 4. für den Sieg von Fleurus, am 5. für den Sieg von Beachy Head, am 6. für den Fall des Prinzen von Oranien. Gemäß diesem Schreiben war die letzte Feier ausgerufen unter Trompetenschall, im Namen des Königs. Daß dieser Brief in Holland Glauben gefunden, ist kaum zu bezweifeln [1]). — Die Schrift: Die Seufzer des geknechteten Frankreich, sagt: es werde dem Hofe nicht gelingen die Schuld der schmachvollen Feier in Frankreich von sich ab und auf das Volk zu wälzen [2]).

Ein zwingender Beweis liegt weder für noch gegen die Anklage vor. Eine Thatsache indessen hatte sich als unzweifelhaft ergeben: die leidenschaftliche Abneigung des von Ludwig XIV. beherrschten Frankreich gegen den König Wilhelm III. Es folgt mit Nothwendigkeit, daß dieser Abneigung der Feinde entsprochen haben muß die Zuneigung der Freunde.

Nicht jedoch entsprach bei den Franzosen diesem Hasse gegen den Oranier ein wärmeres Gefühl für den König Jacob. Seine Flucht von der Boyne her in einem Zuge fort nach St. Germain, erschien nicht in einem ehrenhaften Lichte. Für die erste Flucht im December 1688 hatte man in Frankreich ihn gelobt, für diese aus Irland ward er schwer getadelt. Man vernahm seine Erzählungen von der Boyne mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Nicht-Befriedigung. Man sagte spottend: es sei zu besorgen gewesen, daß die beiden Könige in Irland verwechselt würden. Die Besorgnis sei nun gehoben. Unzweifelhaft sei derselbe wieder gekommen, der gegangen [3]).

Aber mit dem ganz gleichen Rechte hätte man auch sagen dürfen, daß es in beiden Fällen der Flucht derselbe König Jacob war, welcher floh, daß er das eine Mal wie das andere handelte wesentlich aus denselben Motiven, negativ aus der Furcht in die Hände des Oraniers zu fallen, positiv aus seinem Vertrauen auf den König von Frankreich,

---

[1]) Das Schreiben bei Sylvius t. III, b. 30, p. 152.

[2]) Les soupirs de la France esclave. Rousset deutet an t. IV, p. 426, daß er die Schrift für einen Ausdruck der Freunde Oraniens halte.

[3]) Die Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, 30. Juli 1690.

das eine Mal wie das andere auf den Rath derjenigen Franzosen, in die er ein großes, wenn auch freilich sehr wenig gerechtfertigtes Vertrauen setzte. Wenn jene Nachricht bei Pufendorf sich begründet erweist, nämlich daß Lauzun als Rathgeber zur Flucht von der Boyne im Auftrage Ludwigs XIV. gehandelt: so wäre die zweite Flucht der ersten in aller Beziehung analog. Aus der eigenen Darlegung des Königs Jacob haben wir dann vernommen, daß für seine weitere Flucht von Dublin und überhaupt aus Irland seine übertriebene Meinung von dem Siege von Fleurus, die daraus entspringende Hoffnung auf eine Landungs-Armee nach England, sehr erheblich mitwirkte. Er suchte dies geltend zu machen.

Am Tage nach der Ankunft Jacobs erschien Ludwig XIV. in St. Germain, und versprach in allgemeinen Ausdrücken fernere Hülfe. Der König Jacob entwickelte sein Project einer Landung in England. Sein Bruder von Frankreich vernahm das kühl. Der König Jacob drängte. Ludwig XIV. wich aus. Er müsse zuvor, sagte er, Nachrichten von Irland abwarten [1]).

Der König Jacob war sehr überrascht. Welche Beziehung haben denn, fragte er bei sich, die Nachrichten aus Irland mit der Thatsache, daß England vertheidigungslos ist zu Lande und fast auch zu Wasser? — Er grübelt nach der Ursache dieses ablehnenden Verhaltens von Seiten seines Freundes. Vielleicht, meinte er, sei Ludwig XIV. aus sich oder durch Andere zu dem Urtheile gekommen, daß die übereilte Flucht von Irland her kein Heil verspreche für eine neue Expedition, daß es ihm fehle an der Beharrlichkeit für die Durchführung großer Aufgaben. Und doch schien dem Könige Jacob sein Plan so richtig berechnet, so den Umständen entsprechend, so nützlich für den König von Frankreich, da ja das Gelingen und demgemäß das Ausscheiden Englands aus der großen Allianz die Sehnen derselben durchschneiden würde. Jacob II. eilte nach Versailles, um aufs neue in seinen Freund zu dringen, der ja doch, nach der Meinung Jacobs, einen vernünftigen Einwand nicht entgegen stellen konnte. Der König Ludwig war unpäßlich. Jacob gelangte nicht zu ihm. Der König Ludwig blieb für

[1]) The life of James. Vol. II, p. 411. Es sind hier nicht die eigenen Worte des Königs; aber sie werden verificirt durch den Vergleich mit Macpherson's Original Papers. Vol. I, p. 233.

den König Jacob so lange unpäßlich, bis die nach der Ansicht des letzteren geeignete Zeit zu einer Landung in England verstrichen war.

So sah der König Jacob II. selber das Verhalten seines Freundes an. Er fügt hinzu, daß weder der Abfall seiner Unterthanen, noch die Desertion seiner Günstlinge, noch der Verlust der Schlacht ihn so tief und so schwer gebeugt, wie das Versagen der Erlaubnis, sein Herz ausschütten zu dürfen vor seinem einzigen Freunde und Beschützer auf dieser Welt. Die Worte zeigen zur Genüge, daß auch da noch in den engen Gesichtskreis des Königs Jacob nicht eine Ahnung eintritt, daß dieser einzige Freund und Beschützer vielleicht doch nach ganz anderen Motiven handele, als die dem Könige Jacob für sich wünschenswerth erscheinen. Seine weitere Ausführung ergibt vielmehr, daß er sich festklammert an seine erste Ansicht, nämlich daß die Misbilligung seines Verhaltens in Irland und die geringe Bürgschaft, welche dieses Verhalten für die Zukunft biete, den alleinigen Grund ausmache für die Weigerung des Königs von Frankreich. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Gott ihn bestimmt zu einem Opfer der Geduld, welche er zu üben habe an Freunden wie an Feinden. Er bat nur noch an Bord der französischen Kriegsflotte gehen zu dürfen. Es ward ihm abgeschlagen [1]).

Verweilen wir, bevor wir den thatsächlichen Zustand der Dinge in England jenen Wünschen und Darlegungen des Königs Jacob gegenüber stellen, noch mit einigen Worten bei seiner Persönlichkeit in der damaligen Lage.

Wie für den König Jacob keine Erfahrung ausreichte, um ihn zur Klarheit zu bringen über die wahre Natur der französischen Hülfeleistung: so ergab sich eben damals, daß auch nach der anderen Seite jeglicher Versuch einer Verständigung, wenn auch nur einer moralischen, abprallte an seinen versteinerten Vorurtheilen. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans that ihm kund, daß sie durch die Prinzessin Sophie in Hannover vernommen, wie schmerzlich die Prinzessin von Oranien es empfinde, den Gemahl und den Vater mit den Waffen in der Hand einander gegenüber zu wissen. Jacob erwiederte ausweichend:

---

[1]) Macpherson I, p. 233.

„Mit Worten scheint es wohl, daß sie mich lieb hat; aber die Werke weisen es anders aus". Die Herzogin vertheidigte die Tochter vor dem Vater. Sie legte dar, daß die Frau des Prinzen von Oranien ihrem Gemahle habe folgen müssen, und dennoch das Unglück ihres Vaters mit Schmerzen beklagen könne. Sie berief sich auf das Lob der Prinzessin Sophie, so wie der Kurfürstin von Brandenburg für die Tochter Jacobs als eine tugendreiche Fürstin. Die Bahn einer Annäherung war dadurch eröffnet. Der König Jacob schwieg [1]). Sein Schweigen war nicht dasjenige der Zustimmung, sondern des Beharrens in dem Wahne, daß seine Tochter ihm Uebeles gewollt.

In derselben Zeit sprach der König Jacob eines Tages mit dem Grafen Bussy-Rabutin über seine Angelegenheiten, über die Religion des Prinzen und der Prinzessin von Oranien. „Was den Prinzen betrifft, sagte Jacob, so hat er gar keine Religion, und die Prinzessin kaum mehr. Das Bestreben der letzteren ist alle Secten in England zu einigen" [2]).

Glaubte der König Jacob ein Recht zu diesem Urtheile zu haben?

Er suchte damals Zuflucht und Trost durch eine Zurückgezogenheit im Kloster La Trappe. Er lebte dort mit den Mönchen nach der an sich strengen, von ihnen verschärften Regel des heiligen Bernhard von Clairvaux. Sie enthielten sich jeglicher animalischen Nahrung, selbst der Eier und der Milch, so wie des Weines. Sie baueten ihren Garten, dessen Erträgnisse an Wurzeln, Kräutern, Früchten, ihnen genügten. Der König speiste mit ihnen im Refectorium, und seine Kost unterschied sich von der ihrigen nur durch die Zuthat von Eiern [3]). Er machte ihre Exercitien mit, vor allem ihr Schweigen; denn ihr Mund war geschlossen, außer zum Lobe Gottes. Wohl mancher unter ihnen mochte dies Leben sich erkoren haben als eine freiwillige Buße. Eben damals geschah es, daß zwei Engländer, Brüder aus dem gräflichen Hause Salisbury, zu St. Germain in Streit geriethen. Sie duellirten sich. Sie trafen einander schwer. Dann versöhnten sie sich, erbaten einen Priester und convertirten. Der Aeltere, neunzehnjährig

---

[1]) Die Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, 30. Juli.

[2]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 325.

[3]) The life of James. Vol. II, p. 529.

ſtarb an ſeiner Wunde. Der Andere genas, um einzutreten in La Trappe [1]).

In den Augen dieſer Mönche von La Trappe mochte, nach der damaligen Anſchauung in Frankreich, das Haupt des Königs Jacob die Gloriole des Märtyrers umſchweben. Der Abt Rancé legte in einem Briefe an den Marſchall Bellefonds das Lob des Königs dar. Der politiſche Standpunct auch bei Rancé iſt derjenige des Mönches, welcher die Welt erſchaut von dem ſchmalen Fenſter ſeiner Kloſterzelle nahe bei Paris. Jedenfalls aber ergibt das Schreiben, daß der König Jacob manche Eigenſchaften beſeſſen haben muß, die den Trappiſten ein Recht gaben, ihn hoch zu ſchätzen und zu ehren. Es finden ſich dort freilich auch die Worte: „Ich bewundere die Zurückhaltung und die Mäßigung, mit welcher der König von ſeinen Feinden redet. Es geht kein Wort aus ſeinem Munde, welches darin den Vorſchriften des Evangeliums nicht genau entſpräche" [2]). Demnach iſt anzunehmen, daß dem Abte Rancé gegenüber der König Jacob ein Urtheil ſolcher Art wie jenes über den Prinzen und die Prinzeſſin von Oranien, nicht geäußert habe.

Es fehlte dem Könige Jacob damals, wo er, wegen des Verhaltens von Ludwig XIV. gegen ihn, im tiefſten Leide zu ſein glaubte, nicht an Kundgebungen anderer Art, welche ihm bewieſen, daß er noch Freunde habe, ihm zugethan um ſeiner ſelbſt willen und in der Treue für ſein Königthum.

Als nach dem Siege und Tode des Lords Dundee bei Killikranky in Schottland die Schaaren der Hochländer ſich verliefen, begaben hundertundfünfzig der Offiziere ſich nach Frankreich. Ludwig XIV. wies ihnen Unterhalt an, zog jedoch denſelben bald zurück. Sie wollten ihrem Könige, bei ſeinen beſchränkten Mitteln, nicht zur Laſt fallen, und baten daher ihn um die Erlaubnis ſich als eine Compagnie Soldaten zu formiren, mit keinem anderen Vorrechte als der Wahl ihrer Offiziere unter ſich. Jacob bewilligte es. Vor ihrem Eintritte in die franzöſiſche Armee begaben ſie ſich nach St. Germain. Einige Tage nach ihrer Ankunft dort ſtanden ſie, angethan mit geliehenen franzöſiſchen

---

[1]) Dangeau t. II, p. 376.

[2]) Das Schreiben vom Rancé bei Bussy-Rabutin t. III, p. 22 et suiv.

Uniformstücken, auf einem Platze, an welchem der König Jacob auf seinem Wege zur Jagd vorbeikommen mußte. Er erkundigte sich, wer diese Männer seien, und war erstaunt zu erfahren, daß es dieselben, mit denen er am Tage zuvor bei seinem Lever sich unterhalten. Er setzte seinen Weg nicht fort, sondern kehrte um in den Palast. Er bestimmte ihnen einen Tag zur Revue. Sie fand statt. Der König schritt durch die Reihen, und schrieb eigenhändig den Namen eines Jeden in sein Taschenbuch. Er dankte jedem Einzelnen besonders. Dann trat er vor die Front, zog den Hut ab und verbeugte sich vor der Schaar. Er wendete sich zum Gehen. Nach einigen Schritten kehrte er um, trat abermals vor die Front, zog den Hut und verbeugte sich. Die Thränen stürzten ihm hervor. Die Schaar kniete schweigend nieder, bog das Haupt abwärts und blickte zur Erde. Dann erhoben sie sich, alle zugleich, und marschirten im Paradeschritte an ihm vorüber, als wäre es in gewöhnlicher Revue [1]).

So schieden sie, und König Jacob sah sie nicht wieder. Sie wurden erst an die spanische Grenze geschickt, von dort an die deutsche. Es ist merkwürdig, daß später die von diesen Männern selbst gewählten Offiziere die Probe der Ehrlichkeit nicht bestanden, daß sie ihre Leidensgefährten um den geringen Sold betrogen, welchen der König von Frankreich ihnen zahlte. Es scheint, daß die Schaar stärker exponirt wurde als alle anderen Truppen, daß man in Frankreich sie behandelte wie die irrenden Ritter der Treue. Beim Friedensschlusse, wo man sie entließ, waren von den ursprünglichen 150 Mann noch 16 übrig, und von diesen gelangten 4 in die Heimat zurück. Ihr Beispiel predigte dort nicht ein Vertrauen auf Frankreich.

Wir haben die Wünsche vernommen, welche Jacob II. nach seiner Flucht aus Irland zu Ende Juli 1690 vor dem Könige von Frankreich geltend machte, nämlich die Wünsche einer Landung in England. Demnach haben wir denselben den Zustand der Dinge in England gegenüber zu stellen.

Am selben Tage, an welchem Jacob in St. Germain eintraf, dem 15./25. Juli, vernehmen wir von London her den Ausdruck der Besorgnis: wenn Frankreich die ernstliche Absicht einer Landung in

---

[1]) Dalrymple I[II] p. 66. Auch für das Folgende.

England hat, so kann es auf seiner Flotte den aus Irland geflohenen König Jacob leicht herüber bringen [1]).

Der Rath der Neun um die Königin hegte die Ansicht, daß Frankreich den Plan einer Landung in England nicht bloß längst gefaßt und vorbereitet habe, sondern auch, in Folge des Treffens an der Boyne, die Ausführung beschleunigen werde, so lange noch zur See gar kein Widerstand, zu Lande nur ein geringer zu erwarten sei. Die englische Flotte könne frühestens in drei Wochen wieder auslaufen: zu Lande seien höchstens 6000 Mann geschulte Truppen da. Außerdem habe man nur noch die Miliz, in die der König Wilhelm kein Vertrauen setze. Auch wolle z. B. die Londoner Miliz die Stadt nicht verlassen. Nottingham im Auftrage der Königin und der Neun ging so weit zu sagen, daß, im Falle einer plötzlichen Landung, die Franzosen in wenigen Tagen Herren von London sein würden. Es erging daher von ihnen an den König die dringende Bitte um seine schleunige Rückkehr [2]).

Demnach standen die Ansichten des Rathes der Neun denjenigen, welche zur selben Zeit der König Jacob vor Ludwig XIV. entwickelte, nicht sehr fern.

Diese Frage einer französischen Landung hielt für Wochen lang die Gemüther in England in der lebhaftesten Spannung. Die Miliz war aller Orten in Waffen: aber was würde sie vermögen gegen reguläre, kriegsgeschulte Truppen? Man hielt entgegen, daß zu einer Landung doch mindestens erforderlich sein würden 15,000 Mann, von denen ein Fünftel bestehen müsse aus Cavallerie; denn ein geringeres Corps würde lediglich geopfert werden. Nun sei aber nicht abzusehen, wo Frankreich eine solche Macht verfügbar halte oder entbehren könne. Andere wieder waren der Ansicht, daß die Landungstruppen schon an Bord, oder doch in Boulogne bereit lägen. Von der Insel Wight aus erblickte man die französischen Schiffe, die ein leichter Nord gegen ihre Küste zurück drängte. Es hieß, daß ein Theil derselben nach Boulogne gegangen sei [3]).

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 25. Juli.

[2]) Nottinghams Schreiben vom 15./25. Juli, bei Dalrymple III^{II} p. 123.

[3]) Hoffmanns Bericht vom 28. Juli.

Die Besorgnis stieg durch eine neue Proclamation des Hofes. Die Lords Preston, Montgomery und andere, in allem zwanzig, wurden in Verhaft genommen. Die Verschwörungen, wenn man sie so nennen darf, solcher Personen hatten an sich keine Bedeutung. Sie konnten eine solche erst und vielleicht erlangen in Folge einer Landung. Gegen die Wahrscheinlichkeit einer solchen ward jedoch von Tage zu Tage mehr geltend gemacht die völlige Ruhe und Ordnung im Reiche, die den französischen Kundschaftern sagen müsse, daß auf irgend welches Entgegen-Kommen für ein Landungsheer nicht zu rechnen sei [1]).

Und eben dies war das Wesentliche bei der Sache. Die Franzosen berichten, daß nachher der Minister Seignelay, daß auch der König Ludwig XIV. dem Ritter Tourville gezürnt haben wegen der nicht genügenden Ausbeutung des Sieges von Beachy Head. Allein es sind hier zwei Fragen scharf zu trennen: diejenige der Landung in England und diejenige der Zerstörung der holländisch-englischen Flotte in der Themse. Auf das Nicht-Gelingen dieses letzteren Planes beziehen sich die dem Admiral Tourville gemachten Vorwürfe. Er hielt denselben die Gefahr entgegen, ja die Unmöglichkeit für die französische Flotte, nach der Wegnahme der Seetonnen, welche das Fahrwasser bezeichnen, in die Themse hinauf zu dringen [2]).

Die Frage der Landung war eine selbständige für sich. In Betreff derselben ist es augenscheinlich, daß Frankreich handelte gemäß dem alten Worte, welches es damals häufig anwandte, daß man auch durch Gerüchte Krieg führen könne [3]). Man hatte vierzehn Galeeren vom Mittelmeere kommen lassen, von niedrigem Bord, durch Ruderkräfte bewegt, Fahrzeuge mithin, die in dem unruhigen Meere, welches England umfluthet, nur höchst selten und immer mit großer eigener Gefahr zur Verwendung kommen konnten. Diese Galeeren, wie viele andere Vorbereitungen an der französischen Küste, dienten zum Ausstreuen der Gerüchte von den Planen einer Landung, welche Glauben fanden bis hinein in den Rath der Neun. Wir haben dagegen das Verhalten von Ludwig XIV. gegenüber der Bitte Jacobs kennen gelernt. Es war

[1]) Hoffmanns Bericht vom 1. August.

[2]) Macpherson I, p. 233. — Dangeau t. II, p. 319 gedenkt nicht einmal eines Planes der Landung.

[3]) Rumoribus bellum gerere.

dasjenige der schweigenden Ablehnung. Und doch war, wenn die Landung nicht bloß den Charakter einer feindlichen Invasion tragen sollte, die Anwesenheit der Person des Königs Jacob dabei unentbehrlich.

Demnach stellt sich der Kern der Sache, wie folgt. Der Plan einer Landung in England war allerdings bei Ludwig XIV. und seinen Räthen vorhanden, aber nicht geschlossen, sondern unfertig, abhängig von einer wesentlichen Vorbedingung, nämlich derjenigen einer jacobitischen Erhebung in England selbst. Dies ist überhaupt der in allen den betreffenden Fällen wiederkehrende Differenz-Punct zwischen Ludwig XIV. und Jacob II. Der letztere vertraute, daß die Erhebung erfolgen werde, sobald er selber den Fuß setze auf englischen Boden. Ludwig XIV. verlangte zuerst die Erhebung. Denn dann durfte er hoffen mit einem geringen Nachschub eigener Kräfte, wenn auch nicht den König Jacob wieder auf den Thron zu setzen, doch England durch den Bürgerkrieg in sich zu lähmen und für seine Politik auf dem Continente unschädlich zu machen. Jene Gerüchte daher, so wie das Braviren der französischen Flotte entlang der englischen Küste, eine Reihe von Versuchen durch Fischerleute Proclamationen in England einzubringen, hatten zunächst den Zweck eine solche jacobitische Erhebung hervorzurufen.

Je länger indessen die Provocation währte, desto weniger ward der Zweck erreicht. Am 23. Juli/2. August traf ein Eilbote von Torbay in Whitehall ein mit der Meldung, daß eine der vierzehn Galeeren in der Bucht, die französische Flotte höchstens zwei Stunden von dort vor Anker läge. Die Königin berief wiederholt den Rath der Neun. Die Berathungen endeten mit dem Nachlassen der Besorgnis. Denn das Verhalten der französischen Flotte ergebe den Beweis, daß sie eine erhebliche Zahl von Landungstruppen nicht an Bord haben könne. Andererseits liege die Thatsache vor, daß die Landmiliz zu vielen Tausenden der Küste zuströme, alle erfüllt von höchster Erbitterung gegen Frankreich. „Diesen Abend, so schließt Hoffmann seinen Bericht vom 25. Juli/4. August, habe ich den Hof fast außer aller Besorgnis gefunden“ [1]).

[1]) Man kann über dieses Zuströmen viele Einzelheiten bei Macaulay nachlesen Ch. XIV. Ich begnüge mich, den Berichten von Hoffmann aus dem Mittelpuncte zu folgen.

Von den Schiffen aus, die dem Ufer nahe kamen, war das Getriebe der Menschen an den ansteigenden Höhen deutlich wahrzunehmen. Von einem dieser Schiffe aus ward ein Boot unter einer Friedensflagge ans Land entsendet, mit dem Auftrage der Erkundigung, für wen die Menschen sich versammelten. Es erfolgte die Antwort: „Alle für König Wilhelm". Es sollen aus Cornwall, Devonshire und Dorsetshire in jenen Tagen 150,000 Menschen sich an der Küste angesammelt haben, ausgerüstet mit allen möglichen und unmöglichen Waffen, quae furor arma ministrat [1]).

Die Haltung der Königin Mary in dieser schweren Zeit entsprach dem Sinne des Gemahles. Sie wohnte den Sitzungen des Rathes bei, oft zweimal, auch dreimal des Tages. England starrte in Waffen. Die Königin musterte die Miliz von London. Sie fuhr hinab nach Greenwich, um dort fünf Regimenter zu besichtigen, die eben von Holland eingetroffen waren. „Sie unterlässet nichts, meldet Hoffmann, was man von einer sorgfältigen, heroischen Regentin erwarten dürfte". So der Eindruck, den die sechsundzwanzigjährige Königin nach außen machte. Welche Anstrengung aller Kräfte sie innerlich aufwandte, um die ihr auferlegte Aufgabe durchzuführen, liegt uns Späteren vor in ihren Briefen aus der damaligen Zeit an ihren Gemahl. Die Königin fühlt, daß jegliches Wort, jegliche Betonung, jeglicher Blick, jegliche Bewegung die sie macht, beobachtet wird, daß, wenn sie nur einmal trübe darein schaute, es heißen werde: alles ist verloren. Und dazu lastet auf ihr, außer der Pflicht für England, die Sorge um den Gemahl, den sie mehr liebt als das eigene Leben, der, heute von einer Kugel getroffen, morgen, trotz seines Asthma, den Boynestrom halb schwimmend durchwatet, um voran zu sein im Kampfe, mit der linken Hand den Degen führend, den die Rechte einstweilen nicht zu tragen vermag. „Ich muß ein lächelndes Angesicht zeigen, sagt sie, wenn mein Herz fast bricht, und muß Geschwätz machen, wenn vor Beklemmung mir fast der Athem stockt". Aber sie fühlt sich als die Frau des Oraniers. Sie glaubt an seinen Beruf für England, für Holland, für die Völker Europas. Sie strebt seinen Wünschen genug zu thun. Sie hofft auf seine Anerkennung für ihr Verhalten. Diese Hoffnung hält sie empor. Indem

[1]) Sylvius t. III, b. 30, p. 148.

sie dieser Hoffnung gemäß handelt gegenüber dem Rathe der Neun, von denen keiner ihr volles Vertrauen besitzt, gegenüber dem englischen Volke, welches sein Geschick abhangen sieht von der Haltung der Königin, erwirbt sie sich die Bewunderung der ferner Stehenden, welche immerhin ahnen, nicht jedoch durchschauen, mit welcher Anstrengung aller Seelenkräfte dieses Lob errungen wird [1]).

Am 28. Juli/7. August trafen bald nach einander drei Eilboten in Whitehall ein. Der erste meldete, daß in der Morgenfrühe des 26. Juli/5. August einige hundert Mann von der französischen Flotte gelandet und das Fischerdorf Teignmouth in Brand gesteckt. Der zweite berichtete, daß vor der herannahenden Miliz die Franzosen sich eilig auf die Schiffe zurückbegeben. Der dritte meldete, daß die französische Flotte ihren Lauf nach Exmouth genommen, dem Vermuthen nach, um Exeter zu verbrennen [2]).

Es ist von besonderer Wichtigkeit, den unmittelbaren Eindruck dieser Vorgänge von einem kundigen Beobachter zu erfahren.

„Da die Franzosen bei diesem Versuche keinen erheblichen Schaden anzurichten vermögen, theils wegen des Mangels an Cavallerie, der ihnen jedes weitere Vordringen unthunlich macht, theils weil dort 15,000 Mann Landmiliz in Waffen stehen, und endlich weil sie eines haltbaren Platzes sich nicht bemächtigen können: so darf man von der andern Seite sagen, daß dies Unternehmen der französischen Flotte für die allgemeine Sache gegen sie das ersprießlichste ist, wie zugleich das nöthigste. Nöthig nämlich war es, die englische Nation, auch noch nach dem Schlage von Beachy Head, völlig aus ihrer Lethargie aufzurütteln, sie aufs höchste gegen Frankreich zu erbittern, und nachdrücklicher als bisher sie die Waffen ergreifen zu machen. Denn bereits erhob sich die Besorgnis, daß sie, nach der Unterwerfung von Irland, des Kriegens und des Geldgebens müde, den König zum Frieden drängen, oder doch zum Kriege wenig beitragen würden. Nun aber haben sie durch die That empfunden, daß ihr eigenes Interesse, mehr sogar als dasjenige einer anderen Nation, die Erniedrigung der Uebermacht Frankreichs

---

[1]) Die Briefe der Königin bei Dalrymple III II p. 128 sqq. Man sehe namentlich p. 196.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 8. August.

fordert, ja daß England mehr einer Hülfe von fremder Hand bedarf, als umgekehrt. Denn die Krone Frankreich hat durch ihre Flotte bewiesen, daß sie im Stande ist nicht bloß die Herrschaft zur See an sich zu bringen, sondern auch des Königreichs England mächtig zu werden, wenn dieses allein, ohne Bundesgenossen, ihr gegenüber steht."

„Aehnlich hat die Königin sich ausgesprochen. Wenn die französische Politik sich bei den eigenen Freunden des Königs Wilhelm einen Rath erbeten, sagte die Königin: so hätte man nicht einen schädlicheren für Frankreich selbst, einen vortheilhafteren für die Verbündeten ertheilen können, als diesen Versuch einer Landung, mit dem Ergebnisse ein Fischerdorf verbrannt zu haben" [1]).

Es erhob sich damals eine Reihe scharfer Kritiken, wie ungleich vortheilhafter für sich selber und für den König Jacob, nachtheiliger dagegen für England der König Ludwig XIV. seine Rüstungen angewendet haben würde, wenn er, anstatt eine Flotte ins Meer zu senden, die ihm für unendliche Kosten einen kurzen und unfruchtbaren Ruhm erwarb, einen größeren Theil dieser Kosten gewendet hätte nach Irland. Es ist dagegen zu berücksichtigen, daß wir nicht zu ermessen vermögen, welcher Antheil an den Planen Ludwigs XIV. für den Feldzug von 1690 kommt auf die sanguinischen Hoffnungen und Reden von St. Germain. Dagegen ist es sehr merkwürdig, daß, eben so wie Ludwig XIV. durch sein Unrecht gegen Kaiser und Reich im September 1688 dem Oranier die Bahn nach England frei gelassen, wie er dann durch den Rath seiner Agenten zur Flucht Jacobs II. den Thron von England für den Oranier vacant gemacht — eben so nun wiederum er durch die an sich zwecklose Grausamkeit gegen ein armes Fischerdorf vor allen Anderen beitrug, den Oranier mit der englischen Nation enger zu verbinden und zu verkitten. Wir haben vernommen, daß bereits zur Zeit der Kriegserklärung die Flammen der Pfalz ihren Feuerschein hinein geworfen auch in das englische Parlamentshaus. Die Mahnung, die damals der Kaiser an die Völker der Christenheit hatte ergehen lassen, daß die Brandfackel Ludwigs XIV. nicht achte eines gottgeweiheten Raumes, noch der Gräber von Kaisern, nicht eines Alters, noch Geschlechtes der Menschen — war noch nicht verklungen. Und nun leuchtete für England

[1]) Hoffmanns Bericht vom 8. August.

intensiv glühender noch heran die Flamme von Teignmouth. Sie verkündete, daß nicht der Wille des Königs von Frankreich ihn hinderte die prangenden Städte, die stattlichen Schlösser von England zu wandeln in Haufen von Asche und Trümmern, gleich Mannheim, Speier und Worms. Gegen diesen furchtbaren Feind menschlicher Wohlfahrt, dessen Namen der Engländer nur mit Entsetzen nannte [1]), gab es nur den einen Erretter, den König Wilhelm. Die Nachricht, daß die Königin und der Rath der Neun den König gebeten von Irland her zurückzukehren, und daß er die Bitte zugesagt, ging wie ein Freudenruf durch das Volk von England [2]).

Wir haben also unsere Blicke zu richten auf den König Wilhelm III. in Irland.

Die eilige Flucht des Königs Jacob aus dem Treffen an der Boyne hatte nicht bloß dieses selbst verloren gemacht: die Fortsetzung der Flucht nach Frankreich erhöhte die Bedeutung des Sieges für den König Wilhelm zu einer entscheidenden. Nachdem Jacob II. selber seine Fahne dort verlassen, blieb nur noch übrig die Sache der Rebellion eines Theiles von Irland, unterstützt durch Frankreich. Nur lag es in der Natur der Dinge, daß von dieser Rebellion der confessionelle Charakter schwer zu trennen war. Jacob II. war nicht den Rathschlägen des Grafen d'Avaux gefolgt, dessen Trachten darauf hinaus ging, durch den Massenmord der Protestanten diesen Spalt weiter zu reißen bis zum unausfüllbaren Abgrunde. Dennoch hatte er der Leidenschaft und Thorheit von katholischen Irländern so viel nachgegeben, daß, im Falle des Sieges von Wilhelm, ein Rückschlag fast unvermeidlich war. Die Haltung der Protestanten in den Tagen des Herannahens von Wilhelm III. war eine solche, daß der König Jacob viele derselben gefangen setzte, andere in ihren Häusern bewachen ließ. Der Sieg an der Boyne erschien auf englischem und irischem Boden wie der Sieg des Protestantismus. Die Unterscheidung, daß derselbe Sieg in Wien und Madrid gefeiert wurde aus anderen Gründen, konnte auf englischem

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. August: Der gemeine Mann kann den Namen ohne Entsetzen nicht hören.

[2]) A. a. O. — Die Königin am 30. Juli/9. August: There is such a joy everywhere that it is not to be expressed.

Boden schwer und noch weniger auf irischem Boden zum vollen Verständnisse gelangen.

Der König Wilhelm III. zog in Dublin ein. Er hielt in der St. Patrickskirche eine Dankesfeier. Dann erließ er eine Amnestie für die Angehörigen der bürgerlichen Lebensstände, welche bis zum 1./11. August in ihre Wohnungen heimkehren, ihre Waffen abliefern würden. Von der Amnestie wurden ausgenommen die Urheber der Rebellion, diejenigen, welche die Gesetze der untrennbaren Verbindung des Königreiches Irland mit der Krone England zerrissen, welche die Franzosen in das Land gerufen, welche an Protestanten Raub und Gewalt verübt.

Man sieht der Acte der Amnestie das Bestreben an, die Verschiedenheit der Nationalität, so wie auch, so weit möglich, der Religion, nicht zu erwähnen. Entsprach dies dem Sinne des Königs: so enthielt die Acte eine andere Lücke, die nicht von ihm ihren Ursprung hatte. Des irischen Adels war in der Acte nicht gedacht. Es war der Wille des Königs, sagt Burnet, diese Amnestie weiter auszudehnen, damit dadurch der Krieg auf einmal abgethan würde. Allein die Engländer in seinem Rathe erhoben Widerspruch. Es seien, hielten sie entgegen, viele vornehme Geschlechter vorhanden als die Stützpuncte der Geringeren. Die günstige Gelegenheit sie zu brechen, sei gegeben. Man dürfe sie nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. Eben so wie Burnet, urtheilt der Zeitgenosse Pufendorf in Berlin nach seinen Berichten, daß hauptsächlich wegen dieser Nicht-Erwähnung des Adels die Amnestie-Acte den gewünschten Erfolg nicht gehabt, darum der Krieg fortgedauert habe. Denn eben dafür habe die katholische Geistlichkeit in Irland gestimmt. Dazu wirkten mit die Nachrichten von den beiden Siegen der französischen Waffen bei Fleurus und Beachy Head.[1])

Wir haben uns daran zu erinnern, daß die drei wichtigen Tage von Fleurus, von Beachy Head und an der Boyne, welche wir der Uebersichtlichkeit wegen nach einander haben betrachten müssen, der Zeit nach rasch auf einander folgten, Fleurus am 21. Juni/1. Juli, Beachy Head am 30. Juni/10. Juli, Boyne am 1./11. Juli.

---

[1]) Burnet II, 66. — Pufendorf lib. III, §. 46, p. 258. — Die Amnestie-Acte vom 7./17. Juli, aus dem Feldlager von Finglas bei Dublin, bei Sylvius III, b. 30, p. 138.

Das an der Boyne zersprengte Heer war westwärts geflohen, nach Athlone und Limerick, welche letztere Stadt im Laufe des Jahres zuvor der König Jacob stärker befestigt. Dem Könige Wilhelm lag zunächst mehr an der größeren Sicherheit der Verbindung mit England. Er bedurfte dazu des Hafens von Waterford und der Feste Duncannon. Die ernstliche Bedrohung rief die Capitulation hervor.

Der König entsendete das Heer unter der Führung des Grafen Solms an den Shannon und, dem Laufe desselben folgend, gegen Limerick. Er selbst schickte sich an, gemäß seiner Zusage für die Königin und den Rath der Neun, die Rückfahrt nach England anzutreten. Schon haftete sein Auge nicht mehr an England. Die Nachricht von Fleurus, von der Haltung der Republik nach diesem Tage, war an ihn gelangt. Er sprach mit seinem Beileid zugleich seine Anerkennung aus, so wie seine Hoffnung, daß er nach kurzem Aufenthalte in England sich in dem Staate der Hochmögenden befinden werde [1]). So am 14./24. Juli 1690 im Lager von Timolen. Bis zur Erfüllung dieser Hoffnung verging freilich noch ein volles halbes Jahr.

In Dublin wieder angelangt, fand der König beruhigende Nachrichten vor über die Lage der Dinge in England. Auch er erkannte, daß die Gefahr einer nachdrücklichen Landung der Franzosen in England bereits vorüber. Er änderte daher seinen Entschluß. Während in England die Kunde, daß seine Rückkehr bevorstehe, von Munde zu Munde ging, meldete er der Königin, am 19./29. Juli, daß er selber den Krieg in Irland beenden und zu diesem Zwecke die Belagerung von Limerick in Person unternehmen wolle.

Die erstere Ansicht erwies sich täglich mehr als berechtigt. Die französische Flotte schien Exmouth, dann Plymouth zu bedrohen. Es erfolgte keine That. Die Besorgnis der Engländer vor einer Landung ließ nach. Anders dagegen war die Stimmung über ihre Position zur See gegenüber Frankreich. Eine Woche nach der andern verging: die englische Flotte lief nicht aus der Themse. Der Grund war nicht bloß die Nicht-Herstellung der Schiffe: ein anderer war die Differenz im Rathe der Neun über das Commando, ob dasselbe einem Einzigen zu geben,

[1]) In den Staat van U Hoog Mogende.

ob einer Commission, und welchen Personen. Die Berathung darüber zog die Dinge hin. Aeußerlich dagegen lag die Thatsache vor, daß die französische Flotte viele Wochen lang unbestritten das Meer um England beherrschte. „Noch niemals, hieß es dort, hat England die See so völlig verlassen müssen." Die Erinnerung grub sich tief ein in die Seelen. Ludwig XIV. hatte davon den kurz dauernden Ruhm, vergänglich wie die Blätter desselben Jahres: er hatte für die nächst folgenden Jahre keinen Vortheil davon zu gewarten [1]).

Am 1./11. August brach der König Wilhelm auf gegen Limerick. Es galt die Ansicht, daß in vierzehn Tagen alles vollendet sein würde[2]). Man erwartete demnach, daß es für Limerick nur der nachdrücklichen Bedrohung durch das herannahende Heer bedürfe. Allein die Stärke desselben war durch viele abgegebene Besatzungen verringert. Es bestand aus kaum 20,000 Mann. Die Stadt Limerick lag auf einer Insel, umströmt von den Armen des Shannon. Der König Jacob hatte im Jahre 1689 neue Befestigungen errichten lassen. Die Verbindung der Stadt mit der Provinz Connaught konnte nicht abgeschnitten werden. Die Regenzeit nahte heran. Auf alle diese Vortheile vertrauend weigerten die Irländer die Uebergabe. Der König Wilhelm mußte sich zu einer regelrechten Belagerung entschließen. Sie begann am 17./27. August.

Der König ließ einen Artilleriepark nachkommen. Die Bedeckung desselben bestand nur aus zwei Compagnien Cavallerie. Der irische Oberst Sarsfield erlangte Kunde davon. Jene Reiter verhielten sich ähnlich wie einst das Heer Fevershams bei Sedgemoor. Sie gaben sich in der Nacht dem Schlafe hin, ohne Vorposten auszustellen. Sarsfield kam über sie. Er vernichtete den Artilleriepark.

Für den König Wilhelm war dadurch mindestens eine Woche an Zeit verloren. Dennoch drängte er vorwärts. Die Laufgräben reichten bis an die Contrescarpe, schnitten in sie ein. Die Engländer stürmten. Viele der Irländer warfen bereits die Gewehre weg. Allein die Eingedrungenen verstanden nicht sich sofort festzusetzen, und dann

[1]) Die Schreiben der Königin im August. — Die Berichte Hoffmanns vom 11. und 15. August.

[2]) Die genannten Berichte.

mangelte der Nachschub. Die Irländer faßten wieder Muth, drängten die Angreifer zurück. Der Sturm war mislungen [1]).

Die Briefe der Königin an den Gemahl zeigen die Sorge und die Angst, die sie über seinen Entschluß gegen Limerick empfand. Und dennoch dürfte man sagen, daß sie durch ihre Haltung selber zu diesem Entschlusse beigetragen. Denn wie schwer auch immer ihr die Aufgabe der Stellvertretung werden mochte, die sie durchzuführen hatte: so legen doch die Thatsachen wie ihre eigenen Briefe dar, daß sie derselben sich gewachsen bewies, daß der König auf sie sich verlassen durfte. Es war das Probestück, das sie bestand, wichtig nicht bloß für den einen Feldzug in Irland, sondern auch im voraus für die kommenden Jahre des Krieges, und eben darum auch nicht bloß für England, sondern für das gesammte Europa. Indem Wilhelm die Königin zurückließ, durfte er im Vertrauen auf sie von England sich entfernen. Ihre Sorge freilich wurde darum die doppelte. Sie fürchtet kaum minder die Wellen des Shannon als die Kugeln von Limerick. Eine Schlacht, sagt sie, sei bald vorbei; aber die Gefahren einer Belagerung dauernd. Sie fleht den König an zu bedenken, daß er für seine Heimat, für England, für Europa sich erhalten müsse. Sie mochte ahnen, daß er diese sorgenvollen Briefe las innerhalb des Bereiches der feindlichen Geschütze, daß die Kugeln hinweg heulten über sein Zelt, bis er, nachdem ein neben stehendes zerschossen war, das Hinausrücken des seinigen gestattete [2]).

Drei Wochen lang hatte die Belagerung gewährt. Dann kam die irische Regenzeit. Der Strom des Shannon schwoll an. Das tief fruchtbare Erdreich ward ungangbar. Der König entschloß sich die Belagerung aufzuheben. Er that seinen Entschluß kund. Es geschah in solcher Weise, daß sein Leibarzt Hutton, der ihn dabei wie früher nach dem Siege an der Boyne beobachtet, dem Dr. Burnet erzählte: das Verhalten in dem einen Falle habe genau entsprochen demjenigen in dem anderen. Wie damals der König den Redestrom der Glückwünsche durch seine ungezwungene Gleichgültigkeit zum Verstummen gebracht:

---

[1]) Burnet II, 68. — Die Berichte Hoffmanns vom 29. August, 1., 12., 15. September.

[2]) Die Königin am 22. August/1. September. — Burnet II, p. 69.

so sei bei dem Aussprechen jenes Entschlusses vor Limerick der Ausdruck einer Gemüthsbewegung nicht erkennbar gewesen.

Und doch war das Ergebnis, daß für Irland, dessen man Meister zu werden gehofft hatte, mindestens noch ein Feldzug mit allen seinen Wechselfällen bevorstand. Es war wesentlich die Consequenz des Erlasses einer so beschränkten und bedingten Amnestie, wie sie nicht dem Sinne des Königs entsprach.

Dennoch geschah dort noch etwas. Als das Herannahen des Herbstes die französische Flotte zwang zum Abzuge von der englischen Küste, erbot sich Marlborough der Königin und dem Rathe der Neun, mit den Truppen in England nach Irland hinüber zu gehen und Cork und Kinsale zu nehmen. Der König stimmte zu, und verstärkte jene Schaar. Das Unternehmen Marlboroughs gelang.

Der König Wilhelm eilte nach England. Am 6./16. September landete er unversehens in Bristol. Am 10./20. September traf er in Kensington ein. Die Freudensbezeugungen in London übertrafen nach dem Urtheile von Hoffmann, der damals seit zehn Jahren in England weilte, alles was er dort bisher erlebt. Das Volk war eifrig, auf die französische Thorheit vom 28. Juli wegen des vermeintlichen Todes des Oraniers zu antworten mit entgegen gesetzten Kundgebungen. Die Verbote erwiesen sich gegenüber der Leidenschaft der großen Menge als unwirksam [1]).

Der Blick des Königs auf seine Bundesgenossen in Europa gewahrte keine erfreulichen Ergebnisse.

Wir haben gesehen, daß die Holländer nach dem Verluste von Fleurus rasch sich wieder emporhoben. Dagegen entsprachen die Verbündeten nicht den Wünschen der Republik. Am 31. Juli richteten die Generalstaaten eine schwere Klage an den König von Spanien, daß von dort aus kein Geld erfolge, daß die Last des Schutzes von Belgien der Republik obliege. Kaum minder unzufrieden waren sie mit den deutschen Fürsten. Heinsius äußerte sich am 24. Juli/3. August im Congresse mit heftiger Beschwerde. „Die Republik, sagte er, hat in

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. September: Wobei aber der Unterschied, daß dieser Hof getrachtet, wiewohl vergeblich, dergleichen Thorheiten zu verhindern, da man sie in Frankreich vielmehr favorisirt hat.

zwei Schlachten zu Lande und zu Waſſer großen Schaden erlitten. Dennoch hat ſie ſich erholt. Wir ſtehen zum zweiten Male im Felde, bevor noch vom Reiche aus wider den gemeinſamen Feind das Geringſte geſchehen iſt. Wir beklagen dieſes unſer Unglück. Allein wir ſprechen auch offen aus, daß wir auf die Dauer dieſe Laſt allein zu tragen nicht vermögen. Wir wünſchen nicht in die traurige Lage zu kommen, zu einem oder anderem äußerſten Entſchluſſe gezwungen zu werden" [1]).

Die Klage der Holländer erledigte ſich inſofern, daß am Tage zuvor, alſo am 3. Auguſt, bei Wavre die brandenburgiſchen Truppen zu der holländiſchen Armee unter Waldeck geſtoßen waren. Dem Könige Wilhelm dagegen misfiel, daß, ungeachtet ſeiner Abmahnung, der Kurfürſt Friedrich III. ſich ſelber bei dem Heere befand. Er machte aus dieſem Misfallen kein Hehl [2]). Es ward von dem vereinigten Heere nichts weiter unternommen.

Wir haben die Mahnung zu vernehmen, die in Folge jener Beſchwerde der Generalſtaaten der Kaiſer richtete an den Kurfürſten von Bayern als Oberfeldherrn in Süddeutſchland.

Im Anfange Auguſt nämlich erſchienen endlich, wie die Brandenburger bei der holländiſchen Armee, ſo die Sachſen unter dem Kurfürſten Johann Georg bei dem ſüddeutſchen Heere. Das ſchwediſche Reichs-Contingent blieb auch da noch aus. Die beiden Kurfürſten erwogen einen Angriff auf Freiburg oder Philippsburg. Der Kaiſer dagegen ſandte ihnen den Grafen Palffy mit einer anderen Mahnung.

„Der Krieg mit Frankreich, ließ der Kaiſer ſagen, iſt derartig, daß wir auf eine lange Dauer gefaßt ſein müſſen. Darum iſt es unſere Aufgabe ihn ſo zu führen, daß wir mit der Gegenwart auch die Zukunft ins Auge faſſen, demnach nicht die Kräfte unſeres Landes zuerſt verbrauchen, die Wurzeln unſerer Kraft uns abſchneiden. Dies würde geſchehen, wenn wir das, was die Brandfackel der Feinde noch übrig gelaſſen, von Grund aus verzehren würden. Auf Franken und Schwaben, obwohl durch die Verheerungen ſo arg mitgenommen, drückt

---

[1]) Conferenz-Protokoll vom 3. Auguſt, als Beilage zum Berichte des Grafen Berka vom 4. Auguſt.

[2]) Man vgl. das Schreiben der Königin vom 26. Auguſt/5. September: Mr. Dankelmann has writ the Elector word that you received the news very coldly that he was come to the army, which, they say, vexed him.

dennoch, wie der Stand der Regimenter ausweist, die eigentliche Kriegeslast, und nicht minder tragen sie mit rühmenswerther Geduld die von Allen gefürchtete Bürde der Winterquartiere. Je getreuer sie, desto milder sind sie um ihrer selbst und des Gemeinwohls willen zu behandeln. Es muß daher mit aller Kraft dahin gestrebt werden, daß der Krieg verpflanzt werde über den Rhein, daß unsere Heere im Sommer wie im Winter sich befinden auf dem feindlichen Boden. Nur dadurch ist es möglich jene Kreise vor dem völligen Verderben zu bewahren, die Armee zeitig im Frühling im Felde zu haben und nicht bloß Herbstzüge zu machen. Wir müssen trachten den Völkern am linken Rheinufer Schutz zu gewähren, damit sie den Acker wieder zu bestellen, die Saat auszusäen wagen, und nicht mehr gezwungen werden das Getreide im Gras abzumähen. So sorgen wir zugleich für sie und für uns, indem wir dann nicht eine Wüste vorfinden, in die aller Lebensvorrath nachgeschafft werden muß. Zugleich aber auch befriedigen wir unsere Verbündete, auf die wir alle Rücksicht zu nehmen haben. Die Klagen derselben über die Lässigkeit der Deutschen steigen himmelan. Bereits nennen sie die Genossenschaft mit uns eine allzu ungleiche und schwere Bürde; denn ihnen liege die Last ob, während wir im Vertrauen auf sie uns schlafen legen. Unsere Aufgabe ist es diesen Klagen, die in Drohungen auslaufen, die Begründung zu nehmen, unsere Freunde uns als billig und wohlgesinnt zu erhalten. Sie wissen, daß nur das linke Rheinufer, die Sicherung desselben dem Feinde am Herzen liegt, daß er sich nicht viel kümmert um das rechte, daß er den Verlust von Kehl, Freiburg, Philippsburg, selbst Breisach nicht schwer empfinden würde, wenn wir dagegen ihm Raum lassen sich in Belgien auszubreiten. Unsere Bundesgenossen glauben daher, daß unser Uebergang über den Rhein die Macht Frankreich, die den Rhein als Grenze erhalten will, zwingen wird mit allen Kräften uns entgegen zu treten. Der Feind wird demnach seine Macht von Belgien abziehen und dadurch unseren Bundesgenossen das Werk erleichtern."

„Wenn demnach der Rhein überschritten werden soll — und er muß überschritten werden — so muß zuvor Hüningen genommen werden, weil dort der Uebergang leichter und nützlicher als an anderen Orten. Denn das Land dort am linken Ufer ist vom Kriege bisher nicht berührt, ist fruchtbar, der Marsch von da aus nach Burgund und Loth-

ringen leicht. Der Kurfürst von Bayern möchte schlagen — wohlan, er muß zu diesem Zwecke den Feind suchen auf dessen eigenem Boden; denn aus freien Stücken betritt er das rechte Rheinufer nur zum Zwecke der Verwüstung, da ja ihm als dem Schwächeren an Zahl schon das Nicht-Geschlagen-werden gleichbedeutend ist mit Sieg. Möge der Kurfürst von Bayern gedenken an seinen Uebergang über die Save vor zwei Jahren! Möge er, im selben Geiste handelnd, alle Bedenklichkeiten und Zweifel überwinden! Der Entschluß wird ihm Ruhm und Nutzen bringen" [1]).

So der Kaiser. Allein inzwischen war auch die französische Armee durch neuen Zuzug aus Belgien verstärkt. Unter dem Dauphin und Uxelles standen am linken Ufer des Oberrheines 40,000 Mann. Dazu hatte der Kaiser von dort 6000 Mann zur Hülfe für Savoyen entsendet. Der Kriegesrath hielt eine Unternehmung gegen Hüningen für unausführbar.

Max Emanuel beschloß dann dem Kurfürsten von Sachsen den Schutz von Schwaben und Franken zu überlassen, selber an die Mosel zu ziehen, dort den Brandenburgern und den Holländern die Hand zu bieten, und mit ihnen Trier wieder zu gewinnen. Der Kaiser lobte und beförderte den Entschluß. Zugleich jedoch ließ er der Republik Holland erwiedern: „Die Generalstaaten haben mit ihrer Beschwerde nicht Unrecht. Unsere Armee ist bekanntlich im Mai ins Feld gerückt. Sie hat dann, in der Erwartung des Anmarsches der übrigen Bundesgenossen, die Zeit verbringen müssen mit dem Schutze des schwäbischen und des fränkischen Kreises. Wegen dieses langsamen Anmarsches sind alle Anstalten, die zum Angriffe auf Hüningen von uns mit unerschwinglichen Kosten getroffen waren, für dieses Jahr umsonst ausgegeben" [2]).

Der Kurfürst von Bayern mit dem süddeutschen Heere brach auf, marschirte an den Main. Seinen Unterbefehlshabern war der lange Weg nicht genehm. Man werde, sagten sie, keine Magazine vorfinden. Trier werde längst verbrannt sein vor ihrer Ankunft. Der Dauphin werde über den Rhein gehen, und den schwächeren Kurfürsten

---

[1]) Wagner: historia Leopoldi t. II, p. 158.

[2]) Kaiserliches Rescript an den Grafen Berka, vom 23. August.

von Sachsen schlagen. „Allein, wenn solche Besorgnisse uns hemmen sollen, erwiederte der Kurfürst von Bayern, so werden wir Deutsche niemals über den Rhein gelangen.“ In Wahrheit gelangte nicht er auf das linke Rheinufer, sondern der Dauphin mit seinem Heere betrat das rechte. In Besorgnis für sich ließ der Kurfürst von Sachsen demjenigen von Bayern melden: wenn man nicht abstehe von dem Plane auf das linke Rheinufer, so werde er sich retten wie er eben könne. Denn nicht wolle er mit offenen Augen ins Verderben rennen. — Die Deutung war nicht schwer. Johann Georg war bereit Schwaben und Franken preis zu geben, um nach Sachsen zurückzukehren. Max Emanuel ließ ab von seinem Zuge. Der Dauphin kehrte zurück über den Rhein. Die Heere gingen in die Winterquartiere. Die Kursachsen waren zwei Monate im Felde gewesen, das schwedische Reichscontingent einen Monat [1]).

Der späte Anzug der Truppen, die Stellung nur des geringen Reichscontingentes, wenn nicht für das Mehr von anderer Seite her gezahlt wurde, kennzeichnen von da an die Kriegesthätigkeit der deutschen Fürsten. Der venetianische Botschafter in Paris, Pietro Venier, bezeichnet dies als einen Erfolg der französischen Politik. Durch die Abmahnung von der Hülfe für den Kaiser, dessen Macht bedrohlich anwachse, durch die Versuche der Bildung einer dritten Partei im Reiche, habe Frankreich endlich das erreicht, daß über das Contingent hinaus keine Truppen gestellt wurden, und daß das Contingent so spät anrückte wie möglich. [2])

Die Deutschen hatten nicht eine Niederlage erlitten. Anders stand die Sache in Savoyen, wo seit dem Juni 1690 ein neues Kriegestheater sich aufgethan. Wir haben dahin unsere Blicke zu richten.

In Turin regierte der Herzog Victor Amadeus II. Eingeklemmt zwischen die Länder der Kronen von Frankreich und Spanien, zwischen dem Dauphiné und Mailand, war es dem Hause Carignan zur Gewohnheit geworden, je nach Furcht oder Hoffnung Gewinn zu suchen von beiden Seiten. Victor Amadeus übertraf in diesem Streben, so

---

[1]) Wagner: historia Leopoldi t. II, p. 160.

[2]) Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 507: In fine si procurò che non dessero quelli (principi) dell' impero più truppe del loro contingente, od almeno più tardi nella campagna che fosse possibile. Im Jahre 1695.

wie in den persönlichen Eigenschaften dasselbe durchzuführen, alle seine Vorfahren. Nicht wenige Fürsten seiner Zeit waren ähnlich gesinnt wie er; aber kein anderer unter ihnen hat es dahin gebracht, so oft mit entgegen gesetzten Winden zu segeln wie Victor Amadeus.

Frankreich indessen hielt den Herzog an einem starken Zaume. Die Festung Pignerol, welche den Paß der Alpen schloß, hatte schon der Cardinal Richelieu für Frankreich zu erlangen gewußt. Die Festung Casal, dem Reiche gehörig, im Gebiete des Herzogs von Mantua belegen, hatte dieser Fürst an Frankreich überliefert an demselben Tage, wie der Rath von Straßburg seine Stadt. Beide Festungen, namentlich Pignerol, drückten schwer auf Victor Amadeus. Ludwig XIV. indessen hatte auch gesucht diesen Fürsten gütlich an sich zu binden durch das Mittel der Heirath. Er hatte ihm eine der Töchter des Herzogs von Orleans aus der ersten Ehe mit Henriette Stuart gegeben. Die Verbindung reichte nicht aus, um den Willen des Herzogs völlig demjenigen Ludwigs XIV. dienstbar zu machen. Als Ludwig XIV., um die Aufhebung des Edictes von Nantes völlig durchzuführen, auch für Savoyen und Piemont die entsprechenden Maßregeln forderte, bewies Victor Amadeus eine Zeit lang sich sperrig. Aber seine Macht war gering. Wir haben vernommen (Band III, S. 177), daß Ludwig XIV. und Louvois durch den Druck der Regimenter Catinats den Herzog zwangen, seine Streitkräfte mit denselben zu vereinigen zur Austilgung der unfügsamen Waldenser, damals Barbets genannt. Es gelang. Viele Waldenser jedoch hatten sich nach der Schweiz und in andere Länder zu flüchten gewußt.

Seit dieser Zeit schien Victor Amadeus an die Politik Ludwigs XIV. gekettet. Als der König durch seinen Friedensbruch im September 1688 den ungeheueren Krieg entfesselte, ließ Victor Amadeus versichern, daß Frankreich völlig auf ihn bauen könne [1]).

Kleine Reibereien indessen, die schon früher begonnen, hörten nicht auf. Sie betrafen das Postwesen. Der Herzog schien ungeneigten Willen zu haben. Um denselben unschädlich zu machen, verlangten

[1]) Die Darstellung dieser Verwickelung ist eins der best ausgearbeiteten Capitel bei Rousset: Louvois t. IV, p. 261 et suiv. — Wagner II, 164 sqq., macht Irrthümer in der Chronologie der Thatsachen. — Sylvius t. III, b. 29, p. 108 enz., enthält eine Reihe der betr. Schreiben.

Ludwig XIV. und Louvois die Einstellung von drei Regimentern Piemonteſen in die franzöſiſche Armee. So im October 1688. Man verhandelte. Die Schwierigkeiten, die der Herzog erhob, erregten den Zorn Ludwigs XIV. Er ließ erwiedern, im November 1688, daß er die Truppen nicht mehr verlange. Der König ſtand damals anſcheinend ſiegreich da. Jacob II. von England ſaß noch auf ſeinem Throne. In Victor Amadeus überwog die Furcht. Er ließ den mächtigen Nachbar anflehen um die Annahme ſeiner Regimenter.

Dann wendeten ſich die Dinge. Die Vorboten der großen Allianz wurden ſichtbar, greifbar. Sie ward geſchloſſen. In demſelben Maße wie der europäiſche Widerſtand gegen Ludwig XIV. im Jahre 1689 eine feſte Geſtaltung annahm, ward Victor Amadeus wieder ſperrig. Am 9. September 1689 gab Ludwig XIV. dem Geſandten Arcy den gemeſſenen Befehl, die Schritte des Herzogs genau zu überwachen, ihm zu ſagen, daß 2000 Mann Truppen für Savoyen genügten, daß eine größere Zahl dem Herzoge unnütz, dem Könige verdächtig ſein würde.

Zur ſelben Zeit vernahm man die Kunde, daß eine bedeutende Anzahl Barbets von der Schweiz aus durch Savoyen in die Thäler von Luzern zurückgekehrt ſei. Arcy erhob die Beſchwerde, daß der Herzog dazu connivirt oder mitgewirkt habe. Jedenfalls bot dieſe Rückkehr dem Herzoge die Gelegenheit, ſeine Truppen von Frankreich zurückzufordern. Sie wurden ihm verweigert. Dagegen wolle der König ihm 6000 Mann Dragoner ſchicken, um mit vereinter Kraft die Barbets zu vertilgen.

Am Hofe von Verſailles waren die Meinungen über Victor Amadeus getheilt [1]). Louvois, wenn auch immer zur Gewalt geneigt, ſchlug doch den Herzog gering an. Croiſſy meinte ihn gütlich zu gewinnen. Ludwig XIV. ſelber ſuchte die Anſichten ſeiner Miniſter zu vermitteln. Es ſcheint ihnen Allen damals, im Jahre 1689, noch unbekannt geblieben zu ſein, daß der Abbe Grimani, ein Venetianer von Geburt, in Turin umſichtig die Fäden wob, um den Herzog mit Spanien und dem Kaiſer zu verbinden. Ludwig XIV., ſagte er, trachte nach Mailand. Was bleibe dann dem Herzoge? Die Pflicht der Selbſt-

[1]) Rousset: Louvois t. IV, p. 290 et suiv.

erhaltung nöthige ihn mit Spanien und dem Kaiser zu gehen. Victor Amadeus war derselben Ansicht. Die Franzosen bemerkten die Kundgebungen seiner Freude über die Erfolge des Kaisers am Rheine und an der Donau, im Jahre 1689. Dennoch konnten, bei dem Mangel einer sofortigen starken Anlehnung, die Fäden nur langsam gesponnen werden [1]).

Es fand sich ein besonderer Punct der Anknüpfung. Victor Amadeus als Nachkomme von Charlotte, die von ihrem Vater, dem oströmischen Kaiser Johannes Palaeologus, das Königreich Cypern zur Mitgift empfangen, erhob Anspruch auf den Titel der königlichen Hoheit. Von dem einstigen Rechte des römischen Kaisers auf die Verleihung von hohen Titeln und Würden in der Christenheit war in der Erinnerung der Völker noch wenigstens die Thatsache verblieben, daß die allgemeine Anerkennung eines Titels bedingt ward durch diejenige des Kaisers. Victor Amadeus bewarb sich darum in Wien. Er suchte zugleich die Bestätigung des Kaisers als beständiger kaiserlicher Vicar für diejenigen Lehen des Reiches in Italien, die von seinen Besitzungen umschlossen wurden. Er war bereit dafür dem Kaiser eine erhebliche Summe zu zahlen. Indem Grimani diese Unterhandlung betrieb, knüpfte sich daran die andere um den Beitritt von Victor Amadeus zu der großen Allianz. Die wesentliche Bedingung von seiner Seite war die Zusicherung des Besitzes von Pignerol.

Bis tief in das Jahr 1690 hinein blieben diese Verhandlungen den spähenden Augen in Versailles verborgen.

Croissy war sogar der Ansicht, daß nur das herrische Auftreten des Marquis d'Arcy die Misstimmung des Herzogs verschulde. Er bewog den König zur Abberufung. Es folgte ihm der Graf Rebenac, früher in Berlin, dann in Madrid. Wir haben die Persönlichkeit gegenüber dem Grafen Mannsfeld kennen gelernt. (Bd. IV, S. 186 u. f.)

Die Aufträge Rebenacs, der im Januar 1690 eintraf, waren dieselben wie die seines Vorgängers. Er hoffte die Durchführung. Victor Amadeus sagte ihm, daß er verzichte auf die Abberufung seiner Truppen. Er versicherte, daß er, dem Willen des Königs gemäß, daheim nur 2000 Mann unter Waffen habe. Dies war richtig, jedoch so daß

[1]) Wagner II, p. 164.

alle vier Monate die 2000 Mann wechselten, also im Falle der Noth 6000 bereit standen. Victor Amadeus versprach ferner, daß er bereit sei, mit vereinten Kräften die Barbets zu vernichten. Aber diese behaupteten sich. Victor Amadeus warf die Schuld auf den französischen Commandanten Lombrail. Ludwig XVI. traf eine andere Wahl. Er schickte den General Catinat, im März 1690.

Wir kennen diesen Namen von dem ersten Zuge gegen die Barbets im Jahre 1686. Mit der Umsicht und Entschlossenheit des Feldherrn hatte Catinat damals auch seine Willfährigkeit dargethan, die Befehle von Louvois zu vollstrecken. Auch diesmal lautete sein Auftrag zunächst gegen die Barbets. Denn es galt die wahrscheinlich sehr begründete Ansicht, daß es sich hier nicht bloß handelte um Ueberreste der Waldenser, sondern zum großen Theile um französische Flüchtlinge aus dem Dauphiné, welche sich die Heimat wieder erkämpfen wollten. Die Befehle von Louvois waren scharf. Die Gefangenen hatten im Falle der Verschonung kein anderes Loos zu erwarten als die Galeeren.

Die Aufträge indessen für Catinat gingen weiter. Er solle, mit oder ohne Zustimmung von Victor Amadeus, durch das Land desselben das spanische Mailand in Contribution setzen. Der Diplomat Rebenac ward bei Seite gesetzt. Nur noch Catinat sollte die Fäden in seiner Hand haben.

Bevor indessen Catinat erschien, erlangte Ludwig XIV. Kunde von der Unterhandlung über die Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme von Savoyen an den Kaiser für die Reichslehen in Italien. Rebenac erhielt den Auftrag den Herzog zur Rede zu stellen. Victor Amadeus erwiederte, daß nach ausdrücklicher Bestimmung das Geld nur gegen die Türken verwendet werden dürfe. „Aber, erwiederte Rebenac, ob in Ungarn oder am Rheine, in jedem Falle ist der Geldmangel des Kaisers im Interesse von Frankreich.“ Victor Amadeus behauptete: die Sache sei geschehen: er könne nicht zurück. Dies entsprach nicht der Wahrheit. Eben darum ist es ein Beweis, daß der Entschluß des Herzogs Victor Amadeus im März 1690 feststand.

Unterdessen kam Catinat an. Er hegte Mistrauen gegen den Herzog, und verhehlte es nicht. Dennoch vermochte auch er diesen nicht zu durchschauen. „Ich glaube jedoch, schließt er nämlich seinen Bericht

vom 30. März, daß der Herzog aufrichtig gesinnt ist für die Austilgung der Barbets."

Im Anfange Mai erhielt Ludwig XIV. durch seine Spione in Wien die sichere Kunde, daß Victor Amadeus dem Kaiser eine bindende Erklärung zugesandt. Demnach war Gefahr im Verzuge. Catinat erhielt neue Instructionen. Er solle dem Herzoge die Alternative stellen, entweder sein Land verheert zu sehen, oder dem Könige alle menschenmögliche Bürgschaft seiner Unterwerfung zu geben. Diese Bürgschaften sollten bestehen in der Auslieferung aller Truppen an Frankreich und in der Uebergabe der Citadelle von Turin. Nicht jedoch solle Catinat diese Bedingungen stellen, sondern den Herzog dahin bringen, daß er zu denselben sich erbiete.

Der französische Historiker Rousset, der diese Verhandlungen ans Licht gezogen, hebt hervor, daß durch einen merkwürdigen Schreibfehler von Louvois jene beiden Bedingungen nicht verbunden waren durch das Wort und, sondern getrennt durch das Wort oder[1]). Daß dieser Irrthum einen großen Einfluß hatte auf den Gang der Dinge, ist unverkennbar. Allein da der Entschluß des Herzogs auch vorher schon fest stand: so erstreckte sich dieser Einfluß doch nur auf die Modalität, nicht auf das Wesen der Dinge.

Wichtiger ist jene Zumuthung, daß der Herzog selbst die Erbietungen entgegen tragen solle. Es ist wahr, daß Ludwig XIV. auch sonst oft, namentlich dem unglücklichen Könige Jacob gegenüber, die Dinge so zu wenden wußte, daß das Opfer seiner Politik dasjenige anbot, was Ludwig XIV. wünschte. Selten sonst jedoch ist dieser Zug so augenfällig wie hier, wo Victor Amadeus die Art und Weise der Unterwerfung seiner selbst und seines Landes unter einen fremden Willen und für fremde Zwecke selber zuerst aussprechen sollte.

Die Winkelzüge, die Unaufrichtigkeit des Herzogs Victor Amadeus haben sehr geringen Anspruch auf eine moralische Anerkennung. Und dennoch ist man in diesem Falle eher geneigt, den Schwächeren zu entschuldigen, der solcher Listen sich bedient, um sich der umklammernden Hand des Stärkeren zu entwinden, als den Stärkeren, der nicht zufrieden damit, durch die Uebermacht reelle Vortheile zu ertrotzen, dazu

[1]) Rousset t. IV, p. 306 et suiv.

noch dem Schwächeren die moralische Demüthigung des freiwilligen Erbietens aufzulegen sucht.

Catinat, seinen Truppen vorangeeilt, befand sich in Pignerol. Sie kamen heran. Am 7. Mai forderte er den Durchzug durch Piemont mit 16,000 Mann. Der Herzog bewilligte. Die Franzosen rückten ein. Catinat forderte die Sendung eines Ministers zur Besprechung. Der Marquis Ferrero stellte sich. Nach langem Hin- und Herreden erhob Catinat zuletzt doch die bestimmte Forderung die Truppen auszuliefern. Er gab zwei Tage Frist. In der letzten Stunde wich Victor Amadeus. Seine Mutter behauptete in einer Zuschrift an Louvois, daß sie alles dafür aufgeboten. Es war am 13. Mai 1690.

Unterdessen eilten die Couriere hin und zurück von Turin nach Mailand zu dem spanischen Statthalter Fuensalida, und wiederum von dort nach Wien zu dem Kaiser.

Dann erst, auf jene Berichte vom 13. Mai, kam Louvois zu der Einsicht, daß hier ein Irrthum vorliege. Nicht so sehr um die 3000 Mann der Truppen des Herzogs sei es zu thun, erwiederte er, als um die Citadelle von Turin. Wenn nicht der Herzog diese hergäbe, so habe Catinat das Land so zu behandeln, daß die Erinnerung bleibe für lange Zeiten, und daß es dem Herzoge unmöglich werde, seine Subsistenz daraus zu ziehen. Auf die Citadelle von Turin und die Stadt Verrua komme es an. Dann werde der König, sagt Louvois, im Uebermaße der Gnade, dem Herzoge die Truppen nicht nehmen, sondern ihnen die besondere Ehre erweisen, sie zuzulassen zum Angriffe vereint mit den Franzosen auf das spanische Gebiet.

Catinat rückte unterdessen vor bis Orbassano, unfern Turin. Dort erhielt er die neuen Befehle. Er gab am 18. Mai nach Turin kund, daß er binnen vierundzwanzig Stunden ernsthafte Garantien fordere. Der Herzog entsendete den Abt von Verrua. Catinat verlangte feste Plätze. Er nannte keinen. Der Nuntius erschien und bot seine Vermittelung an. Catinat lehnte sie ab. Abermals kam der Abt von Verrua und mit ihm der Minister Ferrero. Sie fragten nach den Namen der Plätze, nach den Bedingungen. Catinat nannte jene nicht, für diese verwies er auf den König. Am anderen Tage, dem 20. Mai, werde er die Feindseligkeiten beginnen.

In der letzten Stunde erschien abermals Ferrero mit einem Schreiben des Marquis St. Thomas, das eine besondere Absendung an den König anbot. Catinat lehnte ab. Er verlange sofort feste Plätze. Und dann endlich nannte er die Namen Turin und Verrua. Ferrero kehrte zurück. Catinat schrieb Contributionen aus.

In der Frühe des 21. Mai, als das französische Heer sich in Bewegung setzen wollte, überreichte einer der Minister dem General Catinat ein Handschreiben des Herzogs an den König. Der Herzog berichtet darin, daß Catinat nach langem Ausweichen endlich Turin und Verrua genannt. Er sei bereit dem Könige die Plätze einzuräumen, bitte jedoch, daß es geschehe mit Bedingungen, wie er als Verwandter des Königs sie von der Güte und dem Edelsinne desselben erwarten dürfe. „Wenn es jedoch Ew. Majestät gefallen wollte, fährt der Herzog fort, anstatt Turin andere Plätze zu erwählen, mich dagegen in meiner Hauptstadt mit der Würde eines Souveräns zu belassen: so würde ich Ew. Majestät unendlich verpflichtet sein“ [1]).

Was immer Catinat über den Inhalt dieses Schreibens denken mochte: er konnte, nach dem Empfange desselben, nicht beginnen mit Feindseligkeiten. Er sandte den Brief nach Versailles. Dort wurden die Worte ausgelegt in der für Frankreich günstigsten Weise. Die Antwort des Königs erfolgte sogleich. Sie nahm keine Rücksichten auf die Bitten des Herzogs. Sie sprach lediglich die Befriedigung des Königs aus über den Entschluß des Herzogs zur Ueberlieferung von Turin und Verrua, mit allgemein gehaltenen Versicherungen für die Zukunft [2]).

Gemäß dieser Auffassung des Schreibens von Victor Amadeus erschien in Versailles nun alles wie gewonnen. Louvois beeilte sich es triumphirend zu verkünden. „Nur von dort, von Savoyen aus, hieß es, war Frankreich verwundbar, und nun ist diese gefährliche offene Stelle glücklich geschlossen.“

Nicht das war die Absicht des Herzogs Victor Amadeus. Am selben Tage und in derselben Stunde, in welcher er jenes Handschreiben abfaßte, begannen in Turin die Arbeiten zur Befestigung. Sie ent-

---

[1]) Rousset gibt nicht den Wortlaut dieses wichtigen Schreibens. Es findet sich bei Sylvius t. III, b. 29, p. 115.

[2]) Das Schreiben des Königs eben dort, und, jedoch nicht ganz vollständig, bei Rousset t. IV, p. 330.

sprachen dem Sinne der Bevölkerung. Ob diese genau wußte, was vorgegangen war, dürfte schwer zu entscheiden sein; aber sie war durch die Vorgänge der letzten Tage aufs höchste erbittert gegen die Franzosen, und bereitwillig zum Widerstande. Catinat schien es nicht zu bemerken. Er hielt sich an das Wort des Herzogs. Er gedachte einstweilen seinen Auftrag gegen die Barbets auszuführen.

Abermals begann der Kampf in den Thälern von Luzern. Was er auf sich hatte, faßt sich in das eine Wort des von Louvois gegebenen Befehles, die Barbets zu vertilgen (exterminer). Sie antworteten mit entsprechenden Thaten. Es geschah, daß sie einen Gefangenen nackt hinstellten, ihm die Füße mit Eisen beschlugen wie einem Pferde, und dann zurückschickten. Spätere Franzosen haben Klage erhoben über die beiderseitige Grausamkeit; aber das gerechte Urtheil wird den ungleich größeren Theil der Schuld beimessen den Urhebern dieses menschlichen Jammers.

Es ist merkwürdig zu sehen, daß eben so wenig wie von Catinat, auch in Versailles die eigentliche Sachlage in Turin erkannt wurde. Und doch that schon am 29. Mai Govone im Namen des Herzogs der schweizerischen Tagessatzung in Baden kund, daß der Herzog entschlossen sei zum Widerstande gegen Frankreich [1]).

Unterdessen erhielt Catinat, am 30. Mai, die Vollmacht des Königs die Citadelle von Turin in Empfang zu nehmen. Er stand in Carignan. Von dort aus meldete er seinen Auftrag an. Zwei Minister des Herzogs erschienen bei ihm, und hoben hervor, wie schwer es dem Herzoge ankomme, seine Hauptstadt an fremde Truppen auszuliefern. Catinat stellte die Frage entgegen, ob der Herzog sich lossagen wolle von seinem Worte. Er erhob die neue Forderung, welche Louvois als ein Uebermaß der Gnade des Königs bezeichnet hatte: die Mitwirkung der Truppen von Savoyen gegen Mailand. Die Minister versprachen die Antwort des Herzogs zu bringen. Sie kamen nicht wieder. Dagegen meldete Rebenac in den folgenden Tagen, daß die Erregung des Volkes gegen Frankreich sich steigere zur Leidenschaft.

Am 3. Juni erschienen abermals andere Abgesandte des Herzogs bei Catinat. Man redete über die Citadelle, über die Vereinigung der

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 109.

Truppen. Endlich sagte Catinat: „Um abzubrechen, erkläre ich Ihnen, daß der Herzog bis morgen sich entscheiden muß, Freund oder Feind des Königs". Er fügt seinem Berichte die Bemerkung hinzu: „Sie selber sind dessen wohl überzeugt von mir gegangen".

Dies war in noch höherem Maße richtig, als Catinat selber damals wissen konnte. Denn inzwischen war durch die vereinigten Kräfte aller Bewohner die Stadt Turin widerstandsfähig geworden, und zugleich waren die Verhandlungen mit Wien und Mailand zum Abschlusse gediehen. Am 4. Juni zeichneten der Herzog einerseits und andererseits Grimani im Namen des Kaisers den Vertrag. Der Kaiser nahm den Herzog in seinen und des Reiches Schutz, und verhieß 6000 Mann bewährter Truppen zu senden. Merkwürdiger ist das dann folgende Versprechen. Der Kaiser will zu Wege bringen, daß die Waldenser oder Thalleute, und die französischen Flüchtlinge, die Refugiés, mit dem Herzoge sich einigen und seinem Befehle sich unterstellen [1]). Das Versprechen setzt die Thatsache voraus, daß der Kaiser die Autorität dazu bei den Waldensern und den französischen Hugenotten besaß, setzt ferner voraus, daß dem Herzoge Victor Amadeus diese Thatsache als bekannt und unzweifelhaft vorlag. Das Verhältnis beleuchtet hell die beiden Charaktere des Kaisers und des Königs von Frankreich. Der eifrigste Förderer der Waldenser und Hugenotten in Wien war, wie aus dem Vertrage klar zu erkennen, der spanische Botschafter Marquis Borgomainero.

Endlich versprach der Kaiser allen Fleiß aufzuwenden zur Wiedererlangung von Pignerol für den Herzog Victor Amadeus.

Der Herzog dagegen verhieß standhaft auszuhalten bei Kaiser und Reich, nicht sich in einen Frieden einzulassen ohne sie. Den gleichen Vertrag schloß er mit Spanien. Er sagte dem Kaiser und dem Könige von Spanien alle Hülfe für die Waldenser zu. Es ist hervorzuheben, daß namentlich Spanien darauf den größten Nachdruck legte. Noch am selben Tage zeichnete der Herzog die Proclamation der Amnestie für alle noch übrigen Waldenser, der freien Rückkehr in die Heimat, so

---

[1]) Der Vertrag ist abgedruckt unter anderen bei Sylvius t. III, b. 29, p. 112. Jenes Versprechen des Kaisers in Betreff der Waldenser und Hugenotten in Art. III.

wie der Aufnahme auch der französischen Hugenotten. Es war der vollendete Gegensatz gegen 1686.

Rebenac berichtete nach Versailles den Zustand der Dinge in Turin. Er meldete, daß der Adel, die Bürger, das gesammte Volk dem Herzoge zujubelten. Er bemerkte, daß die Art und Weise der Verhandlung, die einzelnen Schritte nicht dem Interesse des Königs entsprächen. Er erhielt die kurz abweisende Antwort, daß er dem General Catinat die Leitung der Dinge allein zu überlassen habe. In Wahrheit traf ja der Tadel Rebenacs weniger den General, als den Hof von Versailles selbst, nach dessen Anordnungen Catinat gehandelt.

Die neue Wendung der Dinge in Turin wirkte auf den Hof von Versailles sehr überraschend. Es erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Vorher hatte man den Herzog Victor Amadeus behandelt mit hochfahrendem Uebermuthe, hatte über die Bitten in seinem allerdings wenig aufrichtigen Handschreiben vom 20. Mai hinweg gesehen, als wären sie nicht gethan. Nun, nachdem der Herzog sich nach der anderen Seite entschieden, nachdem er dies öffentlich kund gethan, suchte man ihn wieder zu gewinnen gerade durch das Eingehen auf die Bitten, die er in jenem Handschreiben vorgebracht. Er hatte dort sich berufen auf die Verwandtschaft. Aus Rücksicht auf den Herzog von Orleans, auf dessen Tochter, die Herzogin von Savoyen, sagte nun Ludwig XIV., biete er dem Herzoge noch einmal die Hand, um ihn zu erretten vor dem Abgrunde, in den er sich stürze. Anstatt der Citadelle von Turin hatte der Herzog andere Plätze angeboten. Der König erkannte nun an, daß dem Herzoge die Stadt Turin lieb und theuer sei. Er fordere sie nicht mehr. Er wolle mit anderen Plätzen sich begnügen. Der Herzog hatte die Bitte um Bedingungen gestellt. Auch auf diese Bitte ging nun Ludwig XIV. ein. Er wolle die Bürgschaft des Papstes und der Republik Venedig zulassen. Catinat erhielt Befehl, die Feindseligkeiten einstweilen einzustellen.

Wir erinnern uns, daß der Charakterzug Ludwigs XIV., der sich kund gibt in diesem Verfahren gegenüber dem Herzoge von Savoyen, nicht vereinzelt da steht. Er hatte denselben Zug bewiesen gegenüber der Pforte (Bd. I., S. 66), gegenüber Algier (S. 18 dieses Bandes). In diesem Falle jedoch gegenüber dem Herzoge von Savoyen ist das Zu-

rückweichen deshalb um so auffallender, weil die Aussicht auf einen Erfolg so sehr gering erscheinen mußte.

Die Demüthigung des Königs kam zunächst nicht einmal zur Kunde des Herzogs. Catinat meldete ihm, am 16. Juni, daß er neue Instructionen erhalten. Der Herzog zählte in seiner Antwort die Reihe der Forderungen auf, welche Catinat nach einander erhoben. Der General möge schriftlich sagen, was er zu melden habe. Catinat erwiederte, daß nach dieser Antwort des Herzogs es unnöthig sei [1]). Der Krieg war da.

Der König begnügte sich nicht mit dem einen Versuche. Er ließ durch andere Wege seine Vorschläge nach Turin gelangen. Der Herzog wies sie zurück. Der König suchte den Papst, die Republik Venedig für dieselben zu gewinnen. Victor Amadeus stellte die Gegenforderung, daß der König Casal und Pignerol der Republik Venedig als der vermittelnden Macht überliefere. Das wollte Ludwig XIV. nicht. Victor Amadeus dagegen hoffte mehr zu erringen [2]).

Denn unzweifelhaft lagen damals, im Juni 1690, die Dinge günstig für ihn. Zwar die eigenen Mittel von Victor Amadeus reichten nicht weit. Aber bereits zogen von Mailand her spanische, von Süd-Deutschland her kaiserliche Truppen zur Hülfe heran. Die anderen italienischen Fürsten, die Republiken Venedig und Genua, waren nicht abgeneigt, ihn mit Geld zu unterstützen; denn Victor Amadeus war wie die Barriere, welche den Franzosen wehrte, den Krieg in die Halbinsel, in das spanische Herzogthum Mailand zu tragen. An den König Wilhelm richtete sofort Victor Amadeus einen glühenden Glückwunsch. England und Holland hatten dasselbe Interesse wie die anderen Verbündeten, daß Frankreich dort beschäftigt werde. Der Kaiser und Spanien hatten in den Unterhandlungen mit Victor Amadeus zuerst ihre Stimmen erhoben für die unglücklichen Waldenser, die Barbets. Für England und Holland trat in Betreff derselben noch das kirchliche Interesse hinzu. Victor Amadeus wußte den Vortheil, den die Barbets ihm bringen konnten, nach allen Seiten zu verwerthen. Jene Proclamation der Amnestie ward aller Orten verkündet. Die Gefangenen von 1686, so viele deren noch übrig, traten ans Tageslicht. Die

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 119.

[2]) A. a. O. p. 154.

Flüchtigen kehrten wieder. Eine Deputation begab sich vor den Herzog. Er legte alle Schuld auf den König von Frankreich, der ihn gezwungen. Man wußte freilich, daß die nach der Schweiz Geflüchteten ausgetrieben waren im Winter durch Eis und Schnee. Man erinnerte sich anderer Dinge, wie der Art und Weise der Verpflegung für die Gefangenen, bei welcher doch jener König nicht eingewirkt haben konnte. Aber die Schuld konnte fallen auf die Beamten des Herzogs. Kurz, alle erlittene Mühsal war nun vergessen. Das Luzerner Thal füllte sich wieder. Der Herzog legte den Barbets die Verpflichtung auf gegen den König von Frankreich zu kämpfen. Eben das wollten sie. Aber die Zahl der Männer ward nur auf 2000 geschätzt. Die Proclamation des Herzogs lud ferner alle flüchtigen Hugenotten ein, mit den Waldensern sich zu einigen zum Kampfe wider ihren Unterdrücker, in diesem Kampfe sich die Heimat wieder zu gewinnen. Die Mannschaft die auf solche Weise sich sammelte, war nicht gering [1]).

Auch die spanischen Regimenter von Mailand her rückten heran. Victor Amadeus war an Zahl der Truppen dem General Catinat gleich, wenn nicht überlegen. Jedoch die Qualität war verschieden. Catinat hatte geübte Truppen, ein großer Theil der Piemontesen war unerfahren. Victor Amadeus sah dagegen mit Kummer und Schmerz die Verwüstung seines Landes. Er wollte schlagen. Der Spanier Louvigny, der Prinz Eugen von Savoyen, welcher, vom Kaiser zum Commandanten seines Hülfscorps ernannt, den Truppen vorangeeilt war, baten ihn dringend zu warten bis zur Ankunft dieses Corps erprobter Krieger. Aber Catinat rechnete auf den Eifer, auf die Leidenschaftlichkeit des jungen Fürsten. Es gelang ihm, am 17. August, denselben zu provoziren. Am folgenden Tage, dem 18. August 1690, kam es bei der Abtei Staffarda zur Schlacht. Der Sieg verblieb den Franzosen. Victor Amadeus maß die Schuld des Verlustes hauptsächlich dem Anführer der Spanier bei, dem Grafen Louvigny. Der noch jugendliche Prinz Eugen von Savoyen, dessen Name hier zum ersten Male in hervorragender Weise erscheint, deckte den Rückzug [2]).

---

[1]) Sylvius t. III, b. 29, p. 145. — Man vgl. das Schreiben des waldensischen Oberhauptes Arnoud, vom 8. Juli 1690, ebendort p. 155.

[2]) Die Berichte bei Sylvius p. 157. — Het archief van Heinsius p. 204. — Arneth: Prinz Eugen von Savoyen Bd. I, S. 46. — Rousset IV, p. 368 et suiv.

Zum dritten Male innerhalb der Frist weniger Wochen forderte Ludwig XIV. den Erzbischof von Paris auf, ein Sieges-Tedeum singen zu lassen. Dennoch brachte auch dieser Sieg eben so wenig eine Entscheidung, wie diejenigen von Fleurus und Beachy Head. Das kaiserliche Hülfscorps von 6000 Mann nahte heran. Es gab dem Heere des Herzogs Victor Amadeus die feste Stütze und die Haltung wieder. Dazu kamen über das französische Heer schwere Krankheiten, und andererseits die Feindschaft des Landvolkes. „Jedes Mal, meldet ein französischer Bericht an Louvois, wo wir Bauern mit Waffen finden, hängen wir sie alle. Dennoch morden sie fort." Im September bereits war Victor Amadeus wieder stärker als Catinat. Die Bedrängnis des letzteren stieg. Er durfte in Piemont nicht überwintern. Ludwig XIV. rief ihn zurück auf französischen Boden [1]).

Victor Amadeus dagegen warb um Hülfe nah und fern. Am 2. October beschloß der Reichstag in Regensburg, den Herzog als ein vornehmes Glied des römischen Reiches zu vertheidigen. Die Worte waren klingend: es fragte sich, ob ihnen die Thaten entsprechen würden. Jedenfalls war mehr zu hoffen von den Seemächten. Mit der Empfehlung des Kaisers versehen, begab sich dann der gewandte Piemontese Della Torre nach dem Haag und nach London. Heemskerk in Wien bemerkt in seiner Empfehlung für Della Torre: Heinsius möge sich nicht durch die Aeußerlichkeit dieses Piemontesen abschrecken lassen, der eher ein Zwerg sei als ein gewöhnlicher Mensch; denn er habe vielen Verstand, Kenntnisse und gute Gesinnungen [2]). Am 20. October zeichnete Della Torre im Namen des Herzogs Victor Amadeus die große Allianz vom 12. Mai 1689. Della Torre wußte im Haag und London mit besonderem Geschicke und Nachdrucke den Schutz geltend zu machen, den der Herzog den Waldensern gewähre. Es ward daher der Allianz ein geheimer Artikel beigefügt, enthaltend das Versprechen des Herzogs, daß er aus Rücksicht auf den König von England und die Generalstaaten diese seine Gunst für die Waldenser bethätige und noch erhöhen werde. In der Wirklichkeit war der Herzog dazu bereits dem Kaiser und dem Könige von Spanien verpflichtet. Denn wir haben aus dem Wortlaute des Vertrages vom 4. Juni 1690 (S. 184) vernommen,

[1]) Rousset IV, p. 372.

[2]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 200.

daß der Kaiser sich anheischig gemacht, die Waldenser und Hugenotten dem Herzoge Victor Amadeus zuzuführen. Wozu also, darf man fragen, dieser geheime Artikel? — Er war, mit Verdunkelung des wahren Sachverhältnisses, berechnet auf die Gunst der beiden protestantischen Mächte.

Die Thatsachen lagen demnach so, daß derselbe Herzog Victor Amadeus, der im Jahre 1686 die Waldenser oder Barbets aus Furcht vor Frankreich mishandelt hatte, sie im Jahre 1690 aus Hoffnung auf die Verbündeten begünstigte. Wie nun aber, wenn ein so angelegter Charakter einmal wieder die Hoffnung auf einer anderen Seite erblickte? Die Frage scheint im Jahre 1690 den Barbets selbst wie ihren Gönnern, den vier Hauptmächten der großen Allianz, noch fern gelegen zu haben. Sie ruhte im Schoße der Zukunft. Einstweilen waren die Waldenser rüstige Kämpfer für die Sache des Herzogs.

Ungleich wichtiger für Ludwig XIV. als die vorüber gehenden Vortheile gegen Victor Amadeus, waren diejenigen, welche zu seinen Gunsten und zu Ungunsten der großen Allianz im Jahre 1690 die Türken errangen über die kaiserlichen Heere.

Wir haben gesehen, daß zu Ende des Jahres 1689 der von den Verbündeten des Kaisers sehnlich gewünschte Friede mit den Türken nicht zu Stande kam, nicht etwa weil die Forderungen des Kaisers Leopold zu hoch waren, sondern weil die Türken sich überhaupt weigerten, definitiv ein Land, einen Platz abzutreten. Wir haben berührt, daß dann von dem ersten Tage des Jahres 1690 an die Dinge sich wandten, daß der Siegeslauf nicht mehr ging, wie bis dahin sechs Jahre lang, von West nach Ost, sondern von Ost nach West.

Die Unfälle der kaiserlichen Waffen begannen mit dem ersten Tage dieses Jahres 1690. Und zwar ist eben dieser erste lehrreich in mehr als einer Beziehung.

Wir erinnern uns der Schilderung, welche der Venetianer Cornaro von der Kampfesweise der kaiserlichen Truppen gegen die Türken entworfen (S. 21). Der Auswuchs der Anschauungsweise, die er beschreibt, ist der Uebermuth, die Geringschätzung des Feindes.

Die kaiserlichen Truppen standen vorgeschoben nach Südosten hin, die Vortruppen bis Katsianek in Albanien. Der General Veterani gab das Commando derselben dem Obersten Strasser, mit der Weisung

gegenüber den anrückenden Türken alle dortigen Truppentheile auf Katsianek an sich zu ziehen, und, in Erwartung der nachrückenden Unterstützung, sich in keine Action einzulassen.

Unter dem Befehle Strassers standen etwa 3000 Mann, namentlich Hannoveraner und Holsteiner[1]). Flüchtlinge und Spione meldeten, daß Türken mit Tartaren untermischt, in der Zahl von 20,000, gegen Katsianek im Anzuge seien. Einige indessen gaben die Zahl geringer an. Diese letztere Meldung schien dem Commandanten zuverlässiger. In der Hoffnung durch eine glänzende Waffenthat die Uebertragung des Commandos auf ihn zu rechtfertigen, beschloß er, entgegen dem bestimmten Befehle Veteranis, sich mit der Uebermacht der Feinde einzulassen. Er nahm seine Aufstellung vor einem Engpaß, beide Flanken gedeckt durch einen unwatbaren Sumpf. Dann jedoch überkam ihn das Bedenken, daß der Feind sich an ihn in dieser sicheren Stellung nicht wagen, daß es gar nicht zum Treffen kommen werde. Er beschloß daher den Vormarsch auf das offene Feld. Die höheren Offiziere beschworen ihn den Befehl nicht zu geben: er möge sich selber und die Soldaten dem Kaiser erhalten, nicht sie offen auf die Fleischbank liefern. Er möge die Menge der Feinde bedenken. Immerhin seien es Tartaren: aber die Ueberzahl sei gar zu groß, und aus dieser Ueberzahl erwachse Gefahr auch von Tartaren. Gegen eine solche Uebermacht müsse man des Schutzes der Oertlichkeit sich bedienen. Voran unter diesen höheren Offizieren trat, dem Commandanten gegenüber, der Prinz Carl von Hannover, der vierte Sohn der Prinzessin Sophie. „Ich weiß nicht, sagte er zu Strasser, wie Sie diesen Ihren Entschluß vor Veterani, vor dem Herzoge von Holstein rechtfertigen wollen. Denn, selbst wenn uns der Sieg verbleibt, so wäre er die Folge einer nicht nothwendigen Verwegenheit." Strasser entgegnete: „Wenn einmal das Commando an Sie gelangt, Prinz, so werden Sie handeln nach Ihrem Ermessen. Jetzt ist Gehorchen Ihre Pflicht. Wir marschiren aus unserem Verstecke hervor und schlagen im offenen Felde. Das ist mein Befehl". — „Ich werde gehorchen, erwiederte der Prinz; aber dieser Ihr Befehl benimmt mir für immer die Aussicht auf ein Commando. Denn dieser Tag ist für uns Alle der letzte."

---

[1]) Anlage III.

Sie zogen hinaus auf das offene Feld. Noch im Aufmarsche begriffen, wurden sie von Tartarenschwärmen umringt, zahlreicher als Strasser sie sich gedacht. Dennoch erzwangen sie sich Raum durch die Ueberlegenheit der Schießwaffen. Unter den ersten fiel Strasser selbst. Die kleine Schaar suchte dann, keilförmig geordnet, die umdrängenden Feinde zu durchbrechen. Die Massen waren zu dicht. Sieben Stunden stand so der ungleiche Kampf. Dann waren die Kugeln verschossen, Es blieb nur noch die blanke Waffe, und damit begann die Ueberlegenheit der Tartaren. Dennoch gelang es etwa 800 Mann sich durchzuschlagen. Reichlich 2200 Mann, also etwa drei Viertel der Gesammtzahl, lagen auf dem Blutfelde. Der Prinz Carl hatte neun[1]) Gegner getödtet und selber das vierte Pferd bestiegen, als ihn ein Tartar mit der Lanze durchrannte. Sein Kopf ward als besondere Trophäe dem Sultan eingeschickt.

Ungleich größer noch als der reelle Erfolg war für die Türken die moralische Bedeutung dieses Tages. Seit sechs Jahren hatte fast jedes Treffen ihnen eine Niederlage gebracht. Nun zum ersten Male wieder leuchtete ihnen ein Siegesglück. Die Nachricht wurde hoch übertrieben. Der Chan der Tartaren prahlte: er habe 10,000 Köpfe nach Adrianopel geschickt. Im ganzen türkischen Reiche bis in den fernen Osten wurden Dankesfeste gehalten. Reiche Geschenke ergingen nach Mekka. Der Muth stieg hoch. War es den pfeilbewehrten Tartaren gelungen, eine sieggewohnte Schaar kaiserlicher Truppen zu vernichten: so durfte um so eher die türkische Kriegesmacht für sich wieder auf Erfolge hoffen. Namentlich festigte der Tag von Katsianek die Stellung von Mustafa Köprili, das Vertrauen auf ihn. Er hatte jegliches Nachgeben widerrathen, den erneuten Kampf gefordert. Er hatte mitten im Winter diese Tartaren vorangesandt. Ihr Erfolg war der seinige[2]).

Die Nachricht gelangte nach dem Westen fast gleichzeitig mit derjenigen des Abbruches der Friedenshandlung in Wien. So bündig der Kaiser seinen Alliirten im Haag und London darlegen ließ, daß nicht an ihm die Schuld des Nicht-Abschlusses mit den Türken liege:

---

[1]) Rinck: Leben Leopolds des Großen, Bd. II, S. 569, gibt gar zehn an. Das Theatrum Europaeum Theil XIII, S. 1013 sagt: neun bis zehn.

[2]) Wagner II, 130.

es blieb dort ein Mistrauen, ob man in Wien aufrichtig gewollt. Dazu liefen andere Gerüchte um. Die Verfolgungen gegen die Protestanten in Ungarn, hieß es, gingen fort und fort. Die Leitung derselben stehe bei den Geistlichen, namentlich dem Cardinal Kolonitsch. Man sehe worauf das hinaus wolle. Nicht besser stehe es mit der Verwaltung. Die Magnaten von Ungarn würden dessen inne werden, was sie 1687 gethan [1]).

Die Gerüchte fanden im Haag vielfachen Glauben. Der Gesandte Kramprich dort bat in Wien um Auskunft zur Widerlegung. Der Kaiser ließ erwiedern: „Die dort von hier aus verbreitete Nachricht, daß in unserem Königreiche Ungarn eine Verfolgung wegen der Religion stattfinde, ist eine sträfliche Lüge. Weder die Geistlichkeit im allgemeinen, noch im besonderen der Cardinal Kolonitsch, Bischof von Raab, haben den Auftrag zu irgend welcher Veränderung. Ueberhaupt hat kein Mensch daran gedacht, derartige Dinge vornehmen zu wollen. Bei dieser Bewandtnis, die hier Jedermann kund ist, verdient der böswillige Urheber dieser Nachricht für seine Verlogenheit eine nachdrückliche Strafe. Du hast Dich zu bemühen, diesen Urheber in zuverlässige Erfahrung zu bringen" [2]).

Nach dieser Antwort des Kaisers wird von einem Gerüchte solcher Art bei den Staatsmännern im Haag ferner nichts gemeldet. Indessen auch der Name des Urhebers der Gerüchte tritt nicht an den Tag.

Wir kommen zu dem anderen Puncte, demjenigen der Friedenshandlung mit den Türken.

Die Republik hatte ihren Gesandten in der Türkei, Colyer, beauftragt, noch einmal wieder dort den Versuch der Friedensvermittelung vorzunehmen. Es geschah. Colyer trat am 22. April 1690 mit dem Großwesir Mustafa Köprili zusammen. Er legte ihm den Zustand der Dinge im Westen vor, und drang auf den Frieden. Am nächsten Tage erwiederte jener: der türkische Hof sei entschlossen zur Anspannung aller Kraft, um den Feind zur Vernunft zu bringen. Es fehle dazu nicht an Mitteln. Denn man wolle lieber das noch übrige Reich daran wagen, als sich in einen schmachvollen Frieden

[1]) So wörtlich ein holländisches Schreiben aus Wien, vom 5. Jan. 1690.
[2]) Anlage IV.

einlaſſen. Niemals werde der Großherr ſich zu einer Geldzahlung verſtehen, noch weniger zur Abtretung irgend eines Platzes. Das Einzige, über das man ſich verſtändigen könne, ſei ein Waffenſtillſtand auf fünfzehn oder zwanzig Jahre, auf Grund des Beſitzſtandes [1]). „Denn, ſagt Colyer, die Türken kennen keine definitive Abtretung.“ „Man glaubt hier nicht, fährt er dann fort, daß der König Johann Sobieski von Polen durch die vom Kaiſer vermittelte Heirath ſeines Sohnes Jacob mit der pfälziſchen Prinzeſſin Eliſabeth, der Schweſter der Kaiſerin, losgemacht ſei von dem franzöſiſchen Intereſſe. Denn der Botſchafter hier, Chateauneuf, verſichert das Gegentheil. Er behauptet, daß ein Separat-Friede mit Polen leicht zu ſchließen ſei. Durch das Geltend-Machen dieſer Hoffnung und für bedeutende Summen Geldes hat er bewirkt, daß die heiligen Stätten zu Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth den Griechen genommen, und überwieſen ſind an römiſch-katholiſche Geiſtliche. Er weiß in wunderbarer Weiſe den Türken die Dinge auszumalen, den Widerſtand von Amſterdam gegen das Recht des Königs als Erbſtatthalters, die Schöffen dort zu ernennen, und beſonders den inneren Zwieſpalt von England.“

Der Bericht Colyers ſtimmte demnach zu den von Wien aus gemachten Mittheilungen. Der Friede konnte nicht geſchloſſen werden, weil die Türken jeglicher definitiven Abtretung ſich weigerten.

Der Unfall von Katſianek zwang die kaiſerlichen Truppen zum Rückzuge auf Niſſa. Der Rückzug ſelbſt enthüllte manche Uebelſtände. Die Kaiſerlichen hatten nicht die Zuneigung der Bewohner des Landes ſich zu gewinnen gewußt: die Folgen der bewieſenen Habgier wandten ſich nun gegen ſie. Der Bevölkerung lag vor Augen, daß die Offenſive zu den Türken zurückgekehrt war, daß die Kaiſerlichen nur noch defenſiv verfuhren. Demgemäß handelten auch ſie.

Muſtafa Köprili ſuchte alle Kraft des Reiches aufzubieten. Er ließ verkünden, daß dieſer Feldzug die Entſcheidung bringe. Er trachte Ordnung in der Verwaltung zu ſchaffen, nicht durch Todesſtrafen, ſondern durch die Entfernung der Schuldigen. Er war nicht grauſam, ſondern ſtrebte nach Gerechtigkeit. Er unterſagte die Pracht und den Aufwand im Feldlager, und ging ſelbſt mit dieſem Beiſpiele voran.

[1]) Anlage V.

Er wandte seinen besonderen Fleiß auf die Artillerie; denn bis dahin war jede einzelne Kanone der Türken im Kaliber von der anderen verschieden. Noch niemals hatte die Donau eine so mächtige türkische Kriegesflotte getragen [1]).

Mustafa Köprili verfolgte einen anderen Kriegesplan als seine Vorgänger. Nicht mehr wie bisher geschehen, solle das türkische Heer in Einer Masse vorrücken, sondern sich theilen. Im Mai 1690 brach er auf. Von der Walachei aus entsendete er Tököly nach Siebenbürgen, er selbst zog die Donau herauf. Sein Ziel war Belgrad.

In Wien sah man mit Sorge den kommenden Dingen entgegen. Eben damals traf das Geld des Herzogs von Savoyen ein. „Man nennt es Mirakelgeld", meldet Leibniz, der sich in Wien befand, „denn es herrscht die Meinung, daß in der Zeit großer Noth der Kaiser Leopold immer ein Mirakel zur Rettung bei der Hand habe" [2]). Die Meinung bewährte sich nicht. Die hunderttausend Goldstücke von Savoyen reichten nicht weit, zumal da der kaiserliche Schatz im Beginne des Jahres die schweren Kosten der Krönung in Augsburg getragen. Man vernahm Aeußerungen wie die, daß die römische Königskrone für Joseph bezahlt werden könne mit dem Verluste der ungarischen. Es kam dazu, daß auch andere kaiserliche Heerführer als Strasser, nicht belehrt durch die Vorgänge von Katsianek, eine ähnliche Geringschätzung der Feinde bewiesen wie jener.

Dieser Vorwurf traf den General Heißler, welcher Siebenbürgen zu schützen hatte gegen Tököly. Er erlitt eine Niederlage, ähnlich derjenigen des Strasser [3]). Tököly, vom Sultan zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt, betrachtete sich bereits als Herrn desselben. Er berief die Stände zur Huldigung. Wenn sie der Ladung folgten, so war es um Siebenbürgen für den Kaiser geschehen. Die Stände erschienen nicht. Sie sendeten zum Kaiser und baten um Hülfe [4]).

„Man nehme es mir nicht übel, berichtet der Holländer Heemskerk aus Wien an Heinsius, daß ich offen ausspreche: an dem Ausgange der Dinge in Ungarn liegt ebenso viel und mehr, als an dem-

---

[1]) Ich folge Wagner II, p. 133 sqq.

[2]) Leibniz an die Prinzessin Sophie, 1./11. Mai 1690.

[3]) Wagner II, p. 139: Par prope Strasserianae clades fuit, et causae eaedem.

[4]) A. a. O.

jenigen gegenüber Frankreich. Und der Beginn ist gar nicht gut. Tököly hat vier der besten kaiserlichen Regimenter vernichtet“ [1]).

Mit anderen Gefühlen betrachtete man von Versailles aus den gewaltigen Kriegeszug der Türken. Ludwig XIV. erließ an Chateauneuf ein Handschreiben, durch dessen Vorzeigen er den Großwesir ermuthigen sollte. Das Handschreiben gelangte nicht an seine Bestimmung. Es ward von den Engländern aufgefangen, und dem Staats-Secretär Nottingham eingeliefert. Einem Professor in Oxford gelang es dasselbe zu entziffern. Die Hauptstelle lautet, wie folgt [2]).

„Nach meiner Ansicht haben die Türken nicht zu besorgen, auf erhebliche Hindernisse gegen die Ausführung ihrer Plane zu stoßen. Da meine Waffen zu Wasser und zu Lande im künftigen Jahre nicht weniger mächtig sein werden als in diesem, so kann der türkische Minister sich versichert halten, daß er, bei nachdrücklicher Anspannung seiner Macht, den Ruhm davon tragen wird, das ottomanische Reich herzustellen wie es war vor diesem Kriege, eben so wie andererseits auf meinen Feinden das drückende Bewußtsein lasten wird, alles das wieder verloren zu haben, was sie erworben vor dem Bruche mit mir.

Am 9. August 1690. Ludwig.

Colbert.“

In Wien trat die schwere Frage heran, wohin Hülfe zu senden, nach Siebenbürgen oder nach Belgrad. Denn nach beiden Seiten zugleich entgegen zu treten erschien nicht mehr möglich. Man müsse das Eine der höchsten Gefahr aussetzen für das Andere. Vorzuziehen aber sei die Rettung des treuen Siebenbürgen. Dahin ward der Markgraf Ludwig von Baden mit aller verfügbaren Macht entsendet. Es gelang. Er trieb den Tököly wieder hinaus.

Unterdessen zog Mustafa Köprili mit der türkischen Hauptmacht die Donau herauf. Widdin fiel nach fünftägiger Belagerung, nicht mit Ehren des Commandanten Hompesch. Es war der Anfang des Unheils. Das schwächere Nissa, unter Starhemberg, hielt sich zwei und zwanzig Tage. Dann capitulirte es am 9. September. Die Capitulation ward nicht gehalten. Viele Kaiserliche erlagen wehrlos dem türkischen Schwerte.

[1]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 202, vom 29. August.

[2]) Anlage VI.

Und weiter ging der Zug der 50,000 Mann unter Mustafa Köprili auf Belgrad zu.

Dort hatte der Commandant Aspremont an die ernstliche Absicht der Türken auf Belgrad lange nicht glauben wollen. Es war daher vieles versäumt. Je nach der Gesinnung ward mit Entrüstung oder Schadenfreude in der nächsten Zeit aller Orten vernommen, daß erst vom Tage des Falles des nahen Semendria an man in Belgrad begonnen die Gräben auszutiefen, die fehlenden Pallisaden einzusetzen, die Mauerlücken zu schließen, daß bis dahin die Festung Belgrad zwei Jahre fast völlig in dem Zustande verblieben, wie nach dem gelungenen Sturme vom 6. September 1688. Erst wenige Tage vor der Einschließung gelangte genaue Nachricht über diese Fahrlässigkeit Aspremonts nach Wien. Sofort ward der Herzog von Croy als Oberbefehlshaber nach Belgrad entsendet.

Am 1. October 1690 lagerten die Türken um Belgrad. Bereits am sechsten Tage waren ihre Erdarbeiten bis auf achtzig Schritte vom Hauptgraben vorgeführt. Am Morgen dieses Tages traf Croy ein. Es gelang ihm in die Stadt zu kommen. Er besichtigte die Werke. Er faßte gute Hoffnung. Er setzte sich nieder zum Berichte an den Kaiser. Kaum hatte er begonnen, als eine Flamme himmelhoch emporschlug, der ein erderschütternder Donner folgte.

Es hatte nämlich eine Bombe kurz zuvor durch das Bleidach eines Thurmes geschlagen und gezündet. Aspremont eilte hin. Er hielt das Feuer für gelöscht, und meldete dies dem Herzoge Croy. Dann erst zeigte jenes Springen eines Pulver-Magazines die Täuschung. Es war damit noch nicht zu Ende. Von allen Seiten schlugen die Flammen aus. Es erfolgte eine zweite Explosion. Es erfolgte eine dritte. Unter Trümmern, Schutt und Asche lagen tausende von Menschen begraben. Die noch Lebenden stürzten in wirrem Knäuel der Donau zu [1]).

Der Herzog von Croy war aus dem einstürzenden Hause ins Freie gelangt. Er eilte auf den großen Marktplatz. Er fand dort einige unversehrte Soldaten, auch Aspremont. Sie versuchten es das

[1]) Der Bericht Aspremonts bei Mencken: Leben und Thaten des Kaisers Leopold. S. 519. — Wagner t. II, p. 145. — Man vgl. die Berichte bei Sylvius p. 185.

Flüchten zu hemmen. Aber bereits gewahrte man die durch die Trümmer eingedrungenen Janitscharen, vernahm man ihr durchdringendes Kriegsgeheul, welches man im Laufe der letzten Jahre so oft verlacht. Es verkündete den wenigen noch Uebrigen den Tod. Da stieg abermals eine Flamme empor, höher und schrecklicher noch als jene ersten. Es war das Magazin der unteren Stadt, gefüllt mit dreißig tausend [1]) Pfund Pulvers. Dies Mal ergriff der größere Schreck die Janitscharen. Sie trauten dem Boden nicht, auf welchem sie standen. Sie zauderten, wagten nicht sich von der Stelle. Ihr Zaudern ward den wenigen Kaiserlichen zur Rettung. Sie stürzten an und in die Donau. Es blieben von den noch Gesunden nur diejenigen Helden, die kein Tod schreckt, weil ihr Beruf sie bindet an die Sterbenden: die Priester der katholischen Kirche. Es waren drei Jesuiten. Sie hielten aus in der Erfüllung ihrer Pflicht des Mahnens, Tröstens, Segnens, bis die Speere der Janitscharen sie durchbohrten. Croy erlangte ein Fahrzeug und nahm den fast schon ertrinkenden Aspremont mit auf. Am linken Ufer sammelte Croy die Geretteten um sich. Es waren noch 500 Mann, ein Zehntel der Besatzung. In weniger als einer Stunde waren acht kaiserliche Regimenter in den Trümmern von Belgrad zu Grunde gegangen.

Weniger um die Stadt als um diese klagte der Kaiser Leopold. Die drei Niederlagen Straffers, Heißlers und diejenige von Belgrad, hatten die sieggewohnten Schaaren, die ein Jahr zuvor so gewaltig dastanden, fast völlig aufgerieben. Im herben Schmerze schrieb der Kaiser an seine Schwester, die Herzogin-Witwe von Lothringen, daß seit dem Tode des Papstes Innocenz XI. und des Herzogs von Lothringen Gott jegliche Segnung ihm versagt zu haben scheine [2]).

Viele Stimmen erhoben sich laut und heftig wider Aspremont. Eine solche Kette von Unglück sei nicht möglich ohne Absicht: Aspremont sei bestochen, sei ein Verräther. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Es ergaben sich viele Thatsachen grober Fahrlässigkeit, namentlich in der Obsorge für die Pulvervorräthe. Es ergab sich kein Verrath. Das Kriegsgericht entließ den Angeklagten straffrei. Der Ver-

[1]) So Wagner. Das Schreiben Aspremonts sagt: „3000 Centner". Wahrscheinlich ein Druckfehler.

[2]) Pufendorf lib. III, §. 36, p. 247.

dacht der Menge gegen ihn blieb. Wagner, der sämmtliche Acten gelesen, fällt sein Urtheil wie folgt: „Mir ist nach den Acten unzweifelhaft, daß von einem Verrathe nicht die Rede sein kann. Der Fehler lag lediglich darin, daß Aspremont lieber durch Hofgunst, als durch Verdienst und Erfahrung zu hohen Aemtern hinauf geklettert war" [1]).

In Wien herrschte eine Bestürzung, gleich als seien die Trümmer des Pulverthurmes von Belgrad bis dahin geschleudert. Das Schreckbild einer abermaligen Belagerung tauchte auf. Man arbeitete an den Werken um die Stadt. Viele sannen auf Flucht.

Anders in Frankreich. Dort war in den höheren Kreisen der Großwesir der Held, den man pries. Er sei nicht wie ein Fabius Maximus, hieß es, der durch Zaudern die Dinge herstellt, sondern ein Alexander, ein Cäsar, welcher kommt und sieht und siegt. Man erörterte die Frage, ob er noch im selben Herbste Ofen nehmen würde, oder erst im nächsten Frühling, und wann er dann abermals vor Wien erscheinen könne. Zu Anfang November ward in Paris bereits die Nachricht verkündet, daß Ofen umschlossen sei. Nur vor einer öffentlichen Feier der türkischen Siege mochte man in Paris Bedenken tragen. Nicht freilich überall. Mit Staunen und Widerwillen vernahm man im nächsten Jahre in Europa, daß auf die Kunde von Belgrad die sämmtlichen Franzosen in Smyrna unter der Führung ihres Consuls den Pascha beglückwünscht und dann sich vereinigt hätten zum Tedeum [2]). Dagegen gab es auch in Frankreich Andere, die offen eingestanden, einen geheimen Widerwillen zu empfinden, daß Frankreich den Türken, den Barbaren zu Danke verpflichtet sein solle, und die schon darum den Frieden wünschten [3]).

Jene Nachricht über Ofen war nicht begründet; aber sie hätte begründet sein können. Auch diese Stadt befand sich noch im selben Zustande, wie nach dem Sturme von 1686. Es ist anzunehmen, daß Mustafa Köprili dies nicht gewußt, oder daß andere Beweggründe ihn zurück gehalten. Ein solcher war die Herstellung von Belgrad zur Haltbarkeit, damit nicht, wenn Ludwig von Baden heranrücke, es den

[1]) Wagner II, p. 148.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz im Haag, 17. April 1691, aus aufgefangenen, vom Staats-Secretär Nottingham ihm mitgetheilten Briefen.

[3]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 195, 200, 201, 242.

Türken ähnlich ergehe wie zuvor den Kaiserlichen. Aber es ist unzweifelhaft, daß der Commandant von Ofen dem Kaiser gemeldet: im Falle des Anrückens der Türken sei die Stadt nicht haltbar [1]).

Den Monat October hindurch beschäftigte sich Mustafa Köprili mit der Herstellung von Belgrad. Sobald er die Stadt gesichert wußte gegen einen etwaigen Angriff des Heeres unter Ludwig von Baden, entsendete er den Pascha von Bossina gegen Essek. Von dieser Stadt aus war im nächsten Frühlinge der Streich auf Ofen leicht zu führen. Allein hier fand der türkische Siegeszug seine Grenze.

Der Graf Guido Starhemberg hatte um sich gesammelt, was an Mannschaft zu erreichen war, und sich damit nach Essek hinein geworfen. Es war kein regelrechtes Kriegsheer; aber die Führung war diejenige eines Mannes von Umsicht, Kraft und Willen. Der Pascha blieb auf dem rechten Ufer der Drau, so daß die Stadt vom linken Ufer her nicht eingeschlossen war. Er hatte 15,000 Mann, die Zahl drinnen war gering, die Werke unbedeutend: in wenigen Tagen hoffte er die Sache durchzuführen. Dem Vertheidiger dagegen ward aus allen Anstalten und den Meldungen der Kundschafter klar, daß der Pascha in Sorge stehe wegen eines Entsatzes. Dies benutzte Starhemberg. Er sandte bei der Nacht in der Stille seinen gesammten Troß auf das linke Ufer, reichlich ausgestattet mit Trommeln, Pauken, Trompeten und Fahnen. In der Morgenfrühe ertönten die Signale, erst, wie aus weiter Ferne kommend, leise, allmählich den Ton stärkend. Lauter dann und endlich mit vollster Kraft schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln, erdröhnten die Pauken, immer aufs neue. Den Türken schien es, daß ein unzählbares Entsatzheer über die Brücke marschire nach Essek hinein. Der Pascha war bereit gewesen zum Sturme. Er wagte ihn nicht mehr. Er fürchtete sich vor einem Ausfalle der nun so verstärkten Macht. In der folgenden Nacht brach er sein Lager auf, und zog in der Stille davon. Essek war gerettet [2]).

Es erging dem Pascha von Bossina dann nicht wie dem General Aspremont. Der Pascha büßte seine Thorheit mit dem Kopfe.

---

[1]) Wagner II, p. 147.

[2]) A. a. O. p. 149.

Starhemberg aber trug den Ruhm davon, durch eine blutlose Kriegeslist der Fels geworden zu sein, an welchem die türkische Siegesfluth sich gebrochen.

Der Feldzug des Jahres 1690 war aller Orten beendet.

Diese Zeit der Ruhe suchte Schweden zu benutzen zum Angebote seiner Vermittelung. Wir haben daher auf die Haltung dieser Macht unsere Blicke zu wenden.

Die Politik der beiden Kronen des Nordens ward nicht gelenkt nach festen Principien, sondern nach dem Interesse. Dänemark stand, im Vereine mit Brandenburg, zur Zeit der Reunionen im Dienste der Krone Frankreich, und beharrte darin auch nachdem Brandenburg sich wieder zum Kaiser gewandt. Nach der Katastrophe Jacobs II. dagegen war es bereit zu einem Vertrage mit Wilhelm III. von England, und übersandte gegen gute Zahlung 6000 Mann zur Bezwingung von Irland. Ja es wurde dort im Jahre 1690 sogar der Gedanke einer Offensiv-Allianz mit England und der Republik erwogen, also das Miteintreten in den Krieg. Wilhelm III. war geneigt zu einer Defensiv-Allianz. „Allerdings, sagt er, wäre die Offensiv-Allianz besser; aber sie würde nicht möglich sein ohne Subsidien. Im Falle wir diese gäben, würden alle deutschen Fürsten dasselbe fordern, und im Falle der Weigerung, umschlagen" [1]). Dänemark beharrte daher bei der Neutralität, deren Linie jedoch erhebliche Curven machte, je nachdem die Attractions-Kraft von der einen oder der anderen Seite her sich stärker erwies.

Schweden schien im Jahre 1689 sich stark der großen Allianz zuzuneigen. Die Räthe Carls XI. indessen blieben empfänglich für den Goldregen von Frankreich. Unter ihnen war nur Einer, der festhielt an jenem Gedanken, und dessen Autorität bei Carl XI. ein starkes Gegengewicht bot wider die französischen Lockungen. Es war der Groß-Kanzler, der alte Graf Benedict Oxenstjerna. Ludwig XIV. kannte diese Sachlage. Er ließ, bereits im Jahre 1689, dem Grafen Oxenstjerna 100,000 französische Thaler bieten, wenn er dafür seine Gesinnung nur ein wenig ändern wolle. Oxenstjerna lehnte ab [2]).

[1]) v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 171 n. 1.

[2]) Heemskerk an Heinsius, 6./16. September 1689, bei v. d. Heim: het archief van Heinsius p. 168.

Der Vorgang blieb nicht unbekannt. Auch wußte man, daß die Lage dieses alten Herrn nicht eine glänzende war, daß der Aufenthalt am Hofe ihm schwer fiel. Es erhob sich vor dem Kaiser die Besorgnis, daß Oxenstjerna sich von den Geschäften zurückzöge. Leopold suchte auf ihn einzuwirken zum Bleiben, und zwar durch das Mittel einer Unterstützung. Es ist der einzige actenmäßig zu constatirende Fall, daß der Kaiser Leopold einem Minister einer fremden Macht Geld angeboten. Um so wichtiger ist es die Begründung kennen zu lernen.

Der Kaiser wollte nicht allein die Sache auf sich nehmen, sondern gemeinsam mit dem Könige Wilhelm von England und den Generalstaaten. Es war einer der Aufträge, mit denen der Graf Königsegg, im Februar 1690, an den König abgesendet wurde. Wir haben denselben zu vernehmen.

„Frankreich, hieß es darin, sucht Schweden für sich zu gewinnen. Der Graf Oxenstjerna hat bisher den schwedischen Hof auf gutem Wege erhalten, und, mit Ablehnung aller ihm gemachten Erbietungen, die französischen Umtriebe vereitelt. Allein die Mittel des Grafen sind so beschränkt, daß sie zur Subsistenz am Hofe nicht ausreichen. Bereits mehrmals hat man vernommen, daß er beabsichtige sich völlig ins Privatleben zurückzuziehen. Die Ausführung dieser Absicht würde der gemeinen Sache zum großen Nachtheile gereichen. Deshalb macht der Kaiser dem Könige von England den Vorschlag, daß die Bundes-Mächte dem Grafen Oxenstjerna jährlich mit einer erheblichen Unterstützung zu gute kommen" [1]).

Auf den Vortrag des Grafen Königsegg erwiederte der König, daß er gern bereit sei sich in dieser Sache zu betheiligen [2]). So geschah es. Auch die Republik und Spanien traten bei. Der Graf Oxenstjerna erhielt jährlich 8000 Thaler, von denen jede der vier Hauptmächte ein Viertel trug [3]).

Allmählich jedoch gewann in Stockholm wie in Kopenhagen diejenige Politik die Oberhand, welche es vorzog sich fern zu halten von jeder offenen Parteinahme, um inzwischen, wie man damals es zu bezeichnen pflegte, sich zu wärmen an dem allgemeinen, aber ihnen fremden

[1]) Aus der Instruction für den Grafen Königsegg, vom 11. Febr. 1690.
[2]) Bericht des Grafen Königsegg, 10. März 1690.
[3]) Bericht des Grafen Berka im Haag, 31. März 1690.

Feuer [1]), nämlich durch die Ausbeutung der Schiffahrt und des Seehandels mit Frankreich. Dies Bestreben zog unvermeidliche Reibungen mit Holland und England nach sich. Das Verbot des Handels mit Frankreich für die eigenen Unterthanen, die Erschwerung desselben für Fremde war eins der unvermeidlichen Kriegesmittel jener Mächte. Die nordischen Kronen dagegen verlangten die strenge Wahrung ihrer Neutralität. Die Beschwerden von englischer und holländischer Seite über das Verhalten der nordischen Kauffahrer verschlangen sich eng mit denjenigen über die deutschen Seestädte, namentlich über Hamburg, welches beschuldigt ward, unter dänischer und schwedischer Flagge einen gewinnreichen Handel mit Frankreich zu treiben. Die Klagen kamen wiederholt im Congresse im Haag zur Sprache. Wilhelm III. gebot gegen Hamburg scharfe Repressiv-Maßregeln. Dann jedoch war es immer wieder der Kaiser, der sich für die Stadt verwendete, gegen die Republik Holland auch mit starkem Nachdrucke auftrat [2]). Die Gefahren, die aus diesem Verhältnisse erwuchsen, ziehen sich durch die ganze Kriegeszeit.

Allein in Schweden regten sich auch andere Entwürfe. Im October 1690 erfolgte zugleich im Haag und in London das Angebot der schwedischen Vermittelung. Dasselbe ward angesehen als eine Kundgebung zu Gunsten Frankreichs. Es trug nach der allgemeinen Annahme in sich die Voraussetzung, daß Schweden mit Frankreich einig sei. Ja man glaubte in Amsterdam bereits die einzelnen Puncte zu wissen. Schweden, hieß es, könne einen Vorschlag solcher Art dem Könige Wilhelm nicht machen, wenn es nicht die Gewisheit habe, daß Ludwig XIV. bereit sei, für die Erlangung des Friedens den König Jacob fallen zu lassen [3]).

Das Angebot der schwedischen Vermittelung stützte sich, den Worten nach, auf die Verpflichtung, welche jeder der christlichen Mächte gegenüber der anderen obliege. Der König Wilhelm ließ durch

[1]) Finalbericht des Venetianers H. Venier, von 1692, p. 330: scaldarsi a quest' universal incendio.

[2]) In zahlreichen Protokoll-Berichten aus dem Haag. Die einzelnen Fälle unerheblich. — Man sehe das Schreiben Wilhelms III. an Heinsius vom 8./18. April, bei Sirtema van Grovestins VI, p. 197. — Das scharfe Schreiben des Kaisers ist vom 10. December 1690.

[3]) Kramprichs Bericht vom 14. November.

Nottingham dem Gesandten Leyenberg erwiedern: „Se. Majestät dankt dem Könige von Schweden für die Ausdrücke seiner Freundschaft. Aber der König von England hat sich durch die gegenseitigen Verträge mit seinen Verbündeten verpflichtet, sich nicht einmal in irgend welche Unterhandlungen einzulassen, wenn nicht auf gemeinsame Zustimmung aller Bundesgenossen". Im Haag verwies Heinsius den schwedischen Gesandten Gabriel Oxenstjerna an den Congreß. Die Antworten, welche die schwedischen Gesandten erhielten, entsprachen überall derjenigen des Königs von England. Der Krieg mußte fortdauern.

Wir haben daher im raschen Ueberblicke die Ergebnisse des Jahres 1690 gegenüber denjenigen von 1689 zusammen zu fassen.

Es war ein großer Unterschied gegen das Jahr zuvor, und zwar durchweg zu Gunsten des Königs von Frankreich. Im Jahre 1689 hatte er nicht gewagt, den Besatzungen in Mainz und Bonn durch ein Entsatzheer zu Hülfe zu kommen, hatte überhaupt nur defensiv sich verhalten. Im Jahre 1690 hatte er nach allen Seiten die Offensive ergriffen, und rasch nach einander erfolgten die Siege von Fleurus und Staffarda zu Lande, von Beachy Head zur See.

Als hauptsächliche Ursachen des Uebergewichtes der französischen Waffen im allgemeinen treten hauptsächlich vier Ursachen hervor. Zuerst der Tod des Herzogs Carl von Lothringen. In ihm verlor die Macht des Kaisers und des Reiches die leitende, die durchgreifende Persönlichkeit, für welche kein Ersatz sich fand. Es folgte dann als zweite Ursache die Geringfügigkeit der Leistungen von deutscher Seite, zur schweren Klage der Republik Holland. Ferner kam dazu, daß die englische Landmacht, in Irland verwickelt, auf dem Continente keine Hülfe leisten konnte, daß dagegen Frankreich, eben weil Wilhelm III. in Irland sich bethätigen mußte, sicher vor jeglichem Plane einer englischen Landung in Frankreich, die Streitkräfte von dort wegziehen konnte zu Offensivstößen. Eine vierte Ursache endlich war die Voreiligkeit des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, der die Hülfe seiner Bundesgenossen nicht abwartete [1]).

Dennoch hatten alle Vortheile der Waffen des Königs von Frankreich keine Entscheidung herbeigeführt, keine Nachgiebigkeit erzwungen.

---

[1]) Man wolle hierzu vergleichen Sylvius t. III, b. 30, p. 225.

Die Republik Holland, obwohl zweimal geschlagen, zu Lande und zu Wasser, hatte Anerkennung und Ehre davon getragen, sowohl durch jene Treffen selbst, als durch die Haltung nachher.

Der Herzog von Savoyen als neuer Feind von Ludwig XIV. war, ungeachtet seiner Niederlage, ungeachtet dessen daß Frankreich fast alle seine festen Plätze in Savoyen wie in Piemont besetzt hielt, zu neuem Wagnisse bereit.

Der König Carl II. von Spanien hatte auf die Friedensmahnung des Papstes Alexander VIII. schärfer, heftiger gegen Frankreich geantwortet, als selbst der Kaiser. Die Leistungen entsprachen nicht der Gesinnung. Spanien war an der Niederlage von Fleurus betheiligt, nicht entfernt jedoch wie die Republik. Im Uebrigen erlitt es keinen Schlag und theilte keinen aus. Der König Carl II. gab in Belgien den Boden her, auf welchen hauptsächlich andere schlugen. Aber er beharrte in jener Gesinnung.

Die Lässigkeit der deutschen Fürsten eben so sehr wie ihre Anforderungen an die vier Hauptmächte der Allianz, brachte zur Gewisheit, daß das Bewußtsein der gemeinsamen Sache wider Ludwig XIV. in ihnen bereits sich verdunkelte. Sie hofften auf Subsidien, und um diesen Preis waren sie bereit, auch ferner ihre Mannschaft zum Kampfe zu stellen.

Der König von Frankreich sah demnach seine Siege vom Jahre 1690 fruchtlos zerrinnen. Er unterhielt zu einem Theile seine Armeen auf dem Boden und von den Mitteln der Gegner. Dennoch drückte die Kriegeslast schwerer auf sein eigenes Land, nicht bloß wegen der Ausgaben, sondern auch wegen des Mangels der Einnahmen. Der Fleiß, die Betriebsamkeit, das Geschick — alle die Eigenschaften, in welchen die Franzosen damals der Regel nach andere Völker übertrafen, lagen zu nicht geringem Theile lahm, weil die Früchte derselben nicht verwerthet werden konnten. Dazu kam die kirchliche Verstörung. Ludwig XIV. konnte es noch nicht über sich gewinnen, zurückzutreten von seiner Aggressive gegen den päpstlichen Stuhl, von den gallicanischen Artikeln von 1682. Daher gab Alexander VIII. den von Ludwig XIV. ernannten Bischöfen, die an jenen Artikeln sich betheiligt, nicht die Bestätigung. Der Zustand ward verworrener, je länger er dauerte. Bereits mochte an Ludwig XIV. oft die Mahnung herantreten, daß

ein König, wenn er in irdischen Dingen die Sehnen seines Volkes mit absoluter Allgewalt anspannen will bis fast zum Zerspringen, um so mehr sich hüten muß vor dem einen Auswuchse der weltlichen Macht, der Verstörung der Gewissen. Indessen für das Durchschlagen dieser Erkenntnis war die äußere Noth noch nicht hoch genug gestiegen.

Der wesentlichste Vortheil für Frankreich waren die schweren Schläge, welche von den Türken her auf die kaiserliche Macht gefallen waren.

Für keinen anderen Fürsten so sehr als für den Kaiser stand der Ausgang des Feldzuges von 1690 im geraden Gegensatze zu demjenigen von 1689. Damals siegreich, das Auge auf Constantinopel gerichtet, mußte er nun in Sorge stehen für Ofen und selbst für Wien. Freilich Siebenbürgen war durch die Treue des Volkes und das Schwert Ludwigs von Baden ihm erhalten; der Stromlauf der Drau war noch sein. Am linken Donauufer hatte er sogar Kanischa noch gewonnen. Aber viele seiner sieggewohnten, in den Tiefebenen der unteren Donau als wetterfest erprobten Regimenter lagen im Grabe.

In solchen Zeiten hatte sich das Wort des venetianischen Botschafters Nani von 1658 zu bewähren, daß die deutschen Fürsten dem Kaiserhause sich abwendeten beim Glücke desselben, sich ihm zuwendeten im Unglücke (Bd. I. S. 82). Denn die Erhaltung dieser Macht war die Lebensbedingung für Alle, die von Ludwig XIV. gelegentlich einen Nutzen ziehen, nicht jedoch ihm sich unterwerfen wollten. Der Kaiser knüpfte Unterhandlungen an mit Bayern, mit Brandenburg, mit dem Hause Braunschweig-Lüneburg zur Stellung von Truppen in Ungarn. Sie hatten Erfolg.

Nach Westen hin vertrauete der Kaiser auf den Oranier.

Der Gang der Dinge des Jahres 1690 hatte diesen Fürsten wunderbar gehoben. Es war ihm nicht gelungen Irland völlig zu unterwerfen: es bedurfte dort sogar noch eines anderen regelmäßigen Feldzuges. Und doch wog sein Sieg an der Boyne die sämmtlichen Waffenerfolge Ludwigs XIV. völlig auf. Wilhelm III. konnte die Vollendung der Dinge in Irland anderen Händen überlassen. Seiner Persönlichkeit dort bedurfte es nicht mehr. Er konnte frei dem Drange seiner Seele folgen, seiner Heimat, um deren willen zunächst und hauptsächlich er alles unternommen, die Rettung und die Sicherheit

bringen. Dort wurde er sehnsuchtsvoll erwartet. Ohne ihn, hieß es bei Vielen dort, müsse man an der Ausführung des großen Werkes verzweifeln [1]). Er hatte weniger als zuvor die Scheelsucht der Engländer zu besorgen: die Erkenntnis dessen, was sie ihm verdankten, war im raschen und stätigen Wachsen.

Wie hatte mit ungleich geringerem Aufwande von Kraft und Mitteln Jacob II. alles das erlangen können, was nun Wilhelm III. sich erwarb durch die höchste Anspannung seiner ungewöhnlichen Kraft! — Es hätte für Jacob II. nur des Einen bedurft, mit entschiedenem Willen das zu sein, was er in den ersten Monaten seines Königthumes zu sein schien: ein friedeliebender, fremde Rechte achtender, seiner selbst nach innen und nach außen sich bewußter König, ein Fürst wie der Kaiser Leopold. Dann war nicht das Bekenntnis der katholischen Kirche ein Nachtheil für Jacob II.: er dagegen gereichte der Kirche zum Heile. Damals hatte er oft den Wunsch ausgesprochen, daß die Christenheit nicht Kriege führen möge in sich, daß der einzige Krieg, den sie führe, sich wende gegen die Türken. Nun war es dahin gekommen, daß, durch Ludwig XIV., die Türken thatsächlich die Bundesgenossen Jacobs waren, daß er, mit Ludwig XIV., sich zu erfreuen hatte an ihren Erfolgen über den Kaiser. In seiner Verblendung nicht zu erkennen, daß er seit Jahren nur ein Werkzeug sei in der Hand seines mächtigen Freundes, hatte Jacob II. es dahin gebracht, daß die Sympathien aller derjenigen Katholiken, die nicht sich täuschen ließen durch den Klang der Worte, durch den hohlen Schall der Namen der Religion und Kirche, mit welchen die Handlungen Ludwigs XIV. nach außen im schneidenden Widerspruche standen, sich abwendeten von dem Schützlinge desselben und freudig den Gegner begrüßten, daß sie den Sieger von der Boyne feierten als den Vorkämpfer, den Helden für sie alle.

Keiner mehr als der Kaiser Leopold. Seine Mittheilung der Ereignisse von Belgrad an Wilhelm III. schloß mit den Worten: „Bei solcher Trübsal ist uns vor allen anderen Dingen erfreulich, aus Ihrem Schreiben zu vernehmen, daß der gütige Gott Sie in allen augenscheinlichen Todesgefahren unversehrt erhalten hat. Denn das ist

[1]) Ham an Pesters, 13. September: 's konings persoon en presentie is t'eenemael nodig, buyten dewelke men wel haest aen't groote werk mag desespereren. Bei v. d. Heim p. 68.

in dieſer traurigen Zeit für die gemeinſame Sache der höchſte Troſt und unſere Stütze“ [1]).

Eben damals willfahrte der Kaiſer in einer beſonderen Formſache dem Wunſche des Königs Wilhelm III. Wir erinnern uns, daß Leopold I. feſthielt an dem althergebrachten Rechte, daß nur dem römiſchen Kaiſer der Titel der Majeſtät gebühre. Er hatte den beiden letzten Stuart-Königen die Bitte um dieſen Titel verſagt (Bd. IV. S. 522, Anlage VIII). Im Jahre 1689 jedoch war der Kaiſer von dieſem Grundſatze abgewichen, in ſeinem Handſchreiben an den König Carl II. von Spanien (Bd. IV. S. 453). In demſelben wendet er mehrmals den Majeſtäts-Titel für Carl II. an. Dadurch fiel das Recht ſich auf den Nicht-Gebrauch dieſes Titels auch für andere Könige zu berufen. Als Wilhelm III., im Sommer 1690, durch den Lord Paget die Bitte ſtellte, daß der Kaiſer in ſeinen Handbriefen dem Könige von England dieſelbe Titulatur gewähren wolle, wie irgend einem anderen Könige, erwiederte der Reichs-Vicekanzler Graf Königsegg, daß der Kaiſer dazu bereit ſei, in der Vorausſetzung jedoch daß der König die Schreiben aus der Reichs-Kanzlei, die nicht bloß vom Kaiſer, ſondern vom Kaiſer und Reiche abhange, entgegen nehmen wolle wie bisher. Fortan alſo gab der Kaiſer perſönlich dem Könige von England den Titel der Majeſtät mit dem Zuſatze: Potentissime. Die Schreiben aus der Reichskanzlei an Wilhelm III. wurden nach wie vor gerichtet an die Regia Serenitas [2]).

---

[1]) Kaiſerliches Schreiben vom 30. October 1690: Nihil enim est quod adversis hisce temporibus majus rei communi solatium et levamen afferre queat.

[2]) Anlage VII.

Fünfzehntes Buch.

Das Kriegesjahr 1691.

Am 2./12. October 1690 trat das Parlament von England zusammen. Der König begab sich in das Oberhaus, ließ das Unterhaus an die Schranken bescheiden und verlas seine Thronrede. Wir haben bei derjenigen im October des Jahres zuvor den ausdrücklichen Willen des Königs vernommen, diese Rede selber abzufassen, ohne Beirath eines Ministers. Wir haben dieselbe Erfahrung gemacht bei derjenigen vom 20./30. März, die mit der Vertagung schloß. Ueber diejenige vom 2./12. October 1690 liegt ein solches ausdrückliches Zeugnis nicht vor. Allein es ist auch kein Grund ersichtlich, der den König bewogen haben könnte, abzugehen von dem im Jahre zuvor ausgesprochenen Grundsatze. Das endgültige Urtheil wird sich bestimmen nach dem Inhalte. Der König redete wie folgt.

„Mylords und meine Herren. Seit unserem letzten Zusammensein habe ich mein Möglichstes aufgeboten, um Irland dahin zu bringen, daß es für das kommende Jahr nicht mehr eine Last sein möge für England. Und es hat Gott gefallen, meine Bemühungen mit solchem Erfolge zu segnen, daß, wenn ich im Stande gewesen wäre mich so frühzeitig ins Feld zu begeben, wie es mir zweckmäßig erschien, und wie es besonders in Irland nöthig ist, wo die Regenzeit so früh und so reichlich beginnt — ich zur Zeit unzweifelhaft im vollen Besitze dieses Königreiches sein würde."

„Ich halte mich für verpflichtet hervorzuheben, daß die Armee sich bei jeder Gelegenheit wohl benommen, daß sie für geringen Sold

ſchwere Mühſal getragen, und noch dazu mit ſolcher Geduld und Willfährigkeit, wie ſie hervorgehen kann lediglich aus Pflichtgefühl für meinen Dienſt und aus Eifer für die proteſtantiſche Religion."

„Ich habe bereits, indem ich Abſtand nahm von einem beträchtlichen Theile des erblichen Kroneinkommens, durch die That erwieſen, wie viel höher ich die Zufriedenheit meiner Unterthanen ſchätze als die ſolideſten Vortheile der Krone. Nicht weniger liegt vor Augen, daß ich nicht für mich ſelbſt ein Einkommen gefordert, ſondern den Betrag gern habe verwenden laſſen für die Bedürfniſſe des Krieges."

Der König that kund, daß verſchiedene Rechnungen, die im Rückſtande, dem Unterhauſe vorgelegt werden ſollten. Dann fuhr er fort: „Da ich nun, um Euch alles Gute zu thun was in meinen Kräften ſtand, weder meine Perſon angeſehen noch meine Mühen, ſo zweifele ich nicht, daß wenn auch Ihr willfährig das Eurige thun wollt, es in Eurer Hand ſteht ſowohl mich wie Euch glücklich, und die Nation groß zu machen. Dagegen liegt es, gemäß dem was die Franzoſen neulich Euch ins Angeſicht verübt, klar vor Augen, daß, wenn nicht der gegenwärtige Krieg mit Nachdruck fortgeführt würde, keine Nation der Welt von größerer Gefahr bedroht wird als gerade wir".

„Deshalb iſt in dieſer Beziehung hoffentlich nichts weiter nöthig als Euch, meine Herren vom Unterhauſe, die Erforderniſſe für den Unterhalt der Flotte und der Heere vorzulegen, wie ſie für das nächſte Jahr einen Abſtrich nicht zulaſſen, und Eurer Sorgfalt die Erledigung meines Einkommens zu empfehlen, damit ich im Stande ſei, ſelber zu ſubſiſtiren und die der Civilliſte obliegenden Beſoldungen zu zahlen."

„Ich muß Euch ferner mittheilen, daß die Aufrechthaltung der Conföderation nach außen durchaus bedingt wird durch Euer raſches und kraftvolles Verfahren in dieſer Seſſion."

„Und hier muß ich zu meiner großen Befriedigung die Bereitwilligkeit hervorheben, welche meine Unterthanen aller Lebensſtände bewieſen, ſowohl hier in London als in den einzelnen Grafſchaften, indem ſie während meiner Abweſenheit, als man die franzöſiſche Flotte an unſerer Küſte erblickte, ſo freudig ſich zur Hülfe erboten. Außer dieſem ſo überzeugenden Beweiſe der guten Geſinnung meines Volkes habe ich in allen Gegenden des Landes, ſowohl bei meinem Gehen nach Irland, als bei meinem Kommen von dort, ſolche Kundgebungen

der allgemeinen Zuneigung erfahren, daß ich nicht zweifeln darf, eben dieselbe wieder zu finden auch bei den Vertretern des Volkes im Parlamente."

„Ich kann nicht schließen ohne die Erwähnung, daß die Ehre der Nation schwer geschädigt ist durch das übele Verhalten meiner Flotte in dem Seetreffen dieses Sommers mit den Franzosen. Nach meiner Ansicht bin ich bei der Herstellung unserer Ehre so betheiligt, daß ich nicht ruhen werde, bis an denen, welche nach Untersuchung und Recht als schuldig befunden werden, ein Exempel statuirt wird. Dies war nicht ausführbar, so lange die ganze Flotte sich in See befand. Zur Zeit jedoch ist die Sache in die Hand genommen zur schleunigen Ausführung."

„Mylords und Herren. Nach meiner Ueberzeugung hangt die künftige Wohlfahrt dieses Königreiches ab von dem Ergebnisse Eurer gegenwärtigen Erwägungen und Beschlüsse. Die Wohlthat derselben wird verdoppelt durch die Beschleunigung, und zwar so sehr, daß ich auf Euere Zustimmung hoffe für meinen Schlußsatz: wer immer darauf ausgeht Euere Thätigkeit für diese Angelegenheiten, die allen anderen vorgehen müssen, zu hindern oder abzulenken, kann nicht wohl gesinnt sein, weder für mich noch für das Königreich" [1]).

Es dürfte kein Zweifel obwalten, daß die ganze Anschauung, die sich in dieser Rede kund gibt, wie jeder einzelne Satz derselben, den König Wilhelm III. persönlich wiederspiegelt.

„Die Thronrede, meldet Hoffmann am selben Tage, ist in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß den Böswilligen — wenn anders nach dem Feldzuge in Irland solche noch vorhanden sind — es schwer fallen dürfte, gegen dieselbe ihre gewöhnlichen Schwierigkeiten aufzubringen" [2]).

Dieser Erwartung entsprach der Gang der Dinge. Die beiden Häuser des Parlamentes überreichten ein jedes eine Dankadresse. Diejenige des Oberhauses ist besonders warm. Sie sagt, daß die Haltung des Königs in Irland die Bewunderung und Verehrung der gesammten Welt gewonnen, auch diejenige der Feinde, und daß die außerordentlichen Eigenschaften des Königs die Herzen seines Volkes ihm verkette

---

[1]) Commons' Debates Vol. II, p. 384.

[2]) Bericht vom 12. October.

in der Liebe und der Pflicht, deren er bedürfe zur Vollendung seines ruhmvoll begonnenen Werkes. — Am nächsten Tage erfolgte eine zweite Dankadresse an die Königin für die Entschlossenheit und die Umsicht, mit welcher sie, in der Abwesenheit des Königs, gegenüber dem Drohen des Feindes von außen, dem Reiche den inneren Frieden bewahrt [1]).

In ähnlicher Weise gab das Unterhaus sich kund. Dann nahm es sofort die von dem Könige gemachte Vorlage des Kriegesstandes in Berathung.

„Die Willfährigkeit, meldet Hoffmann, welche das Unterhaus dem Könige in der Bewilligung der Kriegesmittel entgegen trägt, ist nicht genugsam zu preisen." Der König hatte für die Flotte verlangt 1.800,000 £, zur Ausrüstung von 60 Capitalschiffen mit 20 Brandern, ohne die Fregatten, deren Zahl doch auf 30 bis 40 angeschlagen wurde, mit 28,000 Mann Besatzung. Wie gefordert, ward bewilligt, alles an Einem Tage.

Schwieriger dagegen schien die Sache zu werden in Betreff der Kosten für eine Landarmee. Gegen dieselbe erhoben sich die Redner Seymour und Clargis. „Die Flotte, sagten sie, ist das einzige Bollwerk der Freiheit und Sicherheit von England. Wir haben durch unsere Bewilligung sie in Stand gesetzt. Anders ist es mit der Forderung für eine Landarmee. Irland ist fast unterworfen, wenigstens dahin gebracht, daß zur Vollendung des Werkes wenige tausend Mann genügen. Es ist daher nicht abzusehen, warum wir eine so starke Landarmee unterhalten, warum gar wir offensiv gegen Frankreich auftreten sollen. Wir wollen keine Eroberung auf dem Festlande. Angenommen auch, daß wir dem Könige von Frankreich einige feste Plätze nähmen: so beweist die Erfahrung, daß der Besitz von festen Plätzen jenseit des Wassers für England eher Schaden bringt als Nutzen" [2]).

Dagegen erhob sich eine Persönlichkeit, die der Bericht nicht nennt, sondern nur ausstattet mit der Bemerkung, daß man es von ihr nicht

---

[1]) Lords' Debates Vol. I, p. 405.

[2]) Ausführlicher Bericht Hoffmanns vom 24. October, auch für das Folgende. — Es ist um so erfreulicher diesen Bericht hier zu verwerthen, weil Macaulay sagt (in Ch. XVI): No report of the debates has been preserved, unless a long forgotten lampoon etc. may be called a report.

erwartet habe. Dieser Mann redete in folgender Weise. „Ich bin nicht Politiker genug, um auf eine Discussion über einen Defensiv- oder Offensiv-Krieg einzugehen. Ich rede nach meinem Verständnisse der Dinge. Dieses reicht so weit, daß es besser ist des Feindes Land zu verbrennen als das eigene von ihm verbrennen zu lassen, und noch so viel weiter, daß ich lieber die Hälfte meiner Habe freiwillig hergeben will, als noch einmal wieder der Gefahr und der Schande ausgesetzt sein, welche Frankreich im verwichenen Sommer über uns gebracht".

Den schlichten Worten des Redners folgte ein Beifallssturm. Die Bewilligung für die Landarmee erfolgte wie diejenige für die Flotte, sofort und in dem ganzen verlangten Betrage von 2.300,000 £. Somit hatte das Parlament in zwei Tagen über 4.000,000 £ für den Krieg bewilligt. Es war die höchste Summe, die bis dahin ein englisches Parlament ausgesprochen. Es standen noch Nebenposten aus zum Betrage von 400,000 £. An der demnächstigen Bewilligung derselben ward nicht gezweifelt.

Es war in England die allgemeine Ansicht, daß Versailles und St. Germain gerechnet hatten auf einen entschiedenen Widerspruch im Parlamente gegen die Forderung des Königs Wilhelm. Die Bewilligung durchkreuzte diese Rechnung. Die Bedeutung derselben erhöhte sich durch den Vergleich mit derjenigen vom Jahre zuvor. Damals war der bewilligte Betrag zunächst und hauptsächlich bestimmt zur Reduction von Irland. Dies Königreich war nun beinahe unterworfen. Dennoch erfolgte die Bewilligung. Sie erfolgte nicht im gleichen Betrage wie das Jahr zuvor, sondern in weit höherem. Sie zog sich nicht hinaus wie damals, sondern geschah rasch, auf einen Schlag. Um so eher demnach konnte die Verwendung eintreten.

Hatte denn nun der König Wilhelm das Unterhaus von England zu sich heraufgezogen, zu seinem Standpuncte, von welchem aus sein Auge Europa umspannte? — Jedenfalls hatte der Blick der Engländer im Jahre 1690 sich erweitert. Nicht mehr theilnahmlos, oder gar mit einer Abneigung gegen die Waffen der Katholiken vernahmen sie, was im fernen Osten, was an der Donau geschah. „Der schreckliche Verlust von Belgrad, meldet Hoffmann, hat den König und das Parlament über alle Maßen consternirt, und sonst auch spricht Jedermann

mir seine Theilnahme aus, außer den Jacobiten, denen die Nachricht erwünscht klingt" [1]).

Allein wir haben zu beachten, daß Wilhelm III. auf das Parlament nicht zu wirken versucht hatte vermittelst des Hinweises auf eine Vertragspflicht nach außen. Seine Thronrede erwähnte in allgemeiner Weise einer Conföderation wider Frankreich: den Vertrag der großen Allianz vom 12. Mai 1689 erwähnte sie nicht. Noch weniger legte der König diesen Vertrag vor. Nur ihn selber, ihn persönlich band der Vertrag, nicht das Parlament. Dieses sollte handeln, nach der Ansicht des Königs, nicht vermöge einer von außen auferlegten Pflicht, sondern, auch ohne alle Kenntnis einer solchen, dem eigenen Bewußtsein nach lediglich im eigenen Interesse des Schutzes, der Sicherheit von England selbst.

Daß nun dem Könige diese Führung des Parlamentes in einer so merkwürdigen Weise gelang, daß zugleich in den Engländern das europäische Gemeingefühl sich stärker hob, höhere Wellen schlug: dafür hatte zu einem erheblichen Theile beigetragen Frankreich selbst. „Man darf sagen, meldet Hoffmann, daß der gute Erfolg dieser Bewilligung wesentlich zuzuschreiben ist der französischen Flotte, ihrer Bravade längs der englischen Küste, ganz besonders aber dem Brande der wenigen und geringen Fischerhütten von Teignmouth. Gleich damals hat man, wie ich gemeldet, sich von diesem Brande alle günstige Wirkung auf die Engländer versprochen. Diese Ansicht hat sich durchaus bestätigt. Die Franzosen würden für sich wahrlich besser gehandelt haben nicht zu landen und noch weniger zu brennen, wenn sie keinen größeren Schaden zu thun vermochten" [2]).

Ludwig XIV. und Louvois rechneten ja allerdings bei ihrem Verfahren anders. Indem sie die moralischen Factoren im Menschenleben nicht genug zu würdigen verstanden, mochte ihnen die Furcht, die sie einflößen wollten, erscheinen als ein wirksames Kriegesmittel für die Unterwerfung der Völker. In Wahrheit entzündete die Brandfackel, die sie in das arme Fischerdorf Teignmouth schleudern ließen, den continentalen Krieg auch von England wider Frankreich.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 31. October.

[2]) Bericht vom 24. October.

Whitehall war voll Freude und Jubel. Der König empfing die Glückwünsche der fremden Gesandten. Er erwiederte, daß er hoffe der allgemeinen Sache wider den König von Frankreich nun gute Dienste zu leisten. Er sprach von seinem baldigen Aufbruche nach Holland. In drei Wochen, meinte man damals, werde der König sich dahin begeben. Aehnlich schrieb er selber an Heinsius. „Die Dinge im Parlamente, sagt er am 14./24. October, nehmen einen günstigen Verlauf. Gott gebe nur, daß man bald zum Schlusse gelange, damit ich nach Holland aufbrechen kann! Denn das ist der Gegenstand aller meiner Wünsche" [1]).

So glatt und leicht wie zu Anfang gingen indessen die Dinge nicht weiter. Denn nachdem die Bewilligungen ausgesprochen, handelte es sich um die Wege und Mittel sie anzuweisen. Hierbei waren, der Natur der Dinge gemäß, viele Hindernisse unvermeidlich. Und noch andere kamen dazu.

Im Unterhause ward der Gedanke angeregt, daß ein erheblicher Theil der Kriegeskosten abgewälzt werden könne auf die Rebellen in Irland, durch die Einziehung ihrer Güter. Der erste weitest gehende Antrag fiel. Ein anderer etwas abgeschwächter, und doch unendlich hart, ging im Unterhause durch. Er gestattete einige Ausnahmen für Protestanten, die sich zum Könige Jacob gesellt, für Katholiken keine [2]).

Dagegen lagen die Dinge in Irland derartig, daß das englische Parlament dieselbe Erleichterung der Kriegeskosten, die man durch Unrecht und Härte sich verschaffen wollte, hätte erlangen können durch Gerechtigkeit und Milde.

„Die Nachrichten aus Irland, berichtet Hoffmann, besagen, daß die dort noch in Waffen stehenden Insurgenten, nachdem der König Jacob sie verlassen, dem sie doch genügende Proben ihrer Treue gegeben, nicht abgeneigt sein würden sich zu unterwerfen. Allein sie verlangen Sicherheit für Leben und Habe. So sehr sie nun von der Güte des Königs persönlich überzeugt sind: so wenig vertrösten sie sich auf das Parlament, oder auf die gesammte englische Nation. In Rücksicht auf dieselbe, meinen sie, würde der König die Milde nicht walten lassen

---

[1]) Sirtema van Grovestins t. VI, p. 226.

[2]) Commons' Debates II, p. 386. — Man vgl. Macaulay Ch. XVI.

können. Demnach sei ihr jetziger Zustand, so verzweifelt und elend auch immer derselbe sein möge, dennoch der Sclaverei vorzuziehen, die nach der Niederlegung der Waffen ihrer warte."

„Die Irländer, fährt Hoffmann fort, haben, damit ich der Wahrheit gemäß rede, darin nicht Unrecht. Denn das Unterhaus hat die Absicht, den von den Zeiten Cromwells her noch übrig gebliebenen Adel völlig auszutilgen, und dadurch sich für die Zukunft in Sicherheit zu setzen wider alle diejenigen Neuerungen, zu welchen die irische Nation geneigt sein möchte. Diese Absicht leuchtet zur Genüge hervor aus der Million Pfund Sterling, welche das Unterhaus auf die Güter der Rebellen in Irland legen will. Denn diese Million wird alles verschlingen, was dem einheimischen irischen Adel von Cromwells Zeiten her noch geblieben ist. Ob man nun aber auf jene Nachrichten von der Gesinnung der Irländer nicht lieber von der Härte abstehen will, um den Ueberrest friedlich zu gewinnen, oder ob man vorzieht die Unterwerfung durch Macht zu erzwingen, steht zu erwarten" [1]).

Die Bill gelangte an das Oberhaus. Das Unterhaus hatte der zahlreich eingelaufenen Bitten gegen die Härte der Bill nicht geachtet: das Oberhaus zog sie in Betracht. Dazu machte der König seinen Einfluß geltend. Die Bill blieb liegen. Immerhin trat demnach die Härte, welche das Unterhaus gewollt, nicht in Kraft; allein andererseits ward es auch dem Könige, eben so wie zuerst nach dem Siege an der Boyne durch die englischen Räthe, nun durch das Unterhaus selbst unmöglich gemacht, den Krieg in Irland in seinem Sinne zu beenden, und dadurch dem unglücklichen Lande eine bessere Zukunft anzubahnen [2]).

Diese Erwägungen im Unterhause hatten viele Zeit hinweg genommen. Sie machten den König ungeduldig. „Die Langsamkeit, schrieb er am 14./24. November an Heinsius, verdrießt mich. Denn sie verzögert meine Fahrt nach Holland, die doch so unerläßlich ist" [3]).

Erst am 25. November/5. December konnte der König eine Reihe von Bills in Betreff der Geldmittel sanctioniren. Er benutzte

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 14. November.

[2]) Commons' Debates. Vol. II, p. 386. — Burnet II. 78. — Man vgl. Macaulay.

[3]) Grovestins VI, p. 227.

die Gelegenheit, um zur Eile zu mahnen. „Der Stand der auswärtigen Angelegenheiten, sagte er, ist derartig, daß ich durchaus vor dem Schlusse des Jahres im Haag sein muß. Ich bitte daher keine Zeit zu verlieren." Die Reise war so vorbereitet, daß der König in vier bis fünf Tagen aufbrechen konnte [1]).

Das Parlament hatte nicht diese Eile. Das Unterhaus prüfte die Rechnungen des Feldzuges. Es fand, daß der König um mehrere erhebliche Posten hintergangen sei. Es wurden Bedenken geltend gemacht, daß man nicht Willens sei Gelder herzugeben, welche Gaunern in die Hände fielen. Dazu erhob sich der alte Zwist der Parteien. Direct die Kriegesvorbereitung zu hindern, war den Jacobiten unmöglich. Sie warfen andere Zankäpfel in das Parlament. Es ward die Frage geltend gemacht, ob die einige Monate zuvor geschehene Wahl des Lord Mayor von London mit den Gesetzen bestehe. Es war ein Whig. Demnach suchte die Tory-Partei die Wahl für ungültig zu erklären, die Whigs kämpften für die Anerkennung. Die Reden für und wider nahmen volle zwölf Tage in Anspruch, bis zum 8./18. December. Auch dann gelangte man nicht zu einer Entscheidung, sondern nur zu der Erkenntnis, daß man die dem Könige wichtige Zeit verliere. Demnach wurde der Beschluß gefaßt die Sache einstweilen hinauszusetzen. „In solchen Fällen, bemerkt Hoffmann, werden die Parteien in ihrer Verbitterung gegen einander gar nicht inne, daß derartige Materien des Haders lediglich zu dem Zwecke eingebracht werden, damit sie dadurch sich abhalten lassen, das allgemein Wichtige und Nothwendige zu erledigen." Bereits verspürte man den Erfolg. Die vom Parlamente bewilligten Summen mußten zunächst durch Vorschüsse auf dieselben flüssig gemacht werden. Diese Vorschüsse, die zuerst reichlich eingekommen, begannen zu stocken.

Der Aufschub ward von vielen namentlich deshalb beklagt, weil demgemäß der Aufenthalt des Königs in Holland um so kürzer werden müsse. Denn so wichtig dort seine Anwesenheit sein möge, wichtiger noch sei sie in England, wenn man anders eine Flotte und eine Armee haben wolle [2]). Diese Ansicht mochte derjenigen des Königs Wilhelm

[1]) Hoffmanns Bericht vom 5. December, so wie für das Folgende die vom 15. und 19.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 22. December.

nicht ganz entſprechen. Nicht die Ausrüſtung einer engliſchen Armee war ſein Hauptzweck, ſondern die Führung der vereinigten Kräfte auf dem Feſtlande.

Eine andere Angelegenheit, die den König zurückhielt, war das Rechtsverfahren gegen den Admiral Grafen Torrington wegen ſeines Verhaltens in der Seeſchlacht von Beachy Head.

Der König hatte, wie noch zuletzt in der Thronrede, wiederholt gelobt ſtrenge Rechenſchaft zu fordern. Wir erinnern uns aus der Meldung von Lord Paget an den Kaiſer, daß der König perſönlich den Admiral des Verrathes ſchuldig hielt. Er konnte auf verſchiedene Weiſe ihm den Prozeß machen, entweder, indem er die Sache dem Parlamente überließ, oder indem er den Angeklagten vor ein Kriegsgericht ſtellte. Der König wählte das letztere Verfahren. Da ein Groß-Admiral des Reiches nicht da war, ſo bedurfte es einer beſonderen Parlaments-Acte zur Ermächtigung der Commiſſäre der Admiralität für das Verfahren. Dieſe Acte erfolgte. Das Kriegsgericht wurde angeſetzt auf den 10./20. December.

Bereits am Tage zuvor, dem 9./19. December, berichtet Hoffmann: „Man zweifelt ſehr an der Verurtheilung des Admirals Torrington. Denn er hat eine ſtarke Partei unter den See-Capitänen, beſonders denjenigen, welche innerlich mehr für den König Jacob ſind, als für den König Wilhelm".

Das Kriegsſchiff Kent, auf welchem der Prozeß ſtatt haben ſollte, lag auf der Medway. Torrington ward vom Tower aus in einer königlichen Jacht die Themſe hinab geführt, dann, unter dem Geſchmetter von Trompeten, von dem Vice-Admiral Delaval an Bord der Kent empfangen. Der letztere war Präſident des Kriegsgerichtes, das aus 28 See-Capitänen beſtand, der Mehrzahl nach aus ſolchen, die bei Beachy Head mitgeweſen und ſich nicht geſchlagen. Auf die als Zeugen vorgeladenen Holländer machte es einen überraſchenden Eindruck, daß dem Präſidenten des Kriegsgerichtes zur Rechten derjenige ſaß, den man einen Gefangenen nannte [1]). Andererſeits iſt aus dem eigenen Berichte eines dieſer hol-

[1]) Bericht des Zeugen Schout by Nacht Schey, bei Sylvius t. III, b. 30, p. 221. Er ſagt: De Krygsraad gezeten zynde, zat de Praesident boven aan, en naest hem, aan de rechter hand, den Admiraal Grave van Torrington, dien men gevangen noemde.

ländiſchen Zeugen unverkennbar, daß er das Kriegsgericht in herber Weiſe angriff. Er tadelte den Mangel an Ordnung, die Formloſigkeit des kriegsrechtlichen Verfahrens: in Holland ſei man dergleichen Dinge nicht gewohnt. Die Verſammlung gleiche mehr einem Neſte von jungen . . . . . als einem Kriegsgerichte [1]). — Derartige Reden wirkten, der Natur der Dinge nach, zu Gunſten Torringtons. Die Frage eines eigentlichen Verrathes, einer Colluſion mit Frankreich, ſcheint nach den erhaltenen Berichten nicht zur Sprache gekommen zu ſein. Nach der Vernehmung der Zeugen wurden die Vota eingeſammelt. Es ward in denſelben hervorgehoben, daß die Ausſagen zu allgemein ſeien und ſelbſt abweichend unter einander. Gemäß der Natur des Verbrechens aber, deſſen Torrington angeklagt werde, und gemäß dem Inhalte des Statutes, das zur Anwendung komme, ſei hier zwiſchen Tod und Freiſprechung kein Mittelweg [2]). Deshalb votirten 24 Stimmen für Freiſprechung, 4 ſchwiegen. Es erfolgte die Freiſprechung. Auf der Rückfahrt nach London empfing Torrington von den Kriegsſchiffen, an denen er vorüber fuhr, die üblichen militäriſchen Ehren. Nicht jedoch ließ er, wie man in Holland vielfach behauptete, von ſeiner Jacht die Admirals-Flage wehen.

Die Sache hatte demnach einen ganz anderen Verlauf genommen als der König ſich gedacht. „Er hat, urtheilt Hoffmann, die Sache nicht dem Parlamente anheim ſtellen wollen, welches doch, allem Vermuthen nach, den Admiral nicht geſchont haben würde. Der König dagegen hat geglaubt durch ein Kriegsgericht des Erfolges ſicherer zu ſein. Auch ſo noch hätte er die Verurtheilung durchſetzen können, wenn er Sorge getragen, diejenigen See-Capitäne zu entfernen, welche wegen ihrer durch Torrington erhaltenen Beförderung ihm zugethan ſind. Dies iſt nicht geſchehen. Man hat auf eine Ausſonderung nicht Bedacht genommen."

---

[1]) A. a. O. En dat dit beter na een nest met jonge . . . . als na een krygsraad geleek.

[2]) Beſondere Relation, beiliegend dem Berichte des Grafen Berka vom 8. Januar 1691: Le prétexte de son absolution fut que les dépositions des témoins estoient trop générales et mesme trop difformes pour l'avoir pû là-dessus condamner à mort, et que, selon la natura du crime dont il estoit accusé, et la teneur du statut qui en ordonne le chastiment, il n'y avoit point d'autre milieu à prendre. — Eben daher die anderen Angaben, betr. die Zahlen

„Der Haß und der Neid gegen die Holländer, fährt Hoffmann fort, hat in dieser Angelegenheit die Oberhand gehabt. Wie die Verurtheilung Torringtons gleichbedeutend gewesen wäre mit der Anerkennung der Ehre von Beachy Head für die Holländer: so haben durch diese Freisprechung die englischen Capitäne die Behauptungen Torringtons indirect bestätigt, nämlich daß die Holländer, von Branntwein berauscht, ohne Einsicht und Ueberlegung geschlagen haben, und daß, wenn er ihnen gefolgt, die gesammte Flotte geopfert wäre" [1]).

Das Urtheil des Kriegsgerichtes ließ den Grafen Torrington in Betreff des Lebens und der Freiheit straflos ausgehen: es stellte seine Ehre nicht her. Er nahm seinen Sitz im Oberhause wieder ein. Die Haltung der Pairs ihm gegenüber drückte ihn moralisch hinaus. Im Unterhause berieth man, wie den Mängeln des Statutes über die Bestrafung von Pflichtversäumnissen der Seeoffiziere abzuhelfen, und setzte ein Comite nieder zur Untersuchung des Statutes. Es herrschte die Ansicht vor, daß der Prozeß vor dem Parlamente einen anderen Ausgang genommen haben würde als vor dem Kriegsgerichte [2]).

Der Ausgang entsprach am wenigsten der Erwartung des Königs. Er hätte gern eine Revision des Prozesses vornehmen lassen. Aber die Forschung nach einem Präcedenzfalle dieser Art brachte kein Ergebnis. Er nahm dem Grafen Torrington die Admiralitäts-Würde. „Dies, sagte man, hätte er vorher thun sollen; denn das Kriegsgericht hat ihn behandelt nicht als Angeklagten, sondern als Vorgesetzten." Dasselbe Loos der Entlassung traf mehrere der Beisitzer des Kriegsgerichtes. Es hieß, daß alle diejenigen entfernt werden sollten, die durch Torrington zu höheren Stellen gelangt waren. Indessen die Sache war geschehen. Die Freisprechung Torringtons war unverkennbar ein Schlag für die Autorität des Königs, der erste, den er erlitt. Man vernahm Stimmen, die denselben in Vergleich brachten mit demjenigen, welchen Jacob II. durch die Freisprechung der sieben Bischöfe erlitten [3]). Immerhin mochte eine Aehnlichkeit der Sache da sein; aber größer war die Verschiedenheit der Personen.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. December.
[2]) Desgl. vom 29. December.
[3]) A. a. O.

Am 20./30. December erschien der König abermals im Oberhause und ließ das Unterhaus an die Schranken bescheiden. Nachdem er eine Geld-Bill sanctionirt, dankte er dem Parlamente für die guten Gesinnungen gegen ihn und die Willfährigkeit für das wahre Interesse des Landes. Dann bezog er sich auf seine letzte Kundgebung, daß der Stand der auswärtigen Angelegenheiten einen Verzug seiner Reise nach Holland nicht gestatte, und erneuerte die Bitte um alle mögliche Beschleunigung der Beschlüsse.

Das neue Jahr 1691 brach an, nach dem neuen Stile, nach dem alten. In der Republik spannte sich die Erwartung täglich höher. Der Vollmond fiel auf den 4./14. Januar 1691. Der König, hieß es in der Republik, wird diese günstige Zeit zur Ueberfahrt benutzen. Der Vollmond ging vorüber. Der König traf nicht ein.

Am 5./15. Januar erledigte das Parlament die letzten Bills. Sofort erschien der König, um sie zu sanctioniren. Dann sprach er dem Parlamente seine Freude aus über den Erfolg der Bemühungen desselben, die Session zu einem glücklichen Ende zu führen. Dies setze ihn in den Stand seine Reise nach Holland zu unternehmen. Der Beschluß des Unterhauses in Betreff Irlands war bis dahin im Oberhause nicht zur Erledigung gekommen. Der König gab das Versprechen, in Betreff der verwirkten Güter in Irland keine Schenkung vorzunehmen, bis die Angelegenheit im Parlamente geregelt sei. Das Versprechen birgt von Seiten des Königs in sich das Zurückweichen vor der Richtung des Unterhauses, welche den Weg der Milde und Gnade versperrte. Andererseits liegt in dem Versprechen die Erklärung, daß die harte und grausame Bill des Unterhauses über Irland keine Aussicht habe auf Erfolg. — Der König erneuerte seinen Dank für alle ihm bewiesene Willfährigkeit, und schloß mit der Mahnung an das fernere Zusammenhalten. Denn jeder Tag, sagte er, bringe frische Beweise von der Rastlosigkeit der Feinde von außen und von innen wider das Gedeihen der Nation und die Sicherheit der Regierung. Um so mehr bedürfe es der Einigkeit und der Kraft wider die Bosheit und die Umtriebe der gemeinsamen Feinde [1]). — Dann ward das Parlament vertagt, einstweilen auf den 31. März.

---

[1]) Commons' Debates. Vol. II, p. 388.

Jene letzten Worte hatten eine besondere Bedeutung. War die Verzögerung der Reise dem Könige sehr schwer angekommen: so hatte sie andererseits für ihn den Vortheil gebracht, daß eine weit reichende jacobitische Verschwörung vor seiner Abfahrt ihm offen lag.

Denn der Sieg des Königs Wilhelm in Irland hatte die jacobitische Partei in England nicht auf die Dauer entmuthigt. Wie sie im Sommer 1690 gehofft, daß die Entfernung des Königs ihnen eine günstige Gelegenheit bieten werde; wie sie deshalb ausgeschaut nach Frankreich, dorthin ihre Bitten gerichtet: eben so thaten sie es beim Herannahen der Reise des Königs im December 1690. Einige traten zusammen. Sie legten das Ergebnis ihrer Berathungen nieder in verschiedene Schriftstücke. Lord Preston, den wir wiederholt kennen gelernt, und Ashton, früher Secretär der Königin Marie Beatrice, erhielten den Auftrag die Schriftstücke in Versailles und St. Germain zu überliefern. Sie mietheten ein kleines Fahrzeug, eine Smack, im Hafen von London. Das Geheimnis ward verdeckt durch das Vorgeben des Schmuggelns. Demnach war der Preis hoch. Der Eigner indessen vermuthete, daß mehr noch zu gewinnen sei durch die Auslieferung dieser neuen Art von Schmugglern an die Regierung. Er ließ dem Präsidenten Caermarthen die Kunde zukommen. Dann fuhr er mit seinen Passagieren ab. Die Smack ward eingeholt, die Passagiere daraus entnommen und mit ihren Papieren nach Whitehall gebracht.

Noch vor der Vertagung des Parlamentes durchdrang das Gerücht die Stadt. Man vernahm das Wort des Königs, er vermöge nicht zu sagen, wie viel ihm daran liege, daß die Sache noch vor seiner Abreise zu Tage gekommen sei. Dennoch ward diese dadurch nicht gehindert. Am selben Abend der Vertagung verhörte er den Lord Preston. Er übergab dem Admiral Russel das Commando der Flotte, mit dem Auftrage nach Chatham hinab zu gehen, selber dort die Ausrüstung zu überwachen und nicht von dort zu weichen. Am Mittag des 6./16. Januar brach er auf nach Margate, um dort sich einzuschiffen. Der Frost hatte nachgelassen, das Eis war gebrochen, der Wind günstig. Man durfte hoffen, daß er in zwei Tagen im Haag sein würde. Allein es kam anders. In der folgenden Nacht schlug der Wind um nach Osten, trieb die Schiffe des Königs zurück. Er mußte

eine günstigere Zeit abwarten. Am Abend des 9./19. Januar traf er wieder in London ein [1]).

Um so eingehender konnte nun der König sich beschäftigen mit der Angelegenheit der Verschwörung. Die Papiere, welche man bei Preston gefunden, legen die Gesinnung und die Wünsche der jacobitischen Partei in authentischer Weise dar. Der Inhalt des hauptsächlichen derselben lautet wie folgt [2]).

„Ergebnis einer Berathung zwischen einigen Lords und Edlen, sowohl Tories als Whigs, welche bezweckt die Möglichkeit und die Mittel anzugeben für die Herstellung des Königs Jacob durch die Macht Frankreich, ohne Gefahr für die protestantische Religion noch die weltliche Regierung, wie sie gesetzlich besteht".

„Frankreich muß sich entscheiden, entweder uns zu Danke zu verpflichten oder zu erobern. Im letzteren Falle wird es bei uns geringe Hülfe finden, vielmehr einen stärkeren Widerstand, als die Römer, die Sachsen, die Normannen gefunden haben. Denn es fehlen uns die Worte zum Ausdrucke der Einigkeit, des unüberwindlichen Widerstandes, welchen auch nur der Gedanke an eine solche Eroberung im Volke erregen würde. Demnach wäre alles was daraus für uns sich ergeben könnte, eine unendliche Kette von Leiden, ohne irgend welche Hülfe oder Vortheil für den König von Frankreich."

„Hat dagegen der König Ludwig die Absicht uns zu verpflichten und die Angelegenheit der Herstellung zu begünstigen, damit er dann seine Herrschaft im Reiche oder in Italien um so leichter ausbreiten [3]), oder sich einen vortheilhafteren Frieden verschaffen könne: so liegt es ihm ob uns zu befreien von der furchtbaren Vorstellung, die wir uns von seinem Charakter machen. Er muß uns zu erkennen geben, daß er keineswegs die Absicht hegt, unseren König uns zurückzusenden wie einen erzürnten Eroberer, sondern daß er unser Freund, unser Ver-

[1]) Hoffmanns Berichte vom 16. und 19. Januar.

[2]) Beilage zu Hoffmanns Berichte vom 23. Februar. Die Auszüge, welche sich in the life of James. Vol. II, p. 441, bei Burnet II, 81, bei Macaulay Ch. XVI, und sonst finden, lassen wichtige Seiten des Actenstückes unberücksichtigt. Mir liegt eine Abschrift des französischen Originals vor.

[3]) Afin qu'il puisse plus aisément s'étendre dans l'Empire ou dans l'Italie.

mittler sein will. Auf diese Bedingungen hin werden mehrere Lords und Edle sich nach Wunsch erzeigen, besonders wenn es schleunig geschieht, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit."

„Für den Fall der Geneigtheit des Königs einzugehen auf diese Vorschläge, muß er die Bigotterie des Hofes von St. Germain mäßigen, und die Gemüther dort dahin bringen, daß sie auf geeignete Mittel denken, um die Nation für sich zu gewinnen. Denn die Armseligkeiten, die man dort täglich vornimmt, und die bis zu unserer Kunde dringen, sind nur geeignet die Erfüllung ihrer lebhaften Wünsche in weite Ferne zu rücken."

„Die Mittel, die uns als die besten erscheinen, würden die folgenden sein."

„Um allen ungehörigen und gefährlichen Anzettelungen zuvorzukommen, müßte man am Hofe von St. Germain alles Schreiben hierher untersagen: nur der König allein müßte die Correspondenzen in der Hand haben, Nachrichten empfangen und Befehle geben. Denn die Briefe unterliegen allzu vielen Zufälligkeiten, und sind nur zu oft erfüllt mit Dingen, die wir hier gar nicht hören dürften. Was wir dagegen daraus lernen, das besteht zum großen Theile in Dingen, welche gegen die Herstellung des Königs Jacob sprechen."

„Da ein sehr großer Theil der Protestanten sich an der Revolution nicht betheiligt hat, und mehrere tausende davon zurückkommen; da ferner die Protestanten die Masse und die Kraft der Bevölkerung dieser Königreiche ausmachen, und bei ihnen der Reichthum des Landes sich findet; da endlich die Ungleichheit in der Zahl so groß, daß nur etwa auf zwei hundert Protestanten Ein Katholik sich findet: so darf der König Jacob an nichts weniger denken als an eine nicht-protestantische Regierung, und für die Katholiken auf nichts mehr hoffen als eine gesetzlich festgestellte Gewissensfreiheit. Der König mag als Katholik leben, in so weit es seine eigene Religionsübung betrifft; aber er muß regieren als wäre er Protestant. Cromwell mit seiner siegreichen Armee konnte nur sich behaupten und dasjenige bewahren, was er erlangt hatte: darüber hinaus etwas zu erreichen, vermochte er nicht."

„Der König Jacob muß uns davon in St. Germain eine Probe geben, dadurch daß er die Protestanten um ihn den Katholiken vorzieht. Denn die letzteren hangen ihm an auf Grund der kleinlichen

Absichten des Interesses. Die Probe würde der Nation beweisen, was sie zu hoffen hat von der Rückkehr des Königs."

„Will der König Jacob dort sich umgeben sehen von mehr Mitgliedern der hiesigen Aristokratie, so müßte er einen ständigen Rath bilden aus wenigstens sieben bis neun Personen. Dies würde darthun, daß wir in einigem Ansehen bei ihm stehen, daß eine Gemeinsamkeit zwischen uns stattfindet, daß wir Antheil an ihm haben vermittelst der Männer von Qualität und unserer Religion um seine Person. Dies würde die Angelegenheiten hier zu Lande unvergleichlich erleichtern. Im günstigen Falle der Herstellung kommt dann das Königshaus zurück nicht allein und nur auf eigenen Namen. Dies würde Früchte tragen, nicht blos in der Zukunft, sondern schon jetzt."

„Zur Erreichung dieses Zieles müßte der König von Frankreich die protestantischen Engländer ermuthigen. Er müßte nämlich durch ein Edict ihnen gestatten, auf ihre eigenen Kosten Capellen zu halten und darin ihren Gottesdienst zu feiern nach eigener Weise. Dadurch würde der König von Frankreich die Engländer zum Nachdenken bringen über sein Verfahren gegen die Hugenotten. Er würde uns zu dem Glauben bewegen, daß sein Handeln wider sie hervorgegangen ist mehr aus der Besorgnis vor den Gefahren, welche nach seiner Ueberzeugung aus ihren antimonarchischen Grundsätzen des Widerstandes ihm erwachsen, als aus einer Absicht der Verfolgung."

„Kurz alle anderen Maßregeln, die etwa zu nehmen sind, werden bedingt durch die Zustimmung zu diesen Vorschlägen. Diejenigen, welche die Interessen des Königs Jacob reiflich erwogen, erwarten hierauf mit Ungeduld eine Antwort. Dies ist das einmüthige Ergebnis der Berathung von Tories und Whigs, welche bereit sind die Interessen des Königs zu vertreten."

Das Actenstück regt verschiedene Gedankenreihen an. Es ergibt sich aus demselben, daß katholische Jacobiten darin nicht vertreten [1]), daß sie fern gehalten sind. Mit derselben Gewisheit darf man sagen, daß nur Mitglieder des Adels an der Conferenz sich betheiligt haben.

---

[1]) Dies hat auch schon Macaulay nach Narcissus Luttrell bemerkt, in Ch. XVI.

Der Inhalt beweist eine merkwürdige — man dürfte sagen — naive Unkenntnis des Charakters von Ludwig XIV. und seiner Politik, namentlich in Betreff der kirchlichen Seite derselben, mit einer auffallenden Selbstüberschätzung. Ludwig XIV. hat durch sein Verfahren gegen die Hugenotten seinen Namen gebrandmarkt für alle Zeiten. Aber dies Verfahren entsprang nicht einer augenblicklichen Aufwallung: es war lange und reiflich vorher erwogen, es wurde festgehalten mit zäher Consequenz. Es war innig verwoben mit dem ganzen politischen Systeme dieses mächtigen Königs. Wie konnte die Handvoll Jacobiten von England sich der Erwartung hingeben, daß es nur des Aussprechens von ihrer Seite bedürfe, um jenen mächtigen König zu Maßregeln zu bewegen, die im Widerspruche standen mit dem Gange seiner europäischen Politik, nur darum zu bewegen, weil es den kurzsichtigen Jacobiten von England für ihre Zwecke so convenirte! —

Nicht höher als in intellectueller Hinsicht stand die Denkschrift in moralischer. Die beiden letzten Stuart-Könige waren hier weit übertroffen. Ludwig XIV. hatte bei Carl II. doch des Unterhandelns bedurft, um für seine Eingriffe in fremdes Recht, für seine Reunionen, die Connivenz dieses Königs von England zu erlangen. Er hatte zur Zeit Jacobs II. solche Versuche gar nicht machen dürfen. Denn wie thöricht, wie verblendet auch immer dieser als König gehandelt: im Grunde wollte er den Frieden Europas, und wollte auch eintreten für die Erhaltung desselben. Wir erinnern uns, daß Ludwig XIV. mehr als einmal die schon zum Nehmen ausgestreckte Hand auf Jacobs Mahnung wieder hatte sinken lassen. Anders diese englischen Jacobiten vom December 1690. Sie verhandelten, so viel an ihnen war das zu verhandeln, Deutschland und Italien, indem sie es entgegen trugen, es dem Könige von Frankreich anboten für die Herstellung ihres Königs Jacob. In Betreff der Gesinnung nach außen waren demnach diese Jacobiten gemeinschädlich für Europa.

Freilich in noch höherem Maße für England. Die Jacobiten betrachteten sich als stehend unter der Herrschaft eines Usurpators mit fremden Truppen. Sie wünschten Befreiung von derselben durch den König Jacob auch seinerseits mit fremden Truppen. „Dann aber, sobald der König Jacob die Nation befreit von den Fremden, welche sie überwältigt haben, welche die Rechte und Gesetze seiner Völker mit Füßen

treten, werde er diese fremden Truppen sofort entlassen" [1]). So diese Jacobiten.

Sie hatten ihren Anschlag gebaut auf die Voraussetzung, daß längstens bis zum 10. März die französische Flotte und Mannschaft an der englischen Küste sein müsse. Die Kundigen in England fällten ihr Urtheil dahin, daß, auch wenn Preston mit den Papieren nach Versailles und St. Germain gelangt, auch wenn von Seiten des Königs von Frankreich dem Plane im allgemeinen eine Geneigtheit entgegen getragen wäre — dennoch diese Voraussetzung sich als unausführbar erwiesen hätte. Jene Geneigtheit jedoch durfte sehr zweifelhaft sein. Opfer zu bringen für die Zwecke Anderer, war nicht die Weise Ludwigs XIV. Der Gang der Dinge im Jahre 1690 hat dargethan, daß in den Augen dieses Königs die Vorbedingung für die Landung einer Truppenmacht in England war eine Erhebung dort.

In Ansehung des gesammten Planes dürfte das Urtheil Hoffmanns das Richtige treffen: „Obwohl in diesem Projecte den König Jacob wieder einzubringen, mehr böser Wille sich kund gibt, als vernünftige Ueberlegung und die Wahl zweckmäßiger Mittel: so ist doch die Verschwörung immer eine gefährliche Sache" [2]).

Es ist von besonderem Interesse, die moralische Qualität der Verschwörer noch etwas schärfer ins Auge zu fassen.

Als die bedeutendsten Persönlichkeiten in derselben wurden angesehen der Graf Clarendon, der Oheim der Königin, und der Bischof von Ely. Von dem letzteren fand sich unter den Papieren Prestons ein Brief als Glückwunsch zum neuen Jahre, in welchem die Worte: „Ich rede in der Mehrheit, weil ich eben so wohl die Gedanken meines älteren Bruders niederschreibe als die eigenen, so wie der anderen Mitglieder der Familie". Der ältere Bruder war dem Sinne nach der Erzbischof Sancroft von Canterbury, die Familie die eidweigernden Geistlichen der Hochkirche. Clarendon seinerseits, ebenfalls in verstellter Sprache, redete von einer Heirath, die er betreibe. Er berichtete, daß er, sobald er von dem auf ihn ausgeübten Drucke der Verwandten frei

[1]) Qu'il les congédiera aussitost qu'il aura délivré la nation de ces estrangers, qui les ont envahis et qui foulent aux pieds les loix et les privilèges de ses peuples.

[2]) Bericht vom 2. Februar.

geworden — nämlich nach seiner Haft im Tower — das Geschäft wieder aufgenommen habe.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Clarendon und der Bischof von Ely in voller Ueberzeugung gehandelt. Aber eine dritte Persönlichkeit, nach dem Tagebuche Clarendons mit ihm in fast täglichem Verkehre [1]), ist auch bei dieser Sendung Prestons stark betheiligt. Unter den Schriftstücken desselben fand sich ein Memorandum von Ansprüchen an den König Jacob. Obenan steht Madame D. mit der Forderung von 2000 £ für ihren Unterhalt und 200 £ pour de petites dettes. Indem Hoffmann dem Kaiser eine Abschrift einsendet, hält er für nöthig jene Worte zu erläutern durch den Zusatz: „Preston bezeichnet damit die Gräfin Dorchester, die Maitresse des Königs Jacob, für welche er um Geld für ihren Unterhalt nachsuchen soll" [2]).

Miß Sedley, Gräfin Dorchester genannt, war überhaupt keineswegs geneigt, aus ihrer Stellung zu dem Könige Jacob ein Hehl zu machen. Die Königin Mary selber hatte die Geläufigkeit ihrer Zunge zu erfahren. Als bei einer Vorstellung von Persönlichkeiten der Name der Gräfin Dorchester ihr genannt wurde, wandte die Königin sich ab. Die Dame dagegen rief: „Ich bitte Ew. Majestät sich zu erinnern, daß, wenn ich eins der zehn Gebote gebrochen mit Ihrem Vater, Sie ein anderes gebrochen gegen ihn. In dem Puncte stehen wir gleich" [3]).

Wie hoch auch immer man die laxe Moral jener Zeiten in solchen Dingen anschlagen möge: die Thatsache, daß Preston als der Träger der Beschlüsse einer Partei, die sich selber betrachtete als Vertreterin des Rechtes im kirchlichen wie im politischen Leben, zugleich und an erster Stelle sich belud mit den Forderungen der Gräfin Dorchester, erhöht nicht die Ehre dieser Jacobiten.

Der Graf Clarendon ward abermals in den Tower gebracht. Den Bischof von Ely fand man nicht. „Vielleicht, meldet Hoffmann, verlangt man auch nicht stark ihn zu finden. Man hat vielmehr Ursache

---

[1]) Clarendon's Diary endet im August 1690; aber man durchblättere das Jahr 1690, Vol. II, p. 299 etc., und sehe wie oft sich die Worte finden: Lady Dorchester dined with us.

[2]) Bericht vom 13. Februar.

[3]) Lingard VIII, p. 175, n. 1 citirt diese Worte aus den Noten von Dartmouth zu Burnet.

zu glauben, daß der Hof sich lieber mit einer gründlichen Kenntnis der Verschwörung befriedigen als die Schuldigen verfolgen will. Denn die Sachen würden weit hinaus greifen, und es würde schwer sein, hier Einen und dort Einen zu treffen, ohne zugleich dem Grafen Clarendon den Prozeß zu machen" [1]). Der König ließ am Abende vor seiner Abreise den Lord Preston vor sich kommen, um selbst ihn zu verhören. Dies ward angesehen als der Vorbote seiner Begnadigung.

Die Sache blieb unentschieden wegen der Abreise des Königs. Wir werden sie weiter zu verfolgen haben nach seiner Wiederkehr.

Denn endlich, nach mehrtägigem Harren, wandte der Wind sich wieder westlich. Am 16./26. Januar fuhr der König, begleitet von Portland und Ouwerkerke, zu Wagen nach Gravesend. Dort stiegen sie zu Schiffe. Am Morgen des 17./27. lichtete das ganze Geschwader von drei und zwanzig Segeln die Anker.

In England hoffte man auf eine baldige und günstige Fahrt [2]).

Anders urtheilte man in Holland. Der Frost war außerordentlich stark. Das Meer war durchweg bis auf einige Stunden von der Küste so völlig mit Eis bedeckt, daß auch die Fischer mit ihren kleinen Fahrzeugen sich kaum hinaus wagen durften. „Demnach, lautet der Bericht aus dem Haag vom 13./23. Januar, ist Jedermann hier überzeugt, daß man die Ueberkunft des Königs in den nächsten vierzehn Tagen unmöglich erwarten dürfe" [3]).

Der Lootse der königlichen Yacht, Symen Hartevelt, war derselbe, dessen Führung reichlich zwei Jahre zuvor, im November 1688, der Oranier sein Geschick anvertraut, und den darum er auch dieses Mal für seine Heimkehr berufen hatte. Der Bericht Hartevelts über diese zweite denkwürdige Fahrt liegt vor. Wir haben ihm zu folgen als der alleinigen Quelle [4]).

Den Tag des 17./27. Januar hindurch blieb der Wind ziemlich günstig. Am Abend wurde er schwankend, schlug dann um nach Nordost. In Hartevelt stieg einige Sorge auf. Der Wind blieb östlich, auch

---

[1]) Bericht vom 13. Februar 1691.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 26. Januar.

[3]) Bericht des Grafen Berka vom 23. Januar.

[4]) Vollständig abgedruckt bei Sylvius t. III. b. 31, p. 24 enz. — Macaulay, in Ch. XVII Anfang, scheint diesen Original-Bericht nicht gekannt zu haben.

am Morgen des 18./28. Man hißte die Signal-Flagge, welche alle Capitaine an Bord des Königs berief. Es war augenscheinlich die Gefahr da, auf Dünkirchen hin gedrückt zu werden, demnach in französische Hände zu gerathen. Der allgemeine Rath der Capitaine war für die Rückkehr nach England. Dem Könige behagte das nicht. Auf sein Befragen erwiederte Hartevelt, daß man damit noch warten dürfe, weil Hoffnung sei auf eine Wendung. Dies glückte in so weit, daß man laviren konnte, mit dem Bestreben so vor Ostende zu gelangen. Am Abende ward der Wind noch günstiger; jedoch hielt Hartevelt es für gerathen um Mitternacht beizulegen.

Der 19./29. Januar brach an. Ein schwerer Nebel bedeckte das Meer. Man lichtete die Anker und hielt ostwärts. Um Mittag glaubte Hartevelt gegenüber Ostende zu sein. So gering die Aenderung dem Raume nach gegen den Tag zuvor: die eine ungeheuere Gefahr des Auflaufens auf die französische Küste war überwunden. Der König sprach den Wunsch aus in Seeland zu landen. Hartevelt verneinte die Möglichkeit wegen des andauernden Nebels. Er müsse auf die Maas zu halten. Der König gab seine Zustimmung.

Am Dienstag Morgen, dem 20./30. Januar, bewies die Abnahme der Wassertiefe die Annäherung an das Land. Hartevelt muthmaßte, daß man sich vor der Maas befinde. Er rief ein Fahrzeug dort an, und fragte nach dem Eisgange. Es ward ihm die Antwort, daß derselbe sehr schwer. Es galt also die Frage in die Maas zu gelangen. Hartevelt erhielt auf sein Andringen die Erlaubnis mit der Schaluppe abzustoßen, um die Maas-Tonne aufzusuchen, jedoch unter der Bedingung nicht lange auszubleiben. Kaum war er eine halbe Stunde fort gewesen, als ein Signalschuß ihm die Rückkehr zu der Yacht gebot.

Der König wollte bei der Windstille den Versuch machen, mit der Ruder-Schaluppe ans Land zu gelangen. Er stieg hinab, mit ihm Portland, Ouwerkerke, der Engländer Dorset, und dazu ein Diener [1]). Die Mannschaft bestand aus sieben englischen Ruderern. Hartevelt stand am Steuer. In allem also waren in der offenen Schaluppe

[1]) So Hartevelt. Berka im Berichte vom 2. Februar setzt statt des Dieners den Herrn van Zuilesteen.

dreizehn Personen. Auch einige Lebensmittel wurden eingeladen, so wie die Compasse. Man hoffte jedoch bald das Land zu erreichen. Um zwei Uhr Nachmittags am 20./30. Januar stieß die Schaluppe von der Yacht ab, in den Nebel hinein. Es folgten von der Flotte zwei andere Schaluppen mit Engländern.

Die Ruderer griffen aus. Das Fahrzeug durchschnitt rasch das Wasser. Allein die Bewegung des Ruderns störte die Nadeln der Compasse. Hartevelt ließ halten, um die Sonne aufzunehmen, und den Lauf nach der Sonne so zu richten, wie er allem Vermuthen nach dann an Land gelangen müsse. So fuhren sie abermals daher. Aber der Nebel war zu dicht, kein Land wahrnehmbar.

Sie trafen auf ein tief gehendes Eisfeld, das am Boden fest saß. Hartevelt ließ anlegen, und stieg aus. Der Compaß kam zur Ruhe und es ergab sich daran, daß die Gezeit südost lief. Hartevelt begründete seine Vermuthung, daß man sich vor dem Gat von Goeree befinde. Der König erwiederte: er wünsche nach Helvoetsluis. Hartevelt hielt den Lauf dahin. Aber der Eisgang trieb so schwer, daß man ablassen mußte.

Die Insassen der zwei anderen Schaluppen wurden unruhig. Sie sprachen ihre Besorgnis aus. Man war auf offenem Meere in ungedeckten Schaluppen. Zwar war es windstill; aber das Aufspringen einer einzigen Böe würde die höchste Gefahr bringen. Dazu breche die Nacht ein. Sie riethen seewärts zu fahren, damit man die Flotte wieder erreiche. Eben wegen der einbrechenden Nacht und des Nebels stimmte Hartevelt dagegen. Der König besprach sich mit Portland. Auf ihr Befragen empfahl Hartevelt den Cours auf das Land von Goeree zu richten; denn dort sei, wegen der Beschaffenheit der Küste, der Eisgang minder zu fürchten. So geschah es. Allein das Auffinden des Hafens mislang, weil allzu weit das Eis vom Lande aus sich ins Meer erstreckte. Zwischen acht und neun Uhr Abends indessen gewahrten sie das Leuchtfeuer von Goeree. Hartevelt ließ die Schaluppe fest laufen, und schickte drei Mann ab, die von Goeree her Wagen holen sollten. Nach kurzer Frist kehrten sie wieder. Es war unmöglich gewesen, durch die Eistrümmer und Wasserlöcher durchzufinden.

Nach Mitternacht rollte die Fluth an. Die Fahrzeuge wurden wieder flott. Aufs neue legten die Männer sich auf die Ruder, um

doch vielleicht trotz der Dunkelheit der Nacht den Eingang in den Hafen zu gewinnen. Es war bereits der 21./31. Januar.

Es drängt sich uns hier die Erinnerung auf, daß zwei Jahre zuvor in einer Januar-Nacht und in einem ähnlichen, freilich wenigstens gedeckten Fahrzeuge ein anderer König von England, nicht so sehr fern von da, auf demselben Meere schwebte. Der Eine wie der Andere wußte den Wellen Trotz zu bieten, Jacob II. als alter Seemann körperlich ungleich besser als Wilhelm III. Aber damit hörte die Aehnlichkeit auf. Jacob war ein Flüchtling. Er flüchtete, wie er meinte, um sein Leben zu retten, und die Kronen, die er verlassen, zurück zu erhalten von einer mächtigeren Hand, in Wirklichkeit, um sich als Werkzeug in dieser mächtigeren Hand ausnutzen zu lassen gegen sein eigenes Vaterland. Wilhelm, wirklich und wahrhaft ein König, setzte auf dem Meere sein Leben ein, um es abermals zu Lande einsetzen zu können für die Freiheit seines Vaterlandes, für die Freiheit von England, für die Freiheit aller Völker gegenüber jenem Mächtigen, der keine Freiheit kannte als die Schrankenlosigkeit seines Willens.

Man ruderte nahe der flachen Küste her, bei geringer Wassertiefe von zwei bis drei Fuß. Aber der Nebel und die Finsternis der Nacht verstatteten nicht den Hafen zu finden. Hartevelt bat um die Erlaubnis auszusteigen und sich durchzuarbeiten. Widerstrebend gab der König nach. Hartevelt gelangte nach zwei mühseligen Stunden bis Goeree. Er bat dort das Leuchtfeuer zu vergrößern, und einen Schuß abzufeuern, zum Signale für die Schaluppen. Es geschah. Der König verstand es und sagte: „Er wird mit Wagen wieder kommen, um uns abzuholen".

Zwischen fünf und sechs Uhr Morgens am 21./31. Januar gelangten die Wagen an die Schaluppen. Es waren seit dem Abstoßen von der Flotte sechszehn Stunden verflossen. Hartevelt hebt hervor, daß in all dieser Zeit kein Wort des Verdrusses über die Lippen des Königs gekommen war [1]). Um halb sieben Uhr Morgens, im Grauen des Tages, gelangten die Wagen an die nächste Wohnung,

[1]) Nach dieser bestimmten Aussage scheint das oft angeführte Wort des Königs an die Seeleute, ob sie sich fürchteten in seiner Gesellschaft zu sterben, nicht haltbar. Hartevelt würde dasselbe bemerkt und erwähnt haben. — Während seiner Abwesenheit, in den letzten zwei Stunden, war die größte Gefahr bereits vorüber.

ein Bauernhaus. Dort zuerst begrüßte den König der freudige Zuruf seiner Landsleute. Auf dem Herde prasselte ein mächtiges Feuer, und der Bauer schaffte herbei was das Haus vermochte.

Aber noch war nicht alles überwunden. Das Ziel der Fahrt war das rechte Ufer der Maas. Um neun Uhr meldete Hartevelt an, daß die Gezeit günstig zum Aufbruche. Die Wagen brachten die Reisenden wieder an die Schaluppen. Man ruderte abermals den Strand entlang, dies Mal jedoch bei Tageshelle. So gelang es ihnen in die Maas-Mündung zu kommen, und sie zu durchkreuzen auf Oraniepolder zu.

So gering auch im Haag die Hoffnung war, daß der König in diesen Tagen kommen würde, hatte man am nördlichen Ufer der Maas dennoch Postillone als Wachen ausgestellt, um zu beobachten. Eine noch bessere Wacht hielt treue Anhänglichkeit. Auf dem äußersten Ende des Oraniepolders lag am Deiche die Wohnung eines Hausmanns, Namens Jilles. Wilhelm III. war auf der Hasenjagd im Polder zuweilen dort eingekehrt. Als Jilles erfuhr, daß vielleicht der König kommen werde, stellte auch er aus eigenem Antriebe sich zur Wache. Es war um die Mittagszeit am 21./31. Januar. Von den Schaluppen aus gewahrte man am Strande die zwei Männer zu Pferde, die ihrerseits erstaunt hinschauten auf das kühne Wagnis der offenen Schaluppen im Eisgange der Maas. Hartevelt hielt auf die Reiter zu. Den einen derselben erfaßte die Ahnung dessen was das bedeuten könne: er spornte sein Pferd ins Wasser und gelangte an die erste Schaluppe. Von einem der tief verhüllten Männer drang zu ihm eine heisere, kaum vernehmbare Stimme empor: „Wie geht es, Jilles, kennt Ihr mich noch?" — Jilles fuhr erschrocken zurück. Dann faßte er sich und erwiederte: „Willkommen, Herr Prinz, ich habe Euch nicht gleich erkannt" [1]).

Unterdessen ritt auch der Postillon heran. Der König ließ ihn absteigen und setzte sich auf das Pferd. Portland bestieg dasjenige von

---

[1]) Hoe vaerje al, Jilles, kan je myn noch wel? — Waerop Jilles eenigsints gealtereert zynde, seyde in syn eenvoudigheyt: Wellekom, myn Heer Prins, ick zag niet dat gy het waert. — Die Einzelnheiten dieser Landung müssen damals in aller Munde gewesen sein. Ein Kupferstich mit der Unterschrift: Op't aan land treden van Syn Majesteit 1691, zeigt die Schaluppe, an welche Jilles heran reitet, im Hintergrunde das Haus des Jilles.

Jilles. Sie ritten aufs Trockene. Jilles watete hindurch, um die Pferde wieder zu holen, und abermals, bis das ganze Gefolge am Lande war. In allem hatte man drei und zwanzig Stunden in den offenen Schaluppen zugebracht.

Der König trat ein in das Haus von Jilles. Diesen selbst entsendete er nach dem nahen Honslardyk, um Wagen zu holen. Holz war reichlich vorhanden, und das Gefolge drängte sich um das lodernde Feuer. Nicht der König. Er wünschte allein zu sein. Es war kein anderer Raum vorhanden, als der nach holländischer Weise lang gestreckte, sauber gehaltene Kuhstall. Dort hinein trat der König. Auf der Planke, welche der Länge nach mitten hindurch liegt, wandelte er auf und ab, allein. Die Gesinnung, mit welcher der Mensch eintritt, vermag jeglichen Raum ihm zu wandeln in eine Kirche.

Die Wagen kamen an. Der König und sein Gefolge fuhren zunächst nach Honslardyk. Es war nicht seine Absicht dort zu bleiben, dagegen die Fahrt so einzurichten, daß er erst nach dem Einbruche der Dunkelheit im Haag einträfe. So geschah es zwischen fünf und sechs Uhr Abends. Die Einfahrt einer Reihe von Sechsspännern gab die erste Kunde. Sie durchflog rasch die Stadt. Doch noch erhielt sich der Zweifel. Da erdröhnte vom oranischen Hofe her der Donner der Kanonen, und wiederum, und zum dritten Male. Von den Thürmen herab erklangen die Glocken. Aller Zweifel war zu Ende. Der König war angekommen, gerettet, sicher, unter den Seinen. Die Bürger stürzten hervor aus ihren Häusern. Diese selber strahlten bald in hellem Lichte. Frohlockend, jubelnd drängte sich die Menge, um dann wieder denen zu lauschen, die mehr wußten als sie, und die Kunde heim zu bringen. Fort und fort ertönte dazwischen in die Menge hinab das Geläute aller Glocken, mahnend zum Danke für den Geber alles Guten, und die frohe Kunde hinaus tragend in das Land. Die Bedeutung ward dort verstanden. Ein Dorf nach dem anderen antwortete der Stadt, und wiederum ein Dorf dem anderen, in immer weiteren Kreisen. Auf den Schwingen des Klanges eilte in wenigen Stunden die Botschaft durch das ganze Land [1]).

[1]) Außer Sylvius t. III, b. 31, p. 26, entnehme ich hier Einzelnheiten dem Berichte des Grafen Berka vom 2. Februar.

Die Absicht des Königs bei seinem stillen Einzuge liegt vor Augen. Eine demonstrative Feier entsprach nicht seinem Sinne. Anders jedoch dachten seine Landsleute, zunächst die Bürger vom Haag. Sie wollten ihren Gefühlen Ausdruck geben. Am nächsten Morgen erschien vor dem Könige eine Deputation der Stadt zur Begrüßung und zugleich mit der Anfrage, wann es Se. Majestät gefallen würde der Stadt zu erlauben, daß sie ihm die Ehre und Pflicht der feierlichen Einholung erweise. Der König erwiederte: eine solche Ehre gebühre auswärtigen Souveränen, nicht ihm als gebürtig in diesem Lande [1]). Die Deputation erschien zum zweiten Male. Er wies sie abermals ab. Sie kam zum dritten Male mit sehr dringender Bitte. Der König gab nach. Er bestimmte den nächsten Montag, den 5. Februar.

Der Vorgang führt uns zu der Betrachtung der merkwürdigen Stellung des Oraniers. Er bekleidete die höchsten Würden in der Republik, unter dem Titel des Erbstatthalters. Dennoch stand nicht bei ihm die Souveränetät, sondern bei den Ständen jeder einzelnen der sieben Provinzen. Ihnen gegenüber war der Prinz von Oranien ein Bürger des Staates. Als solcher war er ausgegangen, ausgestattet mit den ihm dargeliehenen Kriegesmitteln der Republik, um in seinem Namen und zu Gunsten seines Vaterlandes auf den König von England einen Druck der Gewalt auszuüben, ihn zu nöthigen zu einer anderen Politik nach außen und nach innen. Der König von England, um nicht diesem Drucke nachzugeben, von fremdem Rathe bethört, hatte lieber seine Krone verlassen. Das Parlament von England hatte die thatsächlich erledigte Krone dem Oranier angeboten. Er hatte sie angenommen. Aber er hatte zugleich seine Würden in der Republik behalten, war demnach Bürger derselben geblieben, der Form nach in so weit Unterthan der souveränen Stände von Holland, von Seeland, von Geldern, von Overyssel, von Utrecht. Die Bürger dagegen dieser Republik beeiferten sich diesen ihren Mitbürger zu feiern als Souverän. Sie ließen nicht nach, bis er es gestattete.

Wir kennen in der politischen Geschichte Europas zahlreiche Beispiele von Personal-Unionen, von dem Verbunden-Sein zweier oder

---

[1]) A. a. O. Dat sulcks aen Buytenlandse Potentaten paste, en dat hy een Inboorling van ons Land was, hem deeze eer niet toe en quam.

mehrerer völkerrechtlich und staatsrechtlich getrennter Länder durch ein gemeinsames Oberhaupt. Ein Analogon dagegen zu der Stellung des Oraniers Wilhelm III. als Republikaner und als König dürfte nicht nachzuweisen sein. Aber mehr noch als das: der Oranier war nicht bloß zugleich Republikaner und König: er wollte es auch bleiben, das Eine wie das Andere. Und weiter noch: die Republikaner trugen ihm, der nicht ihr Souverän war, eine wärmere Anhänglichkeit, ein stärkeres Vertrauen entgegen, als die Engländer ihm als dem Könige. Es zeigt sich nach der Wiederkehr des Oraniers 1691 und ferner in der Republik keine Spur der einstigen Besorgnis, daß er trachten werde die Regierungsform zu wandeln, aus der Republik ein Königreich zu machen. Die oligarchische Partei, einst so mächtig, der Hebel Ludwigs XIV. zur inneren Verstörung der Republik, war durch den letzten moralischen Schlag, den die Stadt Amsterdam, im Beginne des Jahres 1690, erlitten, vor der Autorität des Oraniers völlig unterlegen.

Man hat damals gesagt und später oft nachgesprochen: der Oranier sei König der Republik und Statthalter von England. Das Wort hat mehr Schein als Wahrheit. In Betreff Englands ist es gedacht in der Weise der Franzosen jener Zeit, denen von dem Begriffe des Königthumes untrennbar erschien die Allgewalt, wie sie Ludwig XIV. ausübte, vor welcher die Anerkennung jedweden fremden Rechtes erscheint als eine Gnade von Seiten der Krone. Ein solcher König war allerdings nicht Wilhelm III. Er hatte die Krone empfangen unter bestimmten Beschränkungen und Bedingungen. Er hielt dieselben aufrecht; aber innerhalb derselben war er der König. Er hatte dies dargethan durch die Vertagung und die Auflösung seines ersten Parlamentes. Er that es auch ferner dar. Es ist gewis, daß auch außer der jacobitischen Partei in England sich manche Antipathien wider ihn regten. Sie gehörten indessen, wie jene Partei selbst, nach 1690, vorzugsweise den höheren Classen der Gesellschaft an, der Aristokratie in Staat und Kirche. Das eigentliche Volk, die Masse, in allen Ländern beugt sich jederzeit vor der Kraft und dem Willen. Damit wird nicht verneint, daß Wilhelm III. in England weniger populär war als in der Republik; aber auch über das Maß dieser Popularität in England läßt sich entscheiden nur nach den Berichten unbetheiligter Augenzeugen. Wir werden auf dieselben nach wie vor zu achten haben.

Auch die andere Seite jenes Wortes, nämlich, daß der Oranier König der Republik der Niederlande gewesen sei, dürfte hinausgehen über das rechte Maß. Es ist nicht zu bezweifeln, daß seine Autorität in der Republik größer war als diejenige seines Zeitgenossen, des Königs Johann Sobiesky in Polen. Aber diese Autorität des Oraniers ward nicht erworben durch die Verletzung republikanischer Formen, oder gar durch den Druck der königlichen Macht von England. Sie beruhte auf moralischen Grundlagen, auf der Anerkennung von Seiten der Holländer für die Gesinnung, die Kraft und den Willen des Oraniers für sein Vaterland nach innen wie nach außen.

Und damit sind wir gelangt an den Schlüssel, der uns das Geheimnis der Doppelstellung des Oraniers erschließt. Er war wirklich der Erbstatthalter der Republik, im Besitze ihrer höchsten Aemter, nichts mehr. Er war wirklich der König von England, innerhalb der gesetzlichen Formen der Verfassung, nichts weniger. Aber es kam dazu die dritte Qualität, diejenige des Charakters: er erstrebte in der einen Stellung wie der anderen die Qualität des ehrlichen und gerechten Mannes. Indem er mit dieser ersten und hauptsächlichen Qualität verband eine hohe geistige Begabung, einen festen Willen, eine nimmer rastende Thatkraft, einen hohen persönlichen, oft ans Uebermaß streifenden Muth, war er ein großer König.

Gemäß der Zusage des Königs, der sich von den Nachwehen der Ueberfahrt bald erholt, fand am Nachmittage des 26. Januar/5. Februar 1691 der feierliche Einzug statt. Von der einstigen Wehrbarkeit der Städte-Bürger des Mittelalters war damals noch so viel verblieben, daß sie bei solchen Anlässen in Reihe und Glied mit Waffen erschienen. Diejenigen vom Haag bildeten sechs Fähnlein, unter denen der erste Rang dem Fähnlein Orange-Weiß-Blau gebührte. Dasselbe stand aufmarschirt zu beiden Seiten der Straße vom Westende an, da wo der König, nachdem er zum Nordende aus und dann rundum gefahren, in die Stadt eintrat. Es folgten die anderen Straßen hindurch die anderen Fähnlein, zuerst das grüne u. s. w.

Ein solches Fest hatte der Haag niemals erlebt, niemals hatte dort eine solche Menschenmenge, herangeströmt von allen Seiten nah und fern, jubelnd sich gedrängt. Und wie dann der Wagen des Königs

sichtbar wurde, erscholl immer wieder aufs neue der tausendstimmige Ruf: Lang leeve de Koning, onsen Stadhouder!

Besonders merkwürdig war sowohl an den drei großen Ehrenpforten, die sich erhoben auf dem Markte vor der Hochstraße, auf dem Platze nach derselben, vor dem prinzlichen Hofe, der Reichthum an treffend gewählten Sinnsprüchen aus dem classischen Alterthume. Es fehlte indessen unter ihnen auch nicht das bekannte Wort Cäsars: Ne metuas, Caesarem vehis! — Es war vielleicht das wenigst treffende. Der Lootse Hartevelt hatte keine Furcht gezeigt, und Wilhelm III. war kein Cäsar. Dem Charakter des Römers mögen einst jene Worte entsprochen haben: die Selbstüberhebung darin eint sich nicht mit dem Sinne des Oraniers.

Am Abende loderten prächtige Feuerwerke empor, fortgesetzt bis tief in die Nacht. Der Jubel des Volkes schien noch zu steigen. Die englischen Herren beglückwünschten den König zu dieser Anhänglichkeit. Er erwiederte: „Es ist wahr; aber nicht ich bin der eigentliche Liebling. Die Jubelrufe sind nichts im Vergleiche mit dem was sie sein würden, wenn die Königin mit mir hier wäre“ [1]). Die Worte erscheinen, wenn auch stark ausgedrückt, wohl vereinbar mit denen, welche wir vernommen beim Scheiden der Prinzessin aus Holland, im Februar 1689 (Bd. IV, S. 377), mit ihren eigenen vom Sommer zuvor (oben S. 123), und mit denen, die wir vier Jahre später vernehmen werden, im Januar 1695.

Der Jubel war verklungen. Es folgte der Ernst der Geschäfte.

Wir haben den Stand der Dinge kennen zu lernen, und zwar zunächst aus den eigenen Worten des Königs, aus denen, die er richtete an die Generalstaaten, und ferner aus denen, mit welchen er die nach dem Haag geeilten, ihn umgebenden Fürsten und Gesandten ansprach. Diese Rede fordert dann auf zum Vergleiche des thatsächlichen Zustandes der großen Allianz mit derselben. Wir werden endlich besonderes Gewicht zu legen haben auf die Aeußerungen, die der König kund gab in vertraulichen Unterredungen mit dem Botschafter des Kaisers.

Zu den Generalstaaten redete der König mit folgenden Worten [2]).

[1]) Ich entnehme diese Worte aus Macaulay Ch. XVII, obwohl er die Quelle nicht angibt.

[2]) Sylvius t. III, b. 31, p. 32.

„Als ich das letzte Mal von Euch Abschied nahm, that ich Euch kund, daß ich Willens war hinüber zu gehen nach England, um mit der von Euch mir dargeliehenen Macht dies Königreich zu erretten von dem Unglücke, von welchem es damals bedroht war. Der allmächtige Gott hat meine Bemühungen so weit gesegnet, daß die Vertreter des Volkes mir die Kronen der drei Königreiche angetragen haben. Ich habe dieselben angenommen, nicht aus unmäßiger Herrschsucht — dessen sei Gott mein Zeuge — sondern um die Wohlfahrt und die Ruhe der drei Königreiche zu befördern, und den Bundesgenossen, besonders aber diesem Staate, desto wirksameren Beistand zu leisten gegen die französische Uebermacht. Ich hätte gewünscht dies eher thun zu können; aber der Zustand der Dinge in Irland hat es nicht verstattet. Nun jedoch, wo es dort zum Besseren sich gewendet, habe ich den Entschluß gefaßt herüber zu kommen, um sowohl mit den Bundesgenossen über den bevorstehenden Feldzug Rath zu halten, wie auch, um mein Amt als General-Capitain der Republik wahrzunehmen. Ich versichere Euch meiner höchsten Zuneigung für die Republik, und ich hoffe, daß Gott mich als sein Werkzeug gebrauchen wird zur Herstellung des Friedens von Europa und der Sicherheit dieses Staates. Dann werde ich mein Haupt in Ruhe niederlegen."

Der Präsident im Namen der Versammlung erwiederte in den lebhaftesten Ausdrücken des Dankes und der Ergebenheit. In ähnlicher Weise redete der König zu der Versammlung der Stände von Holland.

Unterdessen war eine Reihe von deutschen Fürsten nach dem Haag geeilt, um den König zu begrüßen. Einer der ersten war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Einige Tage später traf ein Max Emanuel von Bayern. Der König versammelte die Fürsten und Gesandten um sich, und redete zu ihnen in folgender Weise [1]).

„Die Gefahren, in welchen die Verbündeten sich befinden, zeigen deutlich an, welche Fehler zuvor begangen sind. Es bedarf daher nicht vieler Gründe zu dem Nachweise, daß die fortan zu nehmenden Maßregeln zweckmäßiger und kräftiger sein müssen. Wie jetzt die Dinge liegen, haben wir nicht mehr die Zeit lange Berathschlagungen zu halten, sondern müssen handeln. Der Feind ist Herr der wichtigsten Festungen,

[1]) Wagenaar b. 52, §. III.

welche gedient haben als Vormauer der gemeinen Freiheit. Er wird, wenn der Geist der Uneinigkeit, der Schlaffheit, des Eigennutzes, noch länger unter den Bundesgenossen herrschen soll, in kurzer Frist auch alles noch Uebrige erobern. Ein Jeder von uns muß dahin streben sich versichert zu halten, daß der allgemeine Vortheil auch den eigenen und besonderen eines jeden Einzelnen in sich schließt. Denn wir haben zu thun mit einem mächtigen Feinde, der durch die Gewalt seiner Waffen die vereinzelten Kräfte eine nach der anderen sicher bezwingt. Der offenbaren Ungerechtigkeit dieses Feindes unser Geschrei und unsere Klagen entgegen zu stellen, ist unnützes und vergebliches Bemühen. Nicht die langsamen Beschlüsse eines Reichstages, die in der Ausführung sofort erlahmen, nicht hoffnungsreiche Plane gewandter Staatsminister thun uns Noth, sondern Kriegesvölker, eine stattliche Mannschaft, und eine schnelle in einander greifende Vereinigung aller Kräfte der Verbündeten. Ich lege den Nachdruck auf die Schnelligkeit. Ohne Verzug müssen unsere gesammten Kräfte gegen den Feind ins Feld ziehen. Nur dann dürfen wir hoffen seinen Siegen Grenzen zu setzen, und die Freiheit von Europa, die schon fast unter seinen Händen ist, ihm dennoch wieder zu entwinden."

„Was mich betrifft, schloß der König, so werde ich meine Macht, meine Autorität, meine Person daran setzen, um mitzuwirken zu einem so gerechten und so nothwendigen Endzwecke. Ich verpfände dafür mein königliches Wort, und werde es wahr machen in dem bevorstehenden Feldzuge, an der Spitze der vereinigten Kriegesheere."

Man sieht, das ist die Sprache des Hauptes, des Führers zu seinen Untergebenen. Nicht anders konnten es die Hörer selbst auffassen. Hatte denn der König Wilhelm III. das Recht zu dieser überlegenen Haltung gegenüber den anderen Fürsten, den anderen Mächten? — Wir müssen, um auf diese Frage eine Antwort zu finden, zuvor näher eingehen auf den inneren Zusammenhang der scheinbar so colossalen Macht, welche Frankreich gegenüber stand.

Die eigentlich kriegführenden Mächte waren die Mitglieder der großen Allianz: der Kaiser, der König von Spanien, der König von England, die Republik der Niederlande, zu denen sich noch der Herzog von Savoyen gesellt, endlich das Reich, obwohl nicht als solches der großen Allianz angehörend.

Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, ob in England damals auch nur ein einziger Mensch eine Kunde besaß von dem formellen Actenstücke der großen Allianz, welches Seele und Leben erhielt durch die Person des Königs. Aber das Wesen der Sache, die That selber war da. Das Parlament ging mit dem Könige.

Nicht anders die Republik der Niederlande. Sie spannte in gleicher Weise ihre Kräfte an wie England.

Anders stand es mit Spanien. So groß der Kriegeseifer in Carl II. gegen Ludwig XIV.: die Bethätigung ward lahm durch die Beschaffenheit der Organe. Die Republik richtete wiederholt dringende Schreiben an Carl II. Sie begann das Jahr 1691 mit den Worten an ihn: „Da wir doch nicht uns dem Glauben hingeben können, daß Ew. Majestät Belgien völlig preisgeben wollen, und da es sich nicht halten kann, wenn nicht Ew. Majestät die zur Vertheidigung erforderlichen Mittel herfenden: so nehmen wir uns die Freiheit an die von uns gemachten Vorstellungen in dieser Beziehung zu erinnern“ [1]). Der König Wilhelm in seinen Unterredungen mit dem Grafen Windischgrätz verglich die Macht Spanien bald mit einem kranken Weibe, bald mit einem Kinde. „Man müsse die Spanier, sagte er, wie Kinder am Gängelbande führen“ [2]). Aber es fragte sich, ob die Spanier willig genug waren sich führen zu lassen.

Der Kaiser war das vierte hauptsächliche Mitglied der großen Allianz. Diese Mitgliedschaft jedoch erstreckte sich lediglich auf seine eigenen Länder. Das römisch-deutsche Reich war dadurch direct nicht betheiligt. Das Reich hatte für sich dem Könige von Frankreich den Krieg erklärt. Diese Kriegs-Erklärung verpflichtete die einzelnen Reichsstände nicht weiter als zur Stellung ihres Contingentes zu der Reichsarmee. Dieses Contingent war gering. Es betrug für den mächtigsten unter den deutschen Reichsständen, den Kurfürsten von Brandenburg nur etwa 9000 Mann [3]). Die Militärmacht jedes einzelnen der größeren deutschen Fürsten war durchweg viel bedeutender als dieses Contingent. Sie suchten dieselbe zu verwerthen durch besondere Allianz-Verträge mit

---

[1]) Beilage zum Berichte Berkas vom 7. Januar 1691.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. Februar.

[3]) Pufendorf: res gestae Friderici III. lib. III, §. 19, p. 232.

jenen vier hauptsächlichen Krieg führenden Mächten. Das Wesen dieser Verträge ist, daß der deutsche Fürst Truppen stellt, und dafür Geld empfängt von der einen oder der anderen jener vier Mächte, oder von mehreren, oder auch von allen vier, in so weit nämlich der Kaiser und der König von Spanien zahlen konnten.

Es würde ermüdend sein, in alle diese einzelnen Verträge einzugehen. Suchen wir daher das Wesen der Sache uns klar zu machen an dem Beispiele des mächtigsten der deutschen Reichsstände, des Kurfürsten von Brandenburg.

Gemäß dem Vertrage von 1686, durch welchen Friedrich Wilhelm sein Eintreten für das Erbrecht des Kaisers auf die spanische Succession zugesichert, zahlte der Kaiser dem Kurfürsten im Frieden jährlich 100,000 Gulden, und zur Kriegeszeit eben so viele Thaler [1]).

Für das Jahr 1691 stellte der Kurfürst dem Kaiser 6000 Mann in Ungarn. Der Kaiser zahlte dafür 150,000 Thaler [2]).

Hatte der Kaiser direct kein Recht, über die Militärkräfte der deutschen Fürsten zu verfügen: so ward ihm doch ein besonderes Recht nicht streitig gemacht, nämlich dasjenige der Anweisung von Quartieren für jene Truppen im Reiche. Er wies brandenburgische Truppen an auf eine Reihe von Ländern im Nordwesten des Reiches. Der Betrag dieser Anweisungen ward von brandenburgischer Seite in Gelde berechnet auf 300,000 Thaler [3]).

Brandenburg gab die Zahl seiner Truppen im Felde für das Jahr 1689 an auf 25,000 Mann. Von diesen wurden als in Belgien stehend dem Könige von Spanien angerechnet 9000 Mann. Carl II. zahlte dafür monatlich reichlich 90,000 Gulden [4]). Bevor der Kurfürst im Jahre 1690 mit seinem Heere von etwa 20,000 Mann Brabant betrat, verlangte er von dem spanischen Gouverneur Gastanaga die Zahlung von 40,000 Thalern monatlich. Der Vertrag ward geschlossen [5]).

---

[1]) Pufendorf: res gestae Fr. G. lib. XIX, §. 25, p. 1544.

[2]) Ejusdem: res gestae Friderici III. lib. III, §. 37, p. 248.

[3]) A. a. O. §. 19, p. 232.

[4]) A. a. O. §. 32, p. 242. Menstrua 90 m. et amplius una cum annona. Die Münze ist nicht angegeben.

[5]) A. a. O. §. 32, p. 242.

Eine andere Hoffnung setzte der Kurfürst auf England. Nachdem dort im Jahre 1689 die neue Regierung sich begründet, erschien der Gesandte Schmettau mit der Bitte um Subsidien. Im Auftrage des Königs erwiederte Portland: wer Subsidien von England erwarte, kenne diese Nation nicht. Ueberhaupt aber sei es unbillig, daß ein Bundesgenosse von dem anderen Geld verlange, wo doch zur Abwehr der gemeinsamen Gefahr ein Jeder nach Kräften beitragen müsse. Dagegen sei nicht zu verlangen, daß der Kurfürst mehr Truppen unterhalte als seine Kräfte zu tragen vermöchten. — Dennoch ward von anderer Seite nicht alle Hoffnung abgeschnitten. Das Parlament, hieß es, werde um des Beispiels willen Subsidien für auswärtige Mächte nicht bewilligen. Wenn etwas zu erreichen stehe, so sei es durch den König persönlich. Man möge abwarten, bis die Dinge in Irland sich befestigt [1]).

Im Beginne des Jahres 1690 ließ der Kurfürst bei Portland neue Versuche machen. Er ziehe, sagte er, mit mehr als 20,000 Mann ins Feld, und erhalte dafür von anders woher kaum die Mittel für 6000 Mann. Er beschwerte sich, daß der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zu Celle, dessen Diener über Brandenburg nachtheilige Gerüchte verbreiteten, so viel bei dem Könige gelte. Er fürchte, dieser Herzog könne, wenn er in Betreff des damals streitigen Lauenburg seine Absichten nicht durchsetze, sich zu Frankreich wenden. Portland, der genaue Kunde besaß von der nicht bloß politischen, sondern ganz besonderen persönlichen Freundschaft des Königs mit dem Herzoge in Celle, mochte bei solchen Eröffnungen seine eigenen Gedanken haben. Allein wie immer er oder der König über die moralische Qualität dieses Kurfürsten urtheilte: die Brandenburger waren gute Soldaten, und sie zu missen wäre für die gemeinsame Sache ein großer Nachtheil gewesen. Portland wies das Gesuch nicht völlig zurück. Nur das Wort der Subsidien, sagte er, müsse völlig fern bleiben. Denn, mache man erst einmal damit den Anfang, so würden auch alle Uebrigen mit derselben Bitte anliegen. Wenn der Feldzug in Irland glücklich, so werde der König unter einem anderen Vorwande nach Kräften dem Kurfürsten helfen [2]).

[1]) A. a. O. lib. II. §. 90, p. 190.
[2]) A. a. O. lib. III. §. 38, p. 249.

Schmettau und Nottingham verhandelten lange. Endlich kam ein Vertrag zu Stande, unter der Form der Erneuerung eines alten Bündnisses von 1661. Das Wesen desselben lag in den beigefügten geheimen Artikeln. Der König und der Kurfürst versprachen darin einander, im Falle eines Angriffes von außen, gegenseitige Hülfe mit 6000 Mann. Nach einer breiten Ausführung des Modus dieser Hülfe besagte ein anderer Artikel, daß, im Falle der angegriffene Verbündete die Hülfeleistung in Geld derjenigen durch Mannschaft vorziehe, der Unterhalt für je tausend Mann monatlich gelten solle gleich tausend Pfund Sterling, zahlbar in Hamburg oder Amsterdam [1]). Dieser eine Artikel ist offenbar der Kern des Vertrages, alles andere ist Hülse. Der Vertrag ward unterzeichnet von Caermarthen, Halifax, Shrewsbury, Nottingham, Wharton, andererseits von Schmettau. Ein bestimmtes Datum des Vertrages wird nicht angegeben; jedoch beweist die Unterzeichnung von Halifax und Shrewsbury, daß der Vertrag nicht später fallen kann als in den Mai 1690 [2]), also in dieselbe Zeit etwa, in welcher Friedrich III. jene andere Anforderung an Gastanaga erhob und durchsetzte.

Aehnliche Verträge wie mit Brandenburg wurden von Wilhelm III. mit anderen deutschen Fürsten geschlossen. Die Consequenz ist, daß wir diese deutschen Truppen nicht am Rheine erblicken, sondern unter der Führung des Königs in Belgien.

Die Frage, ob jene Einhüllung des wirklichen Sachverhaltes, nämlich der Zahlung von englischem Gelde für deutsche Mannschaft, in die breit ausgesponnenen Formeln eines Allianz-Vertrages, ausgereicht habe, dem Parlamente zu verbergen, daß dennoch England Subsidien an auswärtige Mächte bezahle, wird später an uns herantreten.

Obwohl der Kurfürst von Brandenburg in solcher Weise von mehr als einer Seite die Mittel für seine Truppen erhielt: so beklagte er sich im Haag dennoch, daß es ihm unmöglich sein würde, länger als ein Jahr so bewaffnet zu stehen, weil er aus eigenen Mitteln mehr als 200,000 Thlr. monatlich für seine Truppen aufwenden müsse.

---

[1]) A. a. O. Placuit pro millenis militibus praefectis inclusis menstruas millenas libras sterlinenses dare.

[2]) Pufendorf nennt das Datum des Vertrages nicht, dagegen dasjenige eines in Folge desselben gemachten Geschenkes, nämlich 6. Juni 1690 (alten Stils).

„Dies kommt allen Anderen unglaublich vor," setzt der Graf Windischgrätz seinem Berichte hinzu [1]).

Gar viel anders als der Kurfürst selbst urtheilten einige Zeitgenossen. Zwei deutsche Patrioten, der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und Leibniz, tauschten damals ihre Gedanken aus über den Mangel an Energie in der Kriegführung. Der Landgraf hebt die Unzuverlässigkeit des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen hervor. Leibniz bespricht eingehend die Leistungen der deutschen Fürsten. „Wenn wir auch, sagt er, den Franzosen an Zahl gewachsen wären, so würden wir dennoch, bei allen den anderen Vortheilen von Frankreich, in der Wirklichkeit schwächer sein. Um Frankreich zur Vernunft zu bringen, müßte man wahrlich sich besser anstrengen. Z. B. würden die Länder des Kurfürsten von Brandenburg und die ihm angewiesenen Quartiere ausreichen zum Unterhalte von 50,000 Mann. Statt dessen erscheinen im Felde kaum 20,000 Mann. Man will den Krieg bequem und behaglich führen, wie in früheren Zeiten, wo man für Andere zu Felde zog. Und doch sollten die deutschen Fürsten erwägen, daß sie selbst zuerst betheiligt sind, daß ihr eigenes Geschick bedingt wird durch den Ausgang dieses Krieges" [2]).

Es dürfte nicht außer Acht zu lassen sein, daß Leibniz bei diesem Urtheile keine Kenntnis besaß von den Subsidien-Verträgen dieser Fürsten mit den großen Mächten der Allianz. Diese Kenntnis würde sein Urtheil noch erheblich ungünstiger gestaltet haben. Es ist dabei festzuhalten, daß er den Kurfürsten von Brandenburg nur als Beispiel nennt, daß sein Urtheil auch die anderen Fürsten mit umfaßt.

Der König Wilhelm jedoch, als im Mittelpuncte der Dinge stehend, kannte sie alle und durchschaute die Kleinlichkeit ihrer Motive.

Und daraus ergibt sich für uns die Antwort auf jene Frage: ob er das Recht hatte in so überlegener Weise zu ihnen zu reden wie er gethan.

---

[1]) Bericht vom 13. März 1691.

[2]) Schreiben vom 11./21. Mai 1691. Il est seur que, pour réduire la France à la raison, on devroit faire de plus grands efforts. Par exemple, Brandebourg a des pays et quartiers pour entretenir 50,000 hommes, et à peine on voit en paroistre vingt. On veut faire la guerre trop commodement, à son aise, comme autrefois lorsqu'on la faisoit pour les autres etc. Der Brief ist abgedruckt bei Rommel: Briefwechsel zwischen Leibniz und Landgraf Ernst. Band II, Seite 261.

Wie diese Fürsten bei offiziellen Anlässen sich fügten in die damals üblichen Formen, die einen erheblichen Abstand zwischen dem Könige und ihnen gewahren ließen: so mochten sie tiefer noch bei sich die moralische Ueberlegenheit des Königs empfinden. Darum freilich vermochte er nicht ihnen seine Gesinnung einzuhauchen.

Es war unter den Genossen der großen Allianz nur Einer, der den König Wilhelm völlig verstand, ihn zu würdigen wußte, weil er selber handelte aus verwandtem Sinne. Es war der Kaiser Leopold. Sie beide ragten empor über die anderen Genossen der großen Allianz, mehr noch als durch die höhere Würde, durch die Gesinnung, den Charakter.

In dem Machtverhältnisse jedoch war ein großer Umschwung eingetreten. Vor dem Feldzuge von 1690, wo der König Wilhem verwickelt war in Irland, stand der Kaiser da als die erste Macht des Continentes auch nach Westen hin. Der unglückliche Feldzug gegen die Türken im Jahre 1690 hatte dies gewendet. Es fragte sich, ob der Kaiser die versprochenen 20,000 Mann gegen Frankreich stellen könne.

Wir haben daher, um den Stand der Dinge genauer kennen zu lernen, unsere Aufmerksamkeit besonders zu richten auf den Austausch der Meinungen zwischen dem Könige und dem Repräsentanten des Kaisers, dem Grafen Windischgrätz.

Der Kaiser hatte diesen Botschafter entsendet anstatt des abberufenen Berka. Seine Instruction betraf hauptsächlich den frühzeitigen Beginn des Feldzuges, die Verwendung um Hülfe für Savoyen, eine Landung in Frankreich [1]).

Windischgrätz trat vor den König. „Mir grauft, sagte Wilhelm III., bei dem Gedanken, mit wie vielen Köpfen ich zu thun habe. Wie viel leichter hat es der König von Frankreich, der allein über alles disponirt!" — Dann sprach er sich aus über den Stand der Dinge im allgemeinen. „Bleiben wir in diesem Feldzuge aller Orten im Nachtheile, sagte er, so sehe ich den gewissen Ruin vor Augen. Geht dagegen der Feldzug für uns glücklich aus: so haben wir dennoch nicht gleich den

[1]) Instruction für den Grafen Windischgrätz vom 5. Januar 1691. — Für das Folgende ziehe ich die Berichte über verschiedene Audienzen vom 16. Februar bis zum 2. März zusammen.

Frieden zu erwarten, sondern müssen gefaßt sein auf eine nachdrückliche Fortsetzung des Krieges." Der Graf theilte dem Könige im Vertrauen mit, daß Frankreich nicht ablasse, unter der Hand bei dem Kaiser Friedensvorschläge anzubringen. Er legte dieselben dar, und fügte hinzu, der Kaiser werde sich nicht von der gemeinen Sache trennen. Der König erwiederte: „Ich bin versichert, daß, wenn der Kaiser angenommen, der König von Frankreich sein Wort nicht gehalten haben würde". Er erging sich dann in scharfen Ausdrücken über den schwedischen Antrag der Vermittelung. „Schweden, sagte er, sucht eine dritte Partei zu bilden, trachtet zu diesem Zwecke Hannover an sich zu ziehen, welches misvergnügt, weil Spanien sich weigert die Subsidien ferner zu zahlen, seine Truppen aus Belgien abberufen hat. Schweden strebt auch Kursachsen für diesen Plan zu gewinnen." „Indessen, fuhr er dann fort, dieser Plan einer dritten Partei ist doch mehr zum Lachen. Denn weder die Alliirten, noch Frankreich werden sich auf eine Vermittelung solcher Art einlassen." Der König besprach den Congreß der Gesandten im Haag, auf den man beim Zusammentritte so große Hoffnungen gesetzt. Auf die Bemerkung von Windischgrätz, daß diese Hoffnungen sich nicht erfüllt, erwiederte der König: „Ich bin nicht einmal sicher, daß sich nicht Verräther darunter befinden, daß nicht die Verhandlungen dort von Wort zu Wort auch in Versailles gelesen werden".

Windischgrätz brachte seinen Auftrag an in Betreff einer Landung an der französischen Küste. Wir erinnern uns, daß dieser Plan von Anfang an in Aussicht genommen war. Der König vernahm die Darlegung des Botschafters. Er schwieg. Windischgrätz konnte nicht darauf zurückkommen.

Der wichtigste Punct für den König dem Botschafter gegenüber war derjenige des Türkenfriedens. „Im vorigen Jahre, sagte der König, hatte man den Abschluß in der Hand. Man hat die Gelegenheit nicht benutzt." Windischgrätz entwickelte die Umstände. Der König nahm zurück mit den Worten: er habe die Sachlage in dieser Weise nicht gekannt. Allein einige Tage später erneuerte er die Unterredung. Er begann zu Windischgrätz und zu dem spanischen Gouverneur von Belgien, Gastanaga, mit den Worten: „Ihnen beiden als treuen Dienern Ihrer Souveräne darf ich es aussprechen, daß sowohl in Wien wie in Madrid manche gute Absichten der Herrscher lahm gelegt werden durch den

ſchlechten Willen ihrer Diener". Dann zog er den Grafen Windiſchgrätz allein zu ſich. Indem er ſich auf die Berichte von Lord Paget und von Heemskerk aus Wien berief, ſagte er, daß nach der Meldung Beider der Friede mit der Pforte in der Hand des Kaiſers ſtehe. Windiſchgrätz verneinte. Eine ſolche Möglichkeit, meinte er, wäre nur denkbar etwa mit dem Verluſte von Siebenbürgen. Der König erwiederte: „Und wenn es auch wäre. Der Kaiſer wird in dieſem Feldzuge Siebenbürgen auch ſo verlieren. Ich wünſche, daß ich ein ſchlechter Prophet ſein möge: ich habe aber Beſorgnis nicht bloß für Siebenbürgen im Oſten, ſondern zugleich für den Rhein im Weſten". Der König zog ſich zurück. Einige Stunden ſpäter am ſelben Tage, dem 20. Februar/2. März, ließ er den Grafen Windiſchgrätz noch einmal zu ſich rufen. „Ich bitte Sie, begann der König, in meinem Namen dem Kaiſer auf das eindringlichſte vorzuſtellen, daß er in einen Frieden mit den Türken eingehe. Ich proteſtire vor dem Angeſichte Gottes — und dieſe Proteſtation habe ich, außer Ihnen jetzt, noch keinem Menſchen je gethan — daß ich in Betreff Siebenbürgens nicht denke an die Religion. Ich betheuere dies, weil vielleicht der Eine oder der Andere am kaiſerlichen Hofe geneigt ſein möchte das zu glauben. Greift man mich an wegen meiner Religion, ſo bin ich bereit ſie mit meinem Degen zu verfechten. Allein daß ich einem Glaubensgenoſſen zu gefallen das Schwert ziehen oder einem Verbündeten treulos ſein würde, das ſoll Niemand an mir erleben. Ich halte es wider die heilige Schrift und wider Gott, Jemanden mit Gewalt zu einem Glauben zu zwingen. Ich halte meine Religion für die rechte, Sie die Ihrige. Dabei können wir doch gute Freunde ſein. — Was nun Siebenbürgen betrifft, ſo dürfte ſich darüber ein Ausgleich finden, etwa derjenige der Neutralität." — Windiſchgrätz erwiederte: es ſei ja früher ein ähnlicher Stand der Dinge dort geweſen. Dennoch hätte die franzöſiſche Politik es vermocht, dort das Feuer der Rebellion zu entzünden. Der König möge gedenken an Bethlen Gabor, an Rakotzi, und die folgenden Dinge. „Immerhin, entgegnete der König, dem ſei wie ihm wolle: ich muß Ihnen ſagen, daß es unmöglich iſt den Krieg länger auf dieſe Weiſe zu führen. Die Kriegsrüſtung für England koſtet 20 Millionen Gulden. Es iſt dadurch völlig erſchöpft. Die Republik kenne ich inwendig und auswendig. Dauert die Laſt noch zwei Jahre, ſo kann ſie dieſelbe nicht mehr tragen.

Ich sehe also unser Aller Untergang vor Augen. Verzeihen Sie mir meine offene Rede. Ich habe vom kaiserlichen Hofe her über die Kriegsanstalten gegen die Türken so bestimmte Nachrichten, daß es mir schmerzlich fällt, nur daran zu denken. Danach muß ich mit höchster Wahrscheinlichkeit voraus sagen, daß man in diesem Jahre den Türken gegenüber abermals an Credit und Kräften viel einbüßen wird. Die Erfahrung zeigt, daß ein Defensiv-Krieg wider die Türken nicht durchführbar, daß der Vertheidiger ihnen gegenüber immer im Nachtheile steht. Macht dagegen der Kaiser sich los von dieser Verwickelung, können wir mit geeinter Kraft den Krieg gegen Frankreich nur vier oder fünf Jahre aushalten: so hege ich keinen Zweifel, daß wir diese Macht beugen. Denn Frankreich ist wie eine große Maschine. Zerbricht darin ein Rad, so steht das Ganze still. Will dagegen der Kaiser beharren in den zwei großen Kriegen, demnach die größte Last gegen Frankreich auf uns abwälzen: so ist das eine reine Unmöglichkeit".

In derselben Weise wie der König Wilhelm zu Windischgrätz im Haag, redete auch Lord Paget in Wien zu dem Kaiser. Er reichte am 22. März eine Denkschrift ein, die an Schärfe, an Heftigkeit des Ingrimmes gegen den König von Frankreich, alle bisherigen Kundgebungen überbot, ihn darstellte als den treuloseſten und grausamsten Wütherich. Daher, schloß Paget, sei alle Kraft zu wenden zunächst gegen diesen Einen. Der Kaiser erwiederte, daß er die Seinigen in Ungarn und Siebenbürgen doch nicht opfern könne. Die Völker von Siebenbürgen hätten ihm sich als treu erwiesen, ihn um Schutz angefleht: sollte er dafür sie den Türken und Tököly preisgeben? [1]).

In Wahrheit war Siebenbürgen der schwerste Stein des Anstoßes. Die Türken wollten nicht in den Verzicht auf dasselbe willigen: der Kaiser betrachtete das reiche Land als die kostbarste Perle, die er seiner Krone eingefügt [2]). Zwischen diesen Gegensätzen gab es keine Vermittelung.

---

[1]) Denkschrift des Lord Paget vom 22. März: Nulla apud eum hactenus aut datae fidei observantia, aut sacrarum humanarumque legum cura etc. — Die Antwort des Kaisers vom 2. April.

[2]) Finalbericht des venetianischen Botschafters Hieronymus Venier im Jahre 1692, p. 340. In den Fontes rerum Austriacarum t. XXVII.

Indessen auch selbst abgesehen davon dürfte es fraglich sein, ob die Dinge wirklich so lagen, wie der König Wilhelm sie auffaßte, daß es nämlich nur von dem Kaiser abhing zum Frieden mit den Türken zu gelangen.

Wir erinnern uns des Berichtes von Colyer, dem holländischen Gesandten, aus Adrianopel vom 5. Mai 1690. Seitdem hatte der für die Türken glückliche Feldzug statt gefunden. Es war nicht zu erwarten, daß sie in Folge dessen friedenswilliger sein würden. Der Kaiser erwiederte auf den Bericht von Windischgrätz: „Die Nachrichten, die der König erhalten, daß der Abschluß eines Friedens mit den Türken nur an uns hafte, beruhen nicht auf genügender Kenntnis der Sachlage. Du kannst dem Könige versichern, daß wir nicht minder als er nach diesem Frieden Verlangen tragen, wenn derselbe auf billigmäßige Bedingungen geschlossen werden kann. Denn auch wir wissen sehr wohl, daß wir die doppelte Last auf die Dauer nicht zu tragen vermögen" [1]).

Wenn auch nach dieser Erwiederung dem Könige Wilhelm noch ein Zweifel übrig geblieben wäre: so wurde derselbe völlig niedergeschlagen durch eine Entdeckung um einige Wochen später. Englische Kriegsschiffe hatten französische Briefe von Constantinopel her aufgefangen. Der Staats-Secretär Nottingham, der den König nach Holland begleitet, trat mit denselben zu dem kaiserlichen Botschafter. Es ergab sich daraus, daß während des Feldzuges von 1690 der Marquis Chateauneuf den Großwesir aufgefordert zu einem Vertrage, dem gemäß die eine Macht nicht ohne die Zustimmung der anderen sich in einen Frieden einlassen dürfe. Die Pforte war darauf eingegangen, der Vertrag beiderseitig ratificirt. „Wir haben also, erwiederte Windischgrätz dem Engländer, hier den bündigen Beweis, daß es nicht an dem Kaiser haftet mit den Türken zu einem Abschlusse zu kommen". Nottingham erkannte das an [2]).

Es ist nicht unwichtig die Thatsache, daß zu einem Frieden des Kaisers mit den Türken keine Aussicht war, auch von einer anderen

---

[1]) Kaiserliches Rescript vom 28. März.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April. Er schließt: „Daraus ich Gelegenheit genommen ihm zu remonstriren, daß es solchergestalt ja nicht an E. k. M. hafte, den Frieden — wie sie bisher geglaubt haben — mit dem Türken nach Belieben zu machen. Welches er auch wohl begriffen".

Seite zu bestätigen. Der Marschall Luxemburg als Commandant der französischen Armee in Belgien meldete einige Wochen später dem Könige Ludwig XIV., daß das Gerücht eines solchen Friedens sich verbreite. Der König erwiederte, daß dasselbe durchaus falsch sei. „Die letzten Briefe aus der Türkei, sagte er, melden den Anmarsch der Türken und Tartaren." „Da nach meiner Ueberzeugung, fügt er dann hinzu, die Verbreitung dieser Nachricht dem Interesse meines Dienstes entspricht, damit das zu Gunsten der Feinde ausgestreute Gerücht erstickt werde: so haben Sie nur die vorstehenden Worte meines Briefes im Beisein Anderer vorzulesen. Ich bin überzeugt, daß die Mittheilung in weiteren Kreisen dann nicht ausbleiben wird" [1]). Es liegt vor Augen, daß die Thatsache des Anmarsches der Kriegsheere nicht genügt, ein Friedensgerücht mit Sicherheit als völlig falsch zu bezeichnen. Indem Ludwig XIV. dennoch dies that und seinen Offizieren gegenüber mit seinem Namen dafür eintrat, müssen wir annehmen, daß er dafür noch eine andere Grundlage hatte, nämlich die jenes Vertrages mit den Türken. Von diesem Vertrage dagegen offen zu reden, war deshalb bedenklich, weil der König dadurch sich der Gefahr aussetzte, dem Kaiser und dem Könige von Spanien eine Waffe in die Hände zu liefern wider ihn, verwendbar bei den Völkern, in denen noch das christliche Gemeingefühl wider die Türken nicht erstorben war, und namentlich bei dem päpstlichen Stuhle. Daß ein thatsächliches Zusammenwirken Ludwigs XIV. und der Pforte bestand, lag aller Welt offen vor. Diese Thatsache an sich berechtigte noch nicht zu einer Anklage wider Ludwig XIV. Die Anklage konnte sich erheben erst von der Kunde eines solchen Vertrages aus. Eben darum war es das Interesse Ludwigs XIV. den Vertrag nicht zu nennen.

Der König Wilhelm III. mußte sich, diesen Umständen nach, in das Unvermeidliche fügen, daß wenigstens für das Jahr 1691 der Kaiser im Osten nicht frei wurde. Der König indessen unterließ nichts, was dazu führen konnte. Er entsendete vom Haag aus einen besonders gewandten Unterhändler, Namens Hussay, über Wien nach Constantinopel. Wir bemerken dabei einen Unterschied gegen früher. Eine eigentliche Vermittelung, wie sie von Seiten der Republik Holland im

[1]) Oeuvres de Louis XIV, t. IV, p. 305. Vom 19. Juli 1691.

Jahre 1688 angeboten wurde, hatte damals der Kaiser nicht angenommen, sondern nur die guten Dienste des Gesandten Hop. Bei der Entsendung von Hussay ward diese Verschiedenheit nicht wieder geltend gemacht. Obwohl der Kaiser bei dem Eifer des Oraniers für den Türkenfrieden nicht ohne Bedenken war, so war er wie unmerklich zur Annahme der Vermittelung gekommen [1]).

Es blieb nicht bloß dabei, daß der Kaiser im Jahre 1691 nicht bloß keine stärkere Macht nach dem Westen entsenden konnte. Windischgrätz trat zu dem Könige mit der Meldung, daß die Noth den Kaiser zwinge, drei Regimenter Cavallerie vom Oberrhein ab und nach Ungarn zu rufen. Vergeblich protestirte der König, so wie der Kurfürst von Bayern, der die Arme am Oberrheine commandiren sollte. Der Feldzug am Oberrhein war durch diese Abberufung von vorn herein so weit entschieden, daß er nur noch defensiv geführt werden konnte [2]).

Es fragt sich um die anderen wichtigen Schauplätze des Krieges, um Savoyen und Belgien.

Unter den Aufträgen des Grafen Windischgrätz war besonders wichtig derjenige der Hülfe für Victor Amadeus von Savoyen.

Die Hoffnung dieses Herzogs baute sich auf in folgender Weise [3]).

„Man kann die Macht Frankreichs nicht anders beugen als durch einen Angriff von der schwächsten Seite dieses Königreiches und durch die Erweckung von Feinden in seinem Inneren. Weder von der Seite des Rheines, noch von den Niederlanden aus ist dies möglich. Ein dreifacher Festungsgürtel, stark durch Natur und Kunst, hält die stärksten Armeen zurück und zügelt die Völker. Lediglich die Lage der Länder des Herzogs von Savoyen gewährt beide Vortheile. Mehr als sechszig Meilen Grenzlandes vom Var bis zum Genfer See eröffnen den Einmarsch in die Provence, das Dauphiné und die Bresse. Von diesen drei Provinzen enthalten die beiden ersten eine große Anzahl der armen Unglücklichen, deren Gewissen man gezwungen hat, und die täglich sich

---

[1]) La brama d' ottener la pace, hà poi insensibilmente condotto la Corte alla mediatione d' Inghilterra, prima temuta, alla fin consentita. H. Venier im Finalberichte über den Kaiserhof, von 1692, p. 338.

[2]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz im März.

[3]) Ich ziehe hier den Inhalt der von Della Torre beim Kaiser und beim Könige Wilhelm III. eingereichten Denkschriften zusammen.

bedroht sehen von einer grausamen Hinschlachtung. Sie harren nur auf einen Befreier, um sich zu erheben für den Wiedergewinn ihrer Religion und ihrer Freiheit. Die Bresse gehörte ehemals zu den Erblanden der Herzöge von Savoyen, und die Völker dort, in denen durch die Erzählungen der Väter die Erinnerung an die einstige milde Regierung sich lebendig erhält, sehnen sich nach der Wiederkehr derselben. Sie würden ohne Zweifel das drückende Joch abschütteln, wenn der Herzog vermöchte, ihnen die hülfreiche Hand zu bieten."

„Diese Hoffnungen sind erfüllbar. Es wäre zunächst erforderlich eine möglichst große Anzahl französischer Refugiés zu sammeln, sie mit einigen Regimentern Dragoner bis in die Berge des Dauphiné und der Provence zu geleiten und zu stützen. Dort würden ihre Leidensgefährten sich mit ihnen einigen. Sie würden trachten sich eines festen Postens an der Isere oder der Durance zu bemächtigen, um von dort aus bis zur Rhone vorzudringen und weiter von dort bis in die Cevennen. Der Aufstand würde bald allgemein werden."

„Dieser Plan ist schon im vorigen Jahre entworfen, aber nicht zur Genüge ausgeführt. Die Zahl der Flüchtlinge, welche gekommen, reichte nur aus zur Vertheidigung der Thäler von Luzern. Dies ist geschehen mit Kraft und Geschick; denn sie haben dort den Angriffen einer doppelten Uebermacht widerstanden. Bei genügender Hülfe in diesem Jahre ist mehr zu hoffen. Der Herzog würde diese Refugiés decken mit einem Heere von 20,000 Mann. Ein Viertel derselben stellt der Kaiser, 3000 Mann unterhält der Herzog von den Mitteln, welche England und die Generalstaaten gewähren, und welche andererseits verwendet werden für die Waldenser und die Flüchtlinge. Es bleiben noch 12,000 Mann. Der Herzog, dem aus Savoyen alle Einkünfte und aus Piemont die Mehrzahl derselben abgeschnitten ist, kann nur die Hälfte stellen. Die andere Hälfte müßten die Verbündeten übernehmen."

„Auf die spanischen Truppen von Mailand ist dabei nicht zu rechnen. Das Einzige, was von ihnen zu hoffen, ist daß sie durch der Blocus von Casal und Pignerol dem Herzog den Rücken decken."

„Nehmen wir dagegen an, daß die Operationen mit Nachdruck unternommen werden, daß zugleich nachdrückliche Offensivstöße vom Oberrheine und von den Niederlanden aus erfolgen, daß ferner eine

Flotte von nur fünf und zwanzig Kriegsschiffen im Mittelmeere erscheint und die spanischen Galeeren an sich zieht, daß endlich die Spanier in Catalonien und Navarra nachdrücklichen Widerstand leisten: so ist mit Sicherheit voraus zu sehen, daß ein einziger Feldzug die Nachgiebigkeit Frankreichs und somit einen sicheren und ehrenvollen Frieden erzwingt."

Man darf sagen, daß keine der verbündeten Mächte allseitig die gleiche Bereitwilligkeit fand wie der Herzog von Savoyen, namentlich bei dem Könige Wilhelm. „Er redet von E. k. H., meldet damals Della Torre an Victor Amadeus, mit einer Achtung und einer Zuneigung, die ich nicht genug auszudrücken vermöchte. Er versichert mir, daß sein eigenes Interesse ihm nicht näher liege als das Ihrige." Der König legte den Kurfürsten von Bayern und Brandenburg den Plan vor zu einer bedeutenden Hülfe für Savoyen von Seiten des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern. Auf die Zustimmung derselben entsendete er den hessischen Freiherrn Görtz, dessen er sich in wichtigen Angelegenheiten oft bediente, nach Wien [1]). Wir werden den Erfolg später vernehmen.

Allein während der König Wilhelm und der Kaiser Leopold in den ersten Monaten des Jahres 1691 in Wien wie im Haag verhandelten, auf welche Weise dem Herzog Victor Amadeus am geeignetsten zu helfen sei, bereitete der französische Kriegsminister Louvois einen gewichtigen Schlag für denselben vor.

Der Herzog suchte im Winter 1690 auf 91 wieder mit Frankreich anzuknüpfen, oder es zu täuschen. Wenn der König ihn im Besitze seiner Länder belasse, meldete sein Unterhändler, der Abt von Cumiane: so würde der Herzog trachten die verbündeten Truppen los zu werden. Vor allen Dingen aber sei dazu nöthig ein Stillstand von drei Monaten. So noch im December 1690 [2]).

Der General Catinat traute nicht. Die List, die Verstellung des Herzogs, meldete er an Louvois, sei allbekannt. Aber das Volk wünsche den Frieden. Im Rathe des Herzogs sei es zu beweglichen Auftritten gekommen. — Noch weniger indessen traute Louvois. Aller Wahr-

[1]) Verschiedene Berichte des Grafen Windischgrätz, im März 1691.

[2]) Für dies und das Folgende Rousset: Louvois t. IV, p. 447 et suiv.

ſcheinlichkeit nach, erwiederte er ſogleich an Catinat, habe der Herzog nur die Abſicht, drei Monate lang gedeckt zu bleiben. Darum wolle der König als Friſt für die Annahme ſeiner Bedingungen nur vierzehn Tage bewilligen. Dieſe Bedingungen waren ſcharf. Sie enthielten die völlige Unterwerfung unter den franzöſiſchen Willen. Victor Amadeus ging nicht darauf ein. Aber Louvois blieb nicht dabei. Er gebot dem General Catinat noch im Winter die Erneuerung der Feindſeligkeiten. Am 2. Februar 1691 befahl er ihm die Beſetzung der Grafſchaft Nizza. Catinat überſchritt den Var am 12. März, zog gegen Villafranca, nahm es am 20. ein, und umſchloß dann die Stadt Nizza.

Die Nachricht durcheilte Europa zugleich mit der anderen noch ungleich wichtigeren, daß die franzöſiſche Armee ſich um die Stadt Mons im Hennegau geſammelt habe und ſie umlagere. Während alſo die Verbündeten gegenſeitig ſich mahnten frühzeitig im Felde zu ſein, hatte Frankreich ihnen bereits den Vorſprung abgewonnen.

Wir haben dahin unſere Blicke zu lenken.

Auch für Frankreich überſtieg die Kriegesrüſtung von 1691 weitaus die Koſten derjenigen des Jahres zuvor. Die Mittel mußten herbei geſchafft werden, und zwar auf demſelben Wege wie früher, nicht durch die Bewilligung von Vertretern des Volkes, ſondern gemäß der Forderung der königlichen Autorität. Unter den Streichen derſelben ſank alljährlich ein Ueberbleibſel der einſtigen corporativen Selbſtändigkeit nach dem anderen. Bis dahin hatten die Gilden noch das Recht der Wahl ihrer Vorſteher. Ein Edict des Königs befahl, daß fortan dieſe Aemter von ihm zu kaufen ſeien. Man berechnete den Erlös auf fünfzehn Millionen Livres [1]).

Wie dies Verfahren demjenigen der Wilden gleicht, welche den Baum fällen, um unbekümmert für die Zukunft ſich ſeiner einmaligen Früchte zu bemächtigen: ſo muß andererſeits nachdrücklich hervorgehoben werden, daß in Frankreich nicht, wie vielfach anderswo, namentlich in den Ländern des Kaiſers und noch mehr des Königs von Spanien, die Mittel, welche die Völker aufbrachten, ſich verloren in die Beutel derjenigen, denen ſie nicht gehörten. Die ſpaniſchen Niederlande lieferten

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 52.

durch die Contributionen, welche Louvois dort erheben ließ, einen nicht geringen Theil der Kriegeskosten aus. Auch darin duldete Louvois keinen Unterschleif. „Ich weiß, schreibt er an einen der Intendanten, daß Ihre Erhebungen mehr betragen als Sie in die Rechnungen einstellen. Wenn Sie nicht binnen vierzehn Tagen mir einen genauen Nachweis über Einnahme und Ausgabe zusenden: so wissen Sie im voraus, was Ihrer wartet." Aehnlich an Andere [1]). Die Redeweise entsprach unzweifelhaft dem Sinne des Königs. Der Kaiser und noch viel weniger Carl II. von Spanien faßten nicht den Entschluß, eine solche Sprache zu führen oder führen zu lassen.

Wir haben von dem Könige Wilhelm die Klage vernommen: wie viel besser als er der König von Frankreich daran sei, weil er alles allein disponire, unabhängig von Bundesgenossen. Gerade damals bethätigte sich die Wahrheit dieses Wortes in auffallender Weise.

Der Plan der unerwarteten Belagerung von Mons datirte bei Louvois und Ludwig XIV. weit zurück in das Jahr 1690, und zwar so daß Louvois bereits vom Mai an die Vorbereitungen dazu traf. Aber warum fiel die Wahl einer Unternehmung gerade auf diese Stadt? — Die späteren Ereignisse haben ergeben, daß man in derselben Anknüpfungen besaß, namentlich mit einem angesehenen Chirurgen, Maitre Jacques, welcher einige Jahre zuvor bei der schweren Krankheit Ludwigs XIV. consultirt war [2]). Im October 1690 stand der Plan von Louvois fest. Die Befehle wurden gegeben für die Marschbereitschaft des Heeres bis zu Ende Februar 1691. Louvois legte den Plan bis in die Einzelnheiten dem Könige vor. Dann brach er selber dahin auf. Am 14. März eröffnete Ludwig XIV. bei seinem Lever der erstaunt aufhorchenden Umgebung, daß er Nizza und Mons zugleich belagern lasse. Erst am anderen Morgen, dem 15. März, erblickte man von den Wällen von Mons aus die französischen Fahnen [3]).

Es würde nicht richtig sein zu sagen, daß die Nachricht dem Könige Wilhelm völlig unerwartet kam. Bereits einige Wochen zuvor erhielt er zuverlässige Kunde, daß Ludwig XIV. eine besondere Unter-

---

[1]) Rousset: Louvois t. IV, p. 444.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April.

[3]) Rousset p. 461. — Man vgl. Dangeau t. II, p. 382.

nehmung vorhabe, entweder auf Namur, oder Mons, oder eine andere der benachbarten Städte. Er theilte diese Nachricht sofort dem spanischen Statthalter mit, dem Marquis Gastanaga, der sich im Haag befand. Er fragte, ob alle diese Städte im erforderlichen Zustande seien sich zu vertheidigen, und mahnte, daß da wo etwas daran fehle, zuerst dafür Sorge getragen werde [1]).

Einige Tage vor dem Eintreffen der Nachricht von Mons begab sich der König Wilhelm vom Haag aus nach seinem Schlosse Loo. Vor der Abfahrt sagte er zu dem Grafen Windischgrätz: „Ich erhalte Nachrichten, daß die Franzosen alle Völker vom Rheine, von der Mosel, von der Maas weggezogen, daß sie in Brabant und Flandern an 100,000 Mann haben. Ich besorge, daß es einer oder mehreren belgischen Städten gilt. Es ist zu bedauern, daß die Spanier für sich selber gar nichts thun, daß sie weder gehen noch stehen können". Der Gouverneur Gastanaga trat hinzu. Das Benehmen Wilhelms III. gegen den Spanier war auffallend kalt [2]).

In den folgenden Tagen steigerten sich die Nachrichten von der Entblößung des Rheines. Heinsius mahnte den Grafen Windischgrätz: die Zeit sei günstig, dort einen Offensivstoß zu versuchen. Allein eben bei diesem Anlasse traten alle Vortheile der französischen einheitlichen Leitung, so wie der concentrirten Lage in ihr volles Licht. Bis dahin daß das deutsche Heer am Rheine Befehl erhielt, die von Seiten Frankreichs gegebene Blöße auszunutzen, konnte der Zustand der Dinge dort längst hergestellt sein.

Auf das Eintreffen der Kunde von Mons kehrte der König Wilhelm schleunigst von Loo nach dem Haag zurück. „Sie sehen, sagte er zu Windischgrätz, wie die Franzosen die am Oberrhein ihnen entgegen stehende Macht gering achten. Denn, wenn nicht, so würden sie das nicht gewagt haben." Windischgrätz erwiederte, daß Niemand so sehr wie der Kaiser auf frühzeitige Bereitschaft zum Marsche gedrungen. Nicht dem Kaiser sei es zum Vorwurfe zu machen, daß seine Mahnung so geringen Eingang finde. Die Sache sei aber auch

---

[1]) Waerachtig Bericht, aengaende Bergen in Henegouwen etc., bei Sylvius t. III, b. 31. p. 68 sqq. Der ganzen Haltung nach, scheint es, daß der Bericht mit Vorwissen des Königs abgefaßt sei.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 13. März.

gar zu außerordentlich, daß mitten im März, wo keine Fourage, kein Gras vorhanden, wo die Nächte so kalt, daß Mann und Pferd zu Grunde gehen, eine solche Belagerung unternommen werde. „So ist es, erwiederte der König; aber die Thatsache ist da, und wir müssen nun den Spaniern zu Liebe uns ins Verderben stürzen. Durch die unzeitige Sparsamkeit gegen Hannover haben sie einen dreifachen Fehler begangen. Sie haben durch den Abzug der 13,000 Hannoveraner ihr Land dem Feinde eröffnet, haben es ihm preis gegeben zur Brandschatzung, jenen Fürsten misvergnügt gemacht und dadurch der dritten Partei zugetrieben" [1]).

Der Unmuth des Königs über die Ueberraschung durch den Angriff auf Mons schien in den nächsten Tagen zu steigen. In Anwesenheit vieler Anderen brach er zu dem kaiserlichen Botschafter in die Worte aus: „Jetzt thäte uns ein österreichisches Mirakel Noth. Denn auf andere Hülfe ist nicht zu hoffen". Windischgrätz, fühlend daß alle Blicke sich erwartungsvoll auf ihn richteten, erwiederte: „Es ist wahr, daß wegen der Güte und Frömmigkeit des Kaiserhauses der allmächtige Gott ihm oft wunderbar zu Hülfe gekommen. Dies Mal jedoch zweifele ich nicht, daß Ew. Majestät dasjenige am meisten schätzen, auf welches nächst Gott auch wir unser Vertrauen setzen, nämlich die Anspannung der eigenen Kraft; denn wenn man gleich Ihnen und uns überall dasselbe beobachtet, so würden Ew. Majestät jetzt mit 100,000 Mann marschiren." Der König mochte fühlen, daß sein Ausfall den von ihm hochgeschätzten Mann unangenehm berührt: er zog ihn vertraulich bei Seite und sagte ihm dann: „Ich halte Mons für verloren. Man hat mir die Pässe so verlegt, daß ich einen Entsatz nicht bringen kann" [2]).

Es war augenscheinlich die Weise des Königs, die Dinge oft trüber anzusehen als sie wirklich waren, nicht freilich, um deshalb selber nachzulassen. Denn eben damals als er jene Worte sprach, war er unermüdlich die Anstalten zum Entsatze zu treffen.

Dagegen war von französischer Seite der Schlag mit höchster Umsicht vorbereitet und berechnet. Es verbreitete sich rasch die Nachricht, daß der König von Frankreich, am 21. März, im Lager vor Mons eingetroffen. Den Franzosen galt dies als die Bürgschaft, daß

[1]) Bericht vom 23. März.

[2]) Bericht vom 27. März.

Mons fallen werde. Die Kundigen wußten aus Erfahrung, daß nur dann der König bei einer Belagerung erschien, wenn seine Getreuen des Erfolges moralisch sicher waren. Eben deshalb war die Wirkung eine tief greifende. Von dem Tage an, wo die Nachricht der Belagerung in London eintraf, kam fast kein Geld ins Schatzamt mehr ein. Demgemäß stockten auch die Zahlungen aus demselben, die Rüstungen. „So sehr besorgt ist man hier, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, daß dies Land einer abermaligen Umwälzung preis gegeben werden könne. Bei dem geringsten übelen Aussehen der Sache stocken die Vorschüsse. Dies wird noch schlimmer werden, wenn etwa Mons fallen sollte" [1]).

Die Frage also ist, wie in Mons die Dinge standen. Und hier treffen wir auf einen merkwürdigen Widerspruch der Berichte. „In keinem der Plätze, meldet Louvois aus dem Kriegeslager an Pontchartrain in Paris, die der König bisher angegriffen, hat die Besatzung eine geringere Kraft des Widerstandes, eine schlechtere Haltung gezeigt als in Mons. Das schreckliche Feuer setzt die Feinde so in Bestürzung, daß sie fast keine Muskete abzuschießen wagen. Wir schreiten in den Laufgräben einher, als wäre die Capitulation schon im Gange." So Louvois am 27. März [2]).

Die Berichte von der anderen Seite lauten davon sehr verschieden. Die Besatzung unter dem Prinzen von Berges, bestehend aus spanischen, holländischen, brandenburgischen Truppen, war völlig zuverlässig. Wie immer das Einverständnis von Louvois mit Maitre Jacques sein mochte: in den ersten Tagen der Belagerung übte die Thätigkeit von Jacques auf die Bürgerschaft in Mons keine äußerlich sichtbare Wirkung. Nach dem Berichte des Obersten Fagel, der die Holländer in Mons commandirte, war zu Anfang auch die Bürgerschaft eben so standhaft wie sie wohl bewaffnet war. Der Widerstand der Festung war daher nachdrücklich. Ungeachtet die Vorarbeiten ungenügend, versuchten die Angreifer bereits am 30. März einen mehrmaligen Sturm auf das Hornwerk. Sie wurden zurückgeworfen mit schwerem Verluste [3]).

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 27. März.

[2]) Rousset: Louvois t. IV, p. 463.

[3]) Die Berichte bei Sylvius t. III, b. 31, p. 63 enz. — Ferner die Berichte von Windischgrätz vom 30. März bis 11. April.

Der Widerspruch dieser Berichte von Seiten der Verbündeten mit jenem von Louvois liegt zu Tage. Er ist unvereinbar. Auf welcher Seite die Unwahrheit, kann nicht zweifelhaft sein. Aber warum berichtete Louvois falsch? — Seine Absicht dabei kann nur die gewesen sein, in Paris Täuschung zu erregen über die Gefahr, welcher er durch den Plan der Ueberraschung von Mons den König persönlich ausgesetzt hatte. Denn dieser Plan schien in der ersten Zeit in das Gegentheil umschlagen zu können. Wie der Widerstand der Besatzung in Mons nachdrücklich sich kund gab, so nicht minder von außen her der rege Eifer der Stadt Entsatz zu bringen. Wilhelm III. handelte rasch. Alle verfügbaren Truppen waren auf dem Marsche nach Hal, zwischen Brüssel und Mons, als dem Sammelplatz. Man rechnete auf 50,000 Mann. „Diejenigen, meldet Graf Windischgrätz, die den König wohl kennen, sind der Ansicht, daß, im Falle es ihm gelingt an den Feind zu kommen, er schlagen werde, es gerathe auch wie es wolle“ [1]). Diese Ansicht über den König war gewis richtig. Allein der Wille traf auf Hindernisse, namentlich von Seiten der Bundesgenossen selbst, nämlich der Spanier. „Ich kann, meldet der König von Hal aus an Heinsius, nicht genug mein Unglück beklagen, daß ich hier auf viele Meilen Weges nicht die geringste Fourage für die Cavallerie finde. Ich bedarf einiger tausend Wagen, um alles nachzuführen. Ich suche sie herbeizuschaffen von allen Orten. Aber sie sind noch nicht da. Inzwischen, fürchte ich, geht Mons verloren.“ So am 2. April [2]).

Das Fehlen dieser nöthigen Dinge von Seiten der Spanier war, wie die Verbündeten nachher die Sache zu durchschauen glaubten, nicht bloß eine Nachlässigkeit, sondern der Mangel des guten Willens. Dieser Mangel darf darum noch nicht als Verrath erscheinen. Die leitenden Spanier hatten sich von Anfang an dem Gedanken hingegeben, daß Mons nicht zu retten sei. Sie wünschten nicht, daß der König Wilhelm den Entsatz versuche. Sie besorgten, daß er allzu viel wagen, daß er bei der unzweifelhaft an Zahl geringeren Macht unterliegen, daß demgemäß Belgien als schutzlos, ohne Hoffnung auf eine fernere Hülfe, völlig verloren sein werde. Aus diesem Grunde widerriethen sie dem

[1]) Bericht vom 11. April.

[2]) Beilage zum selben Bericht des Grafen Windischgrätz.

Könige den Entsatz. Nicht auf die Rettung von Mons noch habe man Bedacht zu nehmen, sagten sie, sondern nur auf die Sicherung von Brüssel. Diesem leitenden Gedanken der Spanier entsprachen die von ihnen getroffenen Anstalten [1]).

Ganz anders urtheilte der König Wilhelm. Er wollte den Entsatz. Immerhin war sein Heer schwächer an Zahl. Aber dies betraf hauptsächlich die Cavallerie. Er kannte das Terrain als für die Verwendung von Cavallerie nicht vortheilhaft. Er erwartete deshalb von dieser Schwäche her keinen Nachtheil [2]). Er schaute dagegen mit Vertrauen auf die Infanterie. Es ward gesagt, daß noch niemals eine so stattliche, so wohl ausgerüstete, so kampfbegierige erblickt worden sei. Die Nachrichten dagegen, die man über das französische Lager hatte, lauteten am wenigsten günstig gerade für die Infanterie. Dazu mochte der König Wilhelm besondere Hoffnung setzen auf die Bestürzung, die sein rasches Herannahen mit einem Entsatzheere im feindlichen Lager hervorgerufen.

Bei den Verbündeten hieß es, daß Louvois den König vor Mons um Mitternacht geweckt, um ihm die Nachricht des Anzuges von Wilhelm III. mitzutheilen. Es ward weiter berichtet, daß Ludwig XIV. als am Podogra leidend sich nach Valenciennes zurück begeben. Dies war nicht richtig. Er war geblieben. Aber er ließ neue Truppen nachrücken. Am 1. April marschirten noch achtzehn Bataillone ins Lager ein. In der Nacht des 5. April meldete ein Bauer, daß die feindliche Armee bei Hal stehe, daß er sie dort gesehen. Der König befahl dem Louvois, daß unverzüglich noch 18,000 Mann Cavallerie nachrücken sollten. Die Truppen erfüllten das Lager so sehr, daß sie einander im Wege standen. Vauban dagegen suchte mit dem Aufwande vieler Gründe darzulegen, daß es dem Prinzen von Oranien unmöglich sei heran zu kommen, daß schon die Meinung, weil sie ein Zweifel an seiner Einsicht, ihm Unrecht thue [3]). Wir Spätere müssen es dahin gestellt sein lassen, ob bei solchen Reden Baubans der Kriegesverständige oder der Hofmann überwog.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 17. April.

[2]) Die eigenen Aeußerungen des Königs in dem genannten Berichte.

[3]) Rousset: Louvois t. IV, p. 466.

Die Berichte von Louvois an Pontchartrain lassen durchschimmern, welches Gefühl er als das maßgebende in der Seele des Königs ansah. Er hatte fast ein Jahr lang in der Stille mit dem Aufwande aller seiner Kraft gearbeitet, um dem Könige diesen Triumph der raschen und unerwarteten Einnahme von Mons zu verschaffen. Aber nun drohte der Oranier heranzukommen, noch in der letzten Stunde den wohl angelegten Plan zu vereiteln. Im Lager vor Mons trat bei kleinen Anlässen, wie bei der Veränderung von Wachen, den Untergebenen vor Augen, daß die Stimmung des Königs gegen seinen Minister nicht eine freundliche war. „Ich habe vernommen, schreibt der mit anwesende Dangeau in sein Tagebuch, daß der König gegen den Minister einigen Zorn an den Tag gelegt" [1]). Die Thatsache, daß der überaus vorsichtige Hofmann Dangeau dies niederschrieb, läßt ersehen, daß der Zorn sehr erkennbar gewesen sein muß.

Um so mehr beeilte sich Louvois die Sache von Mons zum Abschlusse zu bringen. Der Donner der Geschütze bei Tage und bei Nacht war endlos, unerhört [2]). Die Frucht entsprach nicht der Anstrengung. Die Beschädigungen, welche die Bomben und die glühenden Kugeln in der Stadt anrichteten, waren, nach dem Zeugnisse der Commandanten dort, nicht erheblich. Die Belagerungsarbeiten kamen der eigentlichen Festung wenig näher. Die Franzosen stürmten am 1. April abermals das Hornwerk. Sie nahmen es dreimal, und wurden dreimal wieder hinaus gedrängt. „Sie zogen sich ein wenig rasch zurück", bemerkt Dangeau [3]). Sie erneuerten jedoch den Sturm am 2. April. Dies Mal gewannen sie das Hornwerk und behielten es. Der Prinz von Berges mit seinem Kriegesrath hielt es nicht für verantwortlich, die Besatzung, die nur aus 3400 Gesunden bestand, noch einmal dort auszusetzen.

Allein dieser erste nennenswerthe Erfolg der Belagerer bot für ihre Freunde in der Stadt den Anlaß offener hervorzutreten. Bis dahin hatten Meister Jacques und diejenigen, welche er als Gehülfen fand, versteckt gearbeitet. Das erste Symptom dieser Thätigkeit des

---

[1]) Dangeau t. II, p. 395.

[2]) Fagel in seinem Berichte an die Generalstaaten: dat noyt iets diergelycks meer gesien is.

[3]) Dangeau p. 390: Ils se sont retirés un peu vite.

Minirens in den Gemüthern der Bürger trat nun ans Licht. Nach dem Aufgeben des Hornwerkes richtete der Magiſtrat an den Commandanten eine Anfrage über den Zuſtand der Feſtung. Die Antwort desſelben ſchien völlig beruhigend zu wirken [1]).

Ein Verdacht gegen die Bürgerſchaft ſtieg daher bei dem Commandanten noch nicht auf. Er meldete dem Könige Wilhelm, daß die eigentliche Feſtung unverſehrt, daß es darum mit dem Entſatze nicht eile, vielmehr daß die Stadt ſich halten könne bis zur Mitte des Monats. Es ſcheine, fügte er ſpottend hinzu, daß es Ludovico Magno viro immortali vor Mons ergehen werde wie einſt dem Kaiſer Carl V. vor Metz [2]). Der König erhielt dieſes Schreiben am 7. April. Er ſetzte demgemäß den Entſatz an auf den 11. April.

Von franzöſiſcher Seite dagegen ward das Aeußerſte aufgeboten, und zwar nicht bloß mit Schießen, ſondern auch mit Stürmen. Da nach jener Verſicherung des Prinzen von Berges die eigentliche Feſtung noch unverſehrt war: ſo kann, bei der geringen Ausſicht auf einen directen Erfolg, der weſentliche Zweck nur derjenige der Einſchüchterung der Bürgerſchaft von Mons geweſen ſein. Man ſtürmte in der Nacht vom 6./7. April. Der unſägliche Lärm dieſes Angriffes, vernehmbar bis in das Hauptquartier zu Hal, dauerte neun Stunden lang [3]). Bis zum nächſten Mittag ruhten die Waffen. Am Mittag des 7. April begann abermals der Sturm. Er ward abgeſchlagen.

Dagegen hatte er einen anderen Erfolg. Meiſter Jacques hatte in ſeiner Thätigkeit Hülfe gefunden. Der Graf Windiſchgrätz nennt zwei Kloſteräbte in Mons, Seignelay und Sentiny. Nicht jedoch ein eigentlicher Verrath fand ſtatt. Einerſeits der Schrecken, den das unabläſſige Einwerfen der Bomben und Feuerkugeln, ſo wie der Lärm der Stürme in der Bevölkerung hervorgerufen, andererſeits die Verheißungen von franzöſiſcher Seite — beides wurde in geſchickter Weiſe bei der Bürgerſchaft verwerthet. Sie gab am Morgen des 8. April,

[1]) Bericht des Oberſten Fagel, bei Sylvius p. 68.

[2]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 11. April. — Das Andere auch in dem Waerachtig Berigt bei Sylvius t. III, b. 31. — Die lateiniſchen Worte des Prinzen Berges beziehen ſich auf die Unterſchriften der Standbilder Ludwigs XIV. in Frankreich. Man vgl. Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 582. Finalbericht von N. Erizzo.

[3]) Waerachtig Berigt etc. p. 69.

einem Sonntage, durch ihre Vertreter dem Commandanten den Wunsch der Capitulation kund. Er wies ihn zurück.

Abermals begann dann der Sturm der Franzosen. Er ward abgeschlagen. Es folgte ein zweiter. Auch er mislang. Alle Anzeichen deuteten auf die Vorbereitungen zu einem dritten.

Vorher jedoch wandelten sich die Dinge. Das Abschlagen beider Stürme diente nicht zur Kräftigung des Muthes in der Bürgerschaft zum Ausharren, sondern des Entschlusses ein Ende zu machen. Sie wollte den dritten Sturm nicht abwarten [1]).

Die sechszig Geschworenen der Stadt versammelten sich auf dem Rathhause. Es war um die Mittagszeit. Sie ließen den Commandanten um seine Gegenwart ersuchen. Er erschien, begleitet von dem Obersten Fagel, und anderen höheren Offizieren. Es ward ihm eröffnet, daß die gesammte Bürgerschaft entschlossen sei zur Uebergabe an den König von Frankreich ohne Verzug. Der Commandant und Fagel entwickelten alle Gründe dagegen. Sie schlugen nicht durch. Es kam auf die Realität der Dinge an. Fast die ganze Besatzung von etwa 4000 Mann befand sich in den Außenwerken, in der Stadt nur 300 Mann. Die Schlüssel aller Thore waren in den Händen der Bürgerschaft. Sie war bewaffnet, an Zahl der gesammten Besatzung weit überlegen. Der Prinz de Berges erkannte, daß in der Hauptsache nichts zu erreichen, daß es sich nur noch darum handele die Sache hinauszuziehen und den nächsten Tag zu gewinnen. Auch das ward nicht verstattet. Da der Commandant nicht eine zustimmende Antwort gab, eilten die Stadtgeschworenen vom Rathhause hinab in die Stadt und riefen die Bürger in die Waffen. Die Thore wurden geschlossen, die Besatzung ausgesperrt [2]). Die eifrigsten der Bürger liefen selber auf den Wall und schlugen Chamade, um vier Uhr Nachmittags. Ein Widerstand bei dieser Lage der Dinge war für den Commandanten aussichtslos.

Für die Franzosen handelte es sich um Eile. Alle Forderungen wurden gewährt, sowohl für die Bürgerschaft wie für die Besatzung.

---

[1]) Die Berichte von Windischgrätz und Fagel, sowie die anderen bei Sylvius t. III, b. 31, p. 66 enz., stimmen über den Verlauf der Dinge in allen wesentlichen Puncten überein.

[2]) So der König Wilhelm zu Windischgrätz, im Berichte vom 20. April.

Am 10. zog dieselbe aus mit brennenden Lunten, mit Kugeln im Mund, unter Trommelschlag, mit wehenden Fahnen, mit Kanonen, mit allem Gepäcke — demnach in der ehrenvollsten Weise jener Zeit [1]). Sie hatte 900 Mann eingebüßt, nach der Ansicht Fagels die Belagerer mindestens die sechsfache Zahl.

Noch im Lager vor Mons, am 8. April, hatte Ludwig XIV. auch die Nachricht des Falles von Nizza erhalten [2]). Dort hatte sich in kleinerem Maße das Unglück von Belgrad wiederholt. Demnach waren die beiden Belagerungen, welche Ludwig XIV. gleichzeitig angekündigt, auch gleichzeitig zu seinem Vortheile beendet.

Er theilte reichliche Belohnungen aus, namentlich an Vauban. Er erwies ihm die damals sehr auffallende Auszeichnung ihn zu seiner Tafel zu ziehen. Er hatte dagegen keinen Dank für denjenigen, aus dessen Kopfe die ganze Sache entsprungen war, für Louvois. Vielmehr begann für diesen Minister von dem Kriegslager vor Mons aus die Ungunst des Königs, welche ihm die wenigen noch übrigen Monate seines Lebens verbitterte [3]). Es ward bemerkt, daß der König die gewonnene Stadt Mons nicht besichtigte, sondern sofort den Rückzug nach Versailles antrat. Dort verbat er sich alle Anreden und Huldigungen des Parlamentes oder anderer Körperschaften über den Sieg von Mons.

Dennoch ist es merkwürdig, daß es sogleich damals in Frankreich gelungen ist, die Angelegenheit von Mons so sehr zu verdunkeln, daß auch spätere weniger Befangene, weil sie nur französische Nachrichten benutzten, nicht völlig auf den Grund der Sache zu sehen vermocht haben. In einem neueren französischen Geschichtswerke, das sonst reich ist an Aufschlüssen von allerlei Art, findet sich der französische Verlust vor Mons angegeben auf einhundert Todte und mehrere Hundert Verwundete [4]). Nach derselben Auffassung wäre damals der König von England in Belgien angesehen worden als lässig zur Hülfe, als allzu behutsam.

Diese letztere Meinung scheint damals in Frankreich allgemein getheilt worden zu sein Wir finden den Ausdruck derselben in einigen

---

[1]) Die Puncte bei Sylvius t. III, b. 31, p. 66.
[2]) Dangeau t. II, p. 393.
[3]) Rousset t. IV, p. 470.
[4]) Ebenda p. 466.

Verſen, welche bei literariſchen Perſönlichkeiten wie der Madame Scudéry und dem Grafen Buſſy-Rabutin ein warmes Lob erhielten. Das Charakteriſtiſche des Originales dürfte in einer anderen Sprache ſchwer wiederzugeben ſein. Sie lauten wie folgt:

Lorsque Louis suivi de ses troupes fidèles
Jette dans Mons le péril et l'effroy:
Le fin Guillaume pense à soy
Et vole au secours de Bruxelles.

Und weiter:

Maître dans l'art d'éviter les combats,
Tu prends les villes qu'on te donne,
Et défends très-bien en personne
Celles qu'on n'attaque pas. [1])

Der Inhalt der geſammten anderen Verſe bürgt dafür, daß der Poet derſelben eine Ironie gegen Ludwig XIV. nicht beabſichtigt hat.

Der Oberbefehl der franzöſiſchen Armee in Belgien verblieb wieder dem Marſchall Luxemburg. Die Jahreszeit erſchien für den eigentlichen Feldzug noch zu wenig vorgerückt. Der König Wilhelm ließ ſeine Armee ſich in die Quartiere zurückziehen. Ihn ſelber drängte es nach England. Er begab ſich zunächſt nach dem Haag.

Dort ſprach er ſich in erregter Weiſe über die ſpaniſchen Unterthanen aus. „Ich habe, ſagte er zu Windiſchgrätz, Belgien in Belgien nicht wieder erkannt. Die frühere Liebe zu dem rechtmäßigen Souverän iſt wie erloſchen. Ich möchte nicht mehr gut ſagen für die Treue und Beſtändigkeit auch nur einer einzigen belgiſchen Stadt.“ Er legte dann das Verhalten der Bürgerſchaft von Mons im Einzelnen dar, hob hervor, daß ſie nur noch zwei Tage hätte warten dürfen, und ſchilderte ſeine günſtigen Ausſichten für das Gelingen des Entſatzes. Windiſchgrätz erwiederte: da die Armee, welche ſich als vortrefflich erwieſen, völlig unverſehrt, ſo ſei doch für den Feldzug noch viel zu hoffen. Und eben ſo ſtehe es mit der Flotte. „Allerdings, entgegnete der König, und dies iſt eine der Haupturſachen, welche mich nach England rufen. Ich werde ſehen, was mit derſelben für das Gemeinwohl zu thun iſt. Ich hoffe ferner die Anordnungen für Irland ſo zu treffen, daß die Sache dort in kurzer Friſt erledigt werden kann. Seien Sie überzeugt,

[1]) Lettres de Bussy-Rabutin t. III, p. 299.

daß ich meine Person nicht schonen werde. Vor dem Beginne des eigentlichen Feldzuges hoffe ich wieder hier zu sein, und ihn ganz mit durchzumachen" [1]).

Noch spät am selben Abend erhielt Windischgrätz durch einen Courier die Nachricht, daß der Vertrag des Kaisers mit Kursachsen zu Stande gekommen, daß demnach die Sachsen an den Oberrhein rücken würden. Er eilte zum Könige. „Er hat sich darüber so fröhlich gezeigt, meldet Windischgrätz, wie ich ihn noch niemals gesehen. Er scheint das Verlangen zu tragen, bei dieser traurigen Lage der Dinge den Leuten einen Trost und eine Freude zu geben. So hat er am andern Morgen zuerst dem Herzog Georg Wilhelm von Celle, dann Einem nach dem Anderen, wie sie in sein Cabinet eingetreten, diese Nachricht mit Freuden entgegen gerufen. Bedenklich ist ihm dabei nur das Eine, daß der Kurfürst den Hans Adam von Schöning bei sich hat" [2]).

Wir kennen bereits diese Persönlichkeit. Früher im Dienste des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, hatte er im Heerlager vor Bonn, im Herbste 1689, die Beredungen mit dem Marquis de Flisange geführt, welche kein Ergebnis brachten. Er war dann in den kursächsischen Dienst getreten. Wir werden ihm noch öfter zu begegnen haben.

Der Fall von Mons, obwohl nur einem der zahlreichen festen Plätze, die der König von Spanien in Belgien besaß, übte dennoch eine weit reichende Wirkung. Man vernahm aus Köln, daß die Partei Fürstenbergs sich dort wieder rege, daß sie sich rühme, im Falle des Herannahens der Franzosen ihnen die Schlüssel der Stadt entgegen tragen zu wollen [3]).

Aehnlich war der Eindruck in London. Die bis dahin schon nur noch sparsam ins Schatzamt geflossenen Vorschüsse auf die Bewilligungen des Parlamentes stockten nun völlig. Die Jacobiten schritten zuversichtlich einher. Der Hof fand es nöthig eine Proclamation zu erlassen zum Zwecke der Ausführung der Parlaments-Acte, welche die nicht hausgesessenen Katholiken auf zehn englische Meilen von London ver-

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. April, über die Audienz vom 17.
[2]) Desgleichen.
[3]) Desgl. vom 21. April mit Beilagen von Briefen aus Köln.

wies. „Ob nun die Acte dies Mal nach der Schärfe ausgeführt wird, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, steht zu erwarten. Wenigstens bisher haben die Katholiken sich über die Acte nicht zu beklagen gehabt, weil sie niemals zur Vollstreckung gebracht ist" [1]).

Der König kam an in London am 13./23. April. Zwölf der größten holländischen Linienschiffe hatten ihn geleitet. Die eine Thatsache wie die andere gereichte zum Troste; denn bereits hatte sich die Besorgnis erhoben, daß die holländischen Schiffe nicht rechtzeitig erscheinen würden. Die englischen Schiffe, deren Ausrüstung Russel in Chatham überwacht, waren völlig fertig, 62 an der Zahl. Niemals hatte man eine so stattliche Flotte gesehen. Denn, wie in den Landarmeen, so wurde ein ähnliches Verhältnis an den Kriegsschiffen bemerkt. Bei jeglichem neuen Bau wuchsen die Dimensionen. Man berechnete, daß für die 62 englischen Schiffe an Besatzung 5000 Mann mehr erforderlich waren, als nach den Verhältnissen der verflossenen Jahrzehnte für 100 derselben genügt haben würden. Die holländischen indessen standen an Größe und Stärke den englischen und französischen nach [2]).

Es handelte sich für den König zunächst um die Angelegenheit der jacobitischen Verschwörung, welche in Folge der Verhaftung von Preston und Ashton aus den Papieren derselben offen gelegt war. Ueberblicken wir also zunächst den Verlauf der Sache, während der König von England sich in Holland befand.

Ashton, der jede fernere Entdeckung entschieden weigerte, ward, als des Hochverrathes überwiesen, bereits im Februar hingerichtet. Es war das erste Blut, das wegen dieses Verbrechens unter der neuen Regierung floß. Aber nicht darum war es dem Könige Wilhelm zu thun, sondern um die Verzweigung des Complots. Lord Preston, in gleicher Weise verurtheilt, hatte sich erbötig gezeigt zu weiteren Aufschlüssen, und darum zunächst vierzehn Tage Aufschub erlangt. Dann schwankte er, nicht bloß von einem Tage zum anderen, sondern am selben Tage. Des Morgens, wenn bei der Erwägung im Nüchternen die Todesfurcht in ihm die Oberhand gewann, war er bereit alles zu entdecken. Am Nachmittage, wenn Freunde und Verwandte ihm

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 24. April.

[2]) Desgl. vom 27. April.

zugeredet, daß es rühmlicher ſei zu ſterben als durch das Unglück Anderer das eigene Leben zu erkaufen, nachdem er dann durch Eſſen und Wein ſich geſtärkt, war er bereit zum Tode. Es geſchah, daß er, was er des Morgens ſchriftlich aufgeſetzt, des Nachmittags wieder zerriß. Aber die Friſt war dem Ende nahe. Bevor ſie ablief, überwogen in Preſton die Morgengedanken. Er reichte eine Schrift ein. Nur die Königin und Caermarthen nahmen davon Kunde, um ſie dann ſogleich durch einen Courier dem Könige zuzuſtellen. Es war noch im Februar. Nur ſo viel erfuhr man, daß Preſton fünf Biſchöfe, zwei Herzöge, zwölf andere Lords und etwa hundert Mitglieder des Unterhauſes als betheiligt angegeben habe [1]).

Gegen drei der betreffenden Perſonen als Hochverräther war eine königliche Proclamation erlaſſen: den Grafen Clarendon, den Biſchof Turner von Ely, den Quäker William Penn. Der erſte der drei ſaß im Tower. Die zwei anderen hatte man nicht allzu eifrig geſucht. Sie waren nach Frankreich hin entkommen.

Im März und April verſtummten die Gerüchte über die Verſchwörung, zumal da die Regierung ſich um dieſelbe nicht mehr zu kümmern ſchien.

Nach der Ankunft des Königs ward dem Lord Preſton angekündigt, daß ſeine Bekenntniſſe nicht genügten, daß demnach ſeine Hinrichtung erfolgen werde. Der Tag ward angeſetzt, jedoch abermals mit dem Bedinge, daß ein freies und offenes Bekenntnis ihm dennoch die Gnadenthür eröffnen werde. Die Jacobiten, ja die eigenen Verwandten Preſtons verſicherten, er werde ſterben [2]).

Der König ordnete die anderen Angelegenheiten. Es handelte ſich um das Commando in Irland. Die Wahl ſchwankte zwiſchen Ginkel und Meinhard von Schomberg, der an der Boyne ſo weſentliche Dienſte geleiſtet. Schomberg ward als hochfahrend angeſehen, Ginkel als mild und beliebter als jener [3]). Der König wählte den Holländer Ginkel. Die Motive des Königs werden uns noch klarer hervortreten an den Thaten Ginkels, namentlich gegenüber Limerick.

---

[1]) Hoffmanns Bericht vom 20. Februar.
[2]) Desgl. vom 21. April/1. Mai.
[3]) Desgleichen.

Dagegen griff der König in einer anderen Angelegenheit durch. Wir erinnern uns, daß er, ungeachtet der Parlaments-Acte gegen die Eidesverweigerer, den Erzbischof Sancroft von Canterbury und die Gleichgesinnten im Besitze ihrer Stellen belassen hatte, in der Hoffnung daß sie umkehren würden. Es war nicht geschehen. Am 23. April/3. Mai eröffnete der König zugleich mit seinem Entschlusse sich wieder nach Holland zu begeben, den anderen, daß er nun jene Parlaments-Acte zur Ausführung bringen, und, anstatt der eidweigernden Bischöfe, welche dadurch ihre Sitze verwirkt, andere ernennen werde. Das Erzbisthum von Canterbury verlieh er dem Dr. Tillotson, dem damals berühmtesten Kanzelredner von England, dem geistlichen Berather der Königin Mary.

„Dieser kraftvolle Entschluß, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, thut dar, daß der König seine bisher in der Regierung bewiesene allzu große Güte gedenkt zu wandeln in einige Schärfe, wie sie gegenüber dem Uebermuthe dieser Nation durchaus erforderlich ist. Da er nun mit der Geistlichkeit darin begonnen, so haben diejenigen Weltlichen, welche in gleicher Art den Eid verweigert, sicherlich nichts anderes zu erwarten" [1]).

Es wurde dem Erzbischof Sancroft schwer aus seinem Palaste in Lambeth zu weichen. Es bedurfte der Drohung mit Gewalt.

Sancroft erscheint eben so wenig wie sein Freund Turner, Bischof von Ely, oder wie der Quäker William Penn, als der Vertreter eines großen Principes. Die beiden letzteren trugen kein Bedenken französische Waffen nach England einzuladen. In dem aufgefangenen Schreiben des Bischofs von Ely an den König Jacob war der ältere Bruder, nämlich der Erzbischof Sancroft, bezeichnet als gleichdenkend mit ihm, demnach auch in Betreff jener Absicht, deren Erfolg das Königreich England unabwendbar gemacht hätte zu einer Provinz des Königs von Frankreich. Allein, auch abgesehen davon, Sancroft war nicht eingetreten für den Bestand des Rechtes des Königs Jacob. Er war der Vater des Planes der Regentschaft, der, wenn er aufrichtig gemeint war, dem Könige Jacob das Scepter entriß, den Namen beließ. Da somit auch Sancroft dem Könige Jacob das Wesentliche hatte nehmen, nur

[1]) Hoffmanns Bericht vom 4. Mai.

den Schein belaſſen wollen: ſo kann ſeine Weigerung ſich der Entſcheidung durch das Parlament zu fügen, nicht mehr betrachtet werden wie das Eintreten, der Kampf für ein an ſich großes Princip. Sein Verhalten und dasjenige ſeiner Gefährten iſt weitaus nicht in Vergleich zu bringen mit jenem der 150 ſchottiſchen Offiziere, die zu St. Germain von dem Könige Jacob Abſchied nahmen, um als eine Compagnie Soldaten in franzöſiſchen Dienſt zu treten. Sancroft verlor ſeinen Sitz als Erzbiſchof. Aber er lebte fortan, völlig unangefochten, in der Behaglichkeit des reichen Landedelmannes.

Lord Preſton hielt die abermals ihm geſtellte Friſt nicht aus. Es iſt, nach dem Verlaufe der Dinge anzunehmen, daß er eine Audienz bei dem Könige erbeten und erhalten habe. Was er dort in Einzelnen offenbart, kam nicht zur öffentlichen Kunde. Dagegen verlautete im allgemeinen: er habe ſo viel ausgeſagt, daß der König verrathen ſei im Cabinet, im Heere, in der Flotte. Die Begnadigung für Preſton, hieß es, werde erfolgen [1]).

Wir werden auf die Frage der Möglichkeit des Verrathes nach allen drei Seiten hin zurückzukommen haben. Verfolgen wir zunächſt die Sache Preſtons.

Nach den Berichten in den Papieren des Königs Jacob war Caermarthen mit den Eröffnungen Preſtons nicht zufrieden geſtellt. Preſton, ſagte er zu dem Könige, habe den Admiral Dartmouth und viele andere Namen genannt, wie er ſie von dem Quäker William Penn vernommen haben wolle. Caermarthen verlangte, daß Preſton um den Preis ſeiner Verzeihung Beſtimmteres ausſage. Der König Wilhelm pflichtete dieſer Anſicht nicht bei. Er hielt es, wie man in St. Germain die Sache auffaßte, nicht für klug, gegen ſo viele Mitglieder der Ariſtokratie ſtrafrechtlich vorzugehen. Was man wiſſe, reiche hin, einerſeits um gegen die betreffenden Perſonen auf der Hut zu ſein, andererſeits durch Verzeihung ſie zu gewinnen. Dieſe Methode der anſcheinenden Milde, ſagte man weiter in St. Germain, ſei wohl geglückt. Denn jene von Preſton genannten Perſonen, wie immer ſie

[1]) Hoffmanns Bericht vom 11. Mai: Preſton ſoll in generali dem Könige ſo viel entdeckt haben, daß er in ſeiner Armee, ſeiner Flotte, ſeinem Rathe verrathen ſei.

bis dahin gedacht haben mochten, erwiesen sich nachher als entschiedene Gegner der Sache des Königs Jacob [1]).

Dies Urtheil von St. Germain her ist von besonderem Gewichte. Demnach hatte der König Wilhelm die Verschwörung, die nach Preston ihren Namen führt, nach der Hinrichtung des Einen, welcher standhaft blieb, ohne weitere Schärfe moralisch aufgelöst.

Lord Preston erhielt volle Verzeihung für Leben und Güter, und wurde im Juni bei der Königin zum Handkusse zugelassen [2]). Einige Monate später, als sich ein abermaliger Verdacht wider ihn erhoben, wurde er noch einmal festgenommen. Jedoch nur für kurze Zeit. Dann zog er sich in die Stille zurück, um in der Philosophie des Boethius den Trost zu finden, mit welchem dieser sich innerlich gewaffnet hatte wider den Zorn des Königs Theodorich [3]).

In derselben Zeit jedoch, wo diese große Verschwörung für den König Jacob fruchtlos zerging, knüpften andere Persönlichkeiten in England wieder mit ihm an. Unter diesen stehen voran die Namen Marlborough und Godolphin. Jener, welcher im Herbste zuvor Cork und Kinsale in Irland genommen, war im Begriffe unter dem Könige Wilhelm den Feldzug in Belgien mitzumachen. Godolphin war unter den Lords der Schatzkammer der befähigteste.

„Es ist schwer, heißt es in den Papieren von St. Germain, gemäß dem was später geschehen, ein zutreffendes Urtheil über diese Personen zu fällen, nämlich ob sie lediglich beabsichtigten, für den Fall eines Umschlages sich gegen den gerechten Zorn des tief beleidigten Königs sicher zu stellen, oder ob sie darüber hinaus ein anderes Ziel vor Augen halten" [4]).

Es kommt also zunächst auf die Thatsachen an. Sie trugen sich zu in der ersten Hälfte des Jahres 1691.

Jacob II. hatte einen Agenten, Namens Bulkeley, nach England entsendet. Dieser trat zu Godolphin. Er sprach seine Verwunderung

[1]) The life of James II. Vol. II, p. 443.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 13. Juni.

[3]) Macaulay Ch. XVII.

[4]) The life of James II. Vol. II, p. 444. Auch für das Folgende. Die Worte sind dort nicht ausdrücklich als diejenigen des Königs Jacob bezeichnet. Die Vergleichung jedoch mit dem Auszuge in Macpherson's Original Papers I, p. 236 zeigt die wörtliche Uebereinstimmung.

aus, denſelben wieder im Amte zu finden, da er doch früher geäußert ſich nicht wieder bethätigen zu wollen. Godolphin erwiederte: er habe es dem Könige Wilhelm vor dem Feldzuge in Irland verſprochen und dieſes Wort halten müſſen. Dann fragte er über St. Germain, und deutete an, daß die Hoffnung ſehr gering. Bulkeley bekämpfte dieſe Anſicht, und drängte Godolphin ſich zu erklären, weſſen der König Jacob ſich von ihm zu verſehen. „Ich will meine Stelle aufgeben, erwiederte Godolphin, ſo bald wie möglich.“ Damit brach er ab. So wenig beſtimmt die Antwort lautete, Bulkeley gab die Hoffnung nicht auf.

Er verſuchte ſein Glück zunächſt bei Anderen. Er trat zu Halifax. Dieſer nahm ihn mit offenen Armen auf. Halifax entblößte die Bruſt und ſagte: er werde für den König Jacob und deſſen Rückkehr alles thun was er vermöge. Bulkeley überſchätzte nicht dieſe Verſicherung. Er hielt den Lord Halifax für einen unzufriedenen Charakter, empfindlich gegen jeden Widerſpruch. Mit dem Könige Jacob habe er früher ſich entzweit: nun, wo die fein ausgedachten Speculationen von Halifax dem Prinzen von Oranien als praktiſch unzweckmäßig erſchienen, ſei er auch mit dieſem zerfallen. Aber Lord Halifax ermächtigte den Agenten, ſeine Aeußerungen an Godolphin zu bringen.

In Folge deſſen trat auch dieſer kühner auf. Er betheuerte ſeinen guten Willen. Nur gerade jetzt könne er nicht handeln. Das würde ein Verrath des Vertrauens ſein. Er zeigte dem Agenten einen Brief des Königs Wilhelm aus dem Haag. Dieſer klagte darin über die Schwierigkeiten, die er bei den Verbündeten fände, ſo wie über andere Angelegenheiten. Nichts jedoch ſei ihm ſo ſchmerzlich, wie daß Godolphin, auf den vor allen anderen Engländern er Vertrauen ſetze, zu dieſer Zeit ſeinen Dienſt verlaſſen wolle. Godolphin möge dieſen Gedanken aufgeben. — Das alles jedoch, ſagte dann Godolphin, werde ihn nicht hindern. Nach der Rückkehr des Prinzen von Oranien wolle er ſein Amt niederlegen und ſeinem rechtmäßigen Könige völlig zur Verfügung ſtehen.

Die Briefe Godolphins an den König Wilhelm aus dieſer Zeit liegen vor. Er wiederholt darin mehrmals den Wunſch ſich zurückzuziehen. Sein geſammtes Verhalten, namentlich die Nicht-Theilnahme an den Sitzungen des Cabinets, erregte bei Lord Sidney einen leiſen

Verdacht, den er auch dem Könige meldete. Wilhelm III. jedoch beharrte in seinem Vertrauen zu Godolphin, und dieser blieb nach wie vor in seinem Dienste. Es scheint demnach, daß die hauptsächliche Triebfeder für Godolphin gewesen sei das Bestreben nach beiden Seiten sicher zu sein [1]).

Weit hinaus über Godolphin ging Marlborough. Bulkeley gedachte auch diesen zu sondiren. Es bedurfte dessen nicht. Marlborough ließ den Jacobiten, Oberst Sackville, zu sich bitten. Dieser kam mit Widerstreben, fand dann aber zu seinem höchsten Erstaunen einen, wie es schien, völlig umgewandelten Mann. Marlborough bat, für ihn den König Jacob um Gnade anzuflehen. Er sei bereit seine Abtrünnigkeit gut zu machen, auch mit dem Wagnisse des eigenen Lebens. Denn seine Verbrechen ließen ihm keine Ruhe bei Tage noch bei Nacht, nähmen ihm den Schlaf und raubten ihm den Appetit.

Sackville berichtete es den anderen Jacobiten. Sie waren zweifelhaft. Auf der einen Seite stand die Aussicht auf die starke Stütze, welche sie erhalten würden durch die im Rathe des Königs Wilhelm so gewichtige, im Heere so höchst angesehene Persönlichkeit; auf der anderen Seite die Erinnerung an die Ereignisse von Salisbury, im December 1688, namentlich an den damaligen dringenden Verdacht. Die Jacobiten beschlossen daher zunächst aus ihrem Mistrauen kein Hehl zu machen, demnach Marlborough auf die Probe zu stellen. Er war darauf gefaßt. Zwei von ihnen, Sackville und Lloyd, legten ihm eine Reihe von Fragen vor über den Stand der Dinge in allen drei Königreichen. Marlborough beantwortete sie, ohne Zaudern, umständlich bis in die Einzelnheiten. Seine Angaben stimmten zu allem was die Jacobiten auch sonst wußten. Demnach hielten sie den ersten Beweis seiner Aufrichtigkeit für erbracht.

Er ging weiter. Er machte häufige Mittheilungen dessen was in Betreff der Jacobiten bei den Staats-Secretären einlief. Er setzte jene dadurch in den Stand, manche Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Er bat um Instructionen für sein Verhalten, nur um dem Könige Jacob zu dienen, nicht um in Geheimnisse eingeweiht zu werden: denn dessen habe er durch seine Schlechtigkeiten sich unwürdig gemacht. Er gab an, daß der König Jacob durch das Erbieten der Verzeihung

[1]) Die betr. Schreiben bei Dalrymple III[II] p. 260 sqq.

Manche sich zurück gewinnen könne: denn Caermarthen, die Hauptstütze der Regierung des Oraniers, und Andere seien nur aus der Verzweiflung nicht einlenken zu können, so bittere Feinde des Königs. Er bot an, die englischen Truppen in Flandern, auf Befehl des Königs Jacob, zu ihm hinüber zu führen. Besser noch, meinte er, sei ein anderes Mittel. Man müsse im nächsten Parlamente die Entfernung aller fremden Truppen aus England beschließen, und sie durch englische ersetzen. Denn auf diese könne er einwirken. Wenn die Franzosen in Flandern siegreich, oder wenn dem Prinzen von Oranien irgend ein Unfall zustoße: so sei die Herstellung leicht. Er gab eine Reihe anderer Rathschläge. Der König Jacob möge Irland halten, möge nicht mehr als höchstens 20,000 Mann französischer Truppen nach England überführen. Der König möge Godolphin lieber im Amte belassen, wo er mehr Nutzen schaffen könne, denn als Privatmann. Er betheuerte dann abermals und immer wieder seine Reue, seinen Abscheu vor seinen Frevels wider den besten der Könige. Er komme nicht zur Ruhe, sagte er, bis er in irgend einer Weise sie gesühnt, bis er, wenn auch mit Daransetzung des eigenen Lebens, einen Versuch gemacht für die Herstellung seines gekränkten und geliebten Herrn.

Die Jacobiten in England einigten sich zu dem Urtheile, daß die Reue Marlboroughs aufrichtig, sein Verhalten ehrlich sei. Sie entsendeten demgemäß Lloyd nach St. Germain, mit dem Auftrage des Berichtes und der Verwendung für Marlborough.

Die Jacobiten scheinen dabei den einen Umstand gar nicht erwogen zu haben, daß Marlborough die Möglichkeit seines Austrittes aus dem Dienste Wilhelms III. gar nicht berührte, daß er sein Verbleiben darin als selbstverständlich behandelte, und sogar, um jedem Versuche entgegengesetzter Art im voraus zu begegnen, für Godolphin diesen Rath des Verbleibens gab. Dieser Rath stimmte in Betreff des Zieles mit den Aufträgen, die Marlborough von Wilhelm III. erhielt. Der König Wilhelm bediente sich nämlich des Marlborough, um Godolphin zum Verbleiben im Amte zu bestimmen. Ja jener besonders freundliche Brief, auf welchen sich Godolphin dem Bulkeley gegenüber berufen, war von Wilhelm III. geschrieben auf Anrathen von Marlborough [1]).

[1]) Dalrymple III II p. 265. Schreiben Marlboroughs vom 27. Januar 1691.

Daß den Blicken der Jacobiten dieſe Verlogenheit Marlboroughs nicht offen lag, iſt ihnen nicht zum Vorwurfe zu machen. Aber auch das was ſie wußten, hätte ausreichen können zur Klarheit über ihn. Denn indem die Jacobiten den Grafen Marlborough anſahen als ehrlich und aufrichtig gegenüber dem Könige Jacob, hätten ſie die Conſequenz ziehen müſſen, daß er im ſelben Maße unehrlich und unaufrichtig ſein mußte gegenüber dem Könige Wilhelm. Eben das Erbieten Marlboroughs, den an Jacob II. begangenen Verrath ſühnen zu wollen durch den Verrath an Wilhelm III., hätte den Jacobiten zeigen müſſen, daß der Marlborough von 1691 ganz genau der Churchill war vom December 1688, hätte weiter leiten müſſen zu der Frage, ob nicht Marlborough, anſtatt weder für Wilhelm III., noch für Jacob II. zu arbeiten, am letzten Ende andere Ziele ins Auge faßte. Diejenigen Jacobiten, welche damals, im Beginne des Jahres 1691, zu Gunſten von Marlborough in St. Germain ihre Stimme erhoben, zogen nicht dieſe Conſequenz. Wir werden erfahren, daß dennoch bereits im Beginne des nächſten Jahres, andere Jacobiten die Sache klarer auffaßten.

Der König Jacob in St. Germain dachte wie diejenigen ſeiner Anhänger, die ſich für Marlborough verwendeten. Die Seinigen prieſen ſeine Bereitwilligkeit ſogar die Decembertage von Salisbury zu vergeſſen, als einen Ausfluß ſeiner Gnade für jeden Reuigen: in der Wirklichkeit mochte ihm die Gelegenheit, ein ſo fähiges Werkzeug für den Dienſt ſeiner Sache wieder zu gewinnen, gar zu lockend erſcheinen. Die Gnadenthür ward eröffnet. Die Betheuerungen Marlboroughs ſtrömten ein. Er würde mit Freuden, ſagte er, auf den erſten Befehl Weib, Kind und Vaterland verlaſſen, um die Achtung ſeines Königs wieder zu gewinnen und zu bewahren.

Der König Jacob gedachte ihn beim Worte zu nehmen. Wir müſſen, um dieſen Verſuch klar zu ſtellen, hier vorgreifen in den Feldzug des Jahres 1691.

Nachdem Marlborough mit dem Könige Wilhelm ſich im Sommer nach Belgien begeben, verlangte Jacob als den größten Dienſt, den Marlborough ihm leiſten könne, die Ueberführung der engliſchen Truppen zu ihm. Marlborough entſchuldigte ſich. Das, ſagte er, ſei nicht der Sinn ſeiner Worte geweſen. Vielmehr würde das Hinüberführen der Truppen bei Bruchſtücken den ganzen Plan vereiteln. Seine Aufgabe

sei zu trachten nach einer absoluten Gewalt über die gesammte Armee, und dann alles auf einmal abzumachen [1]).

Auch bei diesen auffallenden Worten scheint dem Könige Jacob keine Ahnung aufgestiegen zu sein, daß ein Diener, der in einem solchen Umfange seine Plane angelegt, in sich die Neigung fühlen werde eines Herrn nicht mehr zu bedürfen. Denn Marlborough drängte andererseits mit Bitten. Er verlange nur zwei Zeilen von der Hand des Königs Jacob als ein Zeugnis, daß der König seine Verzeihung erstrecken wolle über ihn und über Andere, welche, wenn auch die größten Sünder, durch ihr Verhalten sich bemühen würden sie zu verdienen. Diese zwei Zeilen in seiner Hand würden nachdrücklichen Einfluß üben auch auf die Prinzessin Anna.

In diesen Worten tritt ein anderer Zweig der Plane des Ehepaares Marlborough zu Tage. Es ist derselbe, den wir früher kennen gelernt, in Anlaß des Bemühens der Lady Marlborough um eine selbständige Dotation vom Parlamente aus für die Prinzessin, unabhängig von dem Könige Wilhelm. Wir erinnern uns, daß die damals herrschende Whig-Partei auf den Plan nicht eingegangen war.

Der König Jacob bewilligte jene Bitte Marlboroughs. Dieser ging weiter. Er bat auch für Godolphin um einige Zeilen, denen die Königin Marie Beatrice ihre Worte zufügen möge, so wie um den Befehl für Godolphin in seinem Amte zu verbleiben. Der König Jacob ging auf alles ein. Marlborough und Godolphin sahen sich dadurch in jedem Falle gesichert. Sie blieben im Dienste des Königs Wilhelm, und hatten dennoch, für den Fall eines Umschlages, die schriftliche Zusicherung der Verzeihung Jacobs in Händen. Wir werden später erfahren, in welcher Weise das Ehepaar Marlborough weiter thätig war.

Aehnlich bot auch der Admiral Dartmouth in St. Germain seine Dienste an, nur mit dem Unterschiede, daß er es that als vergleichungsweise ehrlicher Mann. Er könne nicht, sagte er, dem Könige Jacob englische Schiffe zuführen. Was er zu bringen habe, sei seine Person, mit der Hoffnung auf ein Commando in der französischen Flotte. So dachte es sich Dartmouth, so vielleicht auch Jacob II.:

---

[1]) A. a. O. p. 449: that his business was to gain an absolute power over them, then to do all the business at once.

anders Ludwig XIV. Ein Engländer, wie immer treu jacobitisch gesinnt, oder vielleicht auch eben deshalb, fügte sich als französischer Commandant nicht ein in das System der Politik Ludwigs XIV.

Daß auch der Admiral Russel schon im Sommer 1691 mit St. Germain in Verbindung gestanden, dürfte schwer nachzuweisen sein. Die betreffenden Nachrichten über ihn beziehen sich auf den December 1691 [1]).

Fassen wir indessen auch nur die erstgenannten Persönlichkeiten ins Auge, so könnte es doch scheinen, daß jenes Gerücht über die Aussagen Prestons, nach welchem der König Wilhelm verrathen sei im Heere, in der Flotte, im Rathe, noch tiefer begründet war, als der König Wilhelm auch sogar aus den Aussagen Prestons wissen konnte. Denn über die Anknüpfungen von Marlborough, Godolphin und Russel mit St. Germain hatte Preston, der bereits in den ersten Tagen des Jahres 1691 ergriffen war, sicherlich keine Kunde.

Es wächst also an uns die Frage heran, ob die Dinge in der Wirklichkeit so gefahrdrohend lagen.

Jedenfalls blieb ein besonderes Gebiet den Jacobiten völlig verschlossen. Es war dasjenige der Beziehungen des Königs Wilhelm zu den auswärtigen Mächten. Wie sein formeller Beitritt zu der großen Allianz den Engländern unbekannt blieb: so zog er auch in anderen weniger wichtigen Angelegenheiten nach außen die englischen Staats-Secretäre selten zu Rathe. Die Correspondenz von Shrewsbury sowohl während der ersten Amtsführung, als nach der Wiederannahme der Siegel, legt Zeugnis ab, daß er in die Angelegenheiten nach außen nicht eingeweiht wurde. Der König war darin sein eigener Minister, oder er arbeitete mit den ihn umgebenden Holländern, namentlich mit Portland. Dies Verfahren wird noch oft augenfällig sich uns darlegen. Die auswärtigen Beziehungen konnten demgemäß von einem Engländer nach St. Germain oder nach Versailles hin nicht kund gegeben werden. Was verrathen werden konnte, betraf immer England, Schottland und Irland. Eine Handlung dieser Art war demnach in jedem Falle gerichtet nicht bloß gegen den König Wilhelm persönlich, sondern gegen das eigene Vaterland.

---

[1]) The life of James. Vol. II, p. 489.

Ein solcher Verrath der gewöhnlichen Jacobiten — denn von Marlborough als auf sich selber stehend ist dabei abzusehen — konnte für die drei Königreiche ungeheuere Nachtheile hervorbringen. Ob er zu dem gewünschten Ziele der Herstellung von Jacob führen konnte, ist eine andere Frage. Denn die Voraussetzung, die bei allen diesen Planen uns entgegen tritt, ist die Landung Jacobs in England mit einer französischen Armee. Wir haben das Verhalten Ludwigs XIV. gegenüber dieser Bitte Jacobs II. in dem anscheinend dafür so günstigen Jahre 1690 kennen gelernt. Dieses Verhalten thut dar, daß der König von Frankreich keine Neigung trug, sich mit der eigenen Macht auf dem Boden von England zu engagiren. Ob eine Geneigtheit dieser Art später eintrat, werden die Thatsachen ergeben. Jene Voraussetzung der Jacobiten entstammte also ihren Wünschen, entsprach nicht der Realität der Dinge. Es lag darin für England nicht eine große Gefahr.

Eine andere Frage dagegen drängt sich uns auf, nämlich die, ob es allen den Jacobiten, welche ihre Namen in St. Germain zur Kunde bringen ließen, eben so sehr um die Herstellung Jacobs zu thun war, wie um die eigene Sicherheit. Wir haben zum Zwecke der Klarheit über diese Frage eine andere Seite der Sache, die durch den späteren thatsächlichen Gang leicht verdunkelt wird, mit Nachdruck hervorzuheben. Es ist die damalige Ungewisheit der Succession, des Bestandes der Dinge überhaupt. Die Hoffnung auf eine Descendenz von Wilhelm und Mary war, nach vierzehnjähriger kinderloser Ehe, sehr unwahrscheinlich. Zunächst beruhte alles auf der Person des Königs Wilhelm. Aber sein körperlicher Zustand, namentlich sein asthmatisches Leiden gab nicht die Bürgschaft eines langen Lebens. Noch weniger sein eigenes Verhalten. Er war voran in jeglicher Gefahr. Niemals anders erblickte man ihn so heiter, so aufgeweckt, als bei dem scharfen Pfeifen der Flintenkugeln, dem dumpfen Heulen gröberer Geschosse. In anderer Weise setzte der König sich aus auf der Jagd. Es geschah, daß sein Pferd beim Uebersetzen eines Grabens stürzte, und ihn abwarf ins Wasser. Er ließ sich ein neues Pferd geben und jagte weiter [1]). An eine andere Gefahr, diejenige des Mordes, die später wiederholt in scharf drohender Weise herantrat, dachte man vielleicht im Jahre 1691

[1]) Aus einem späteren Berichte Hoffmanns, vom 14. März 1698.

noch weniger. Aber auch so genügten jene anderen, um, je nach den Gesinnungen, die Furcht oder Hoffnung stets rege zu erhalten, daß das Leben des Königs Wilhelm rasch und unversehens, ja täglich enden könne. Und was kam dann? — Wir erinnern uns des vorhin angeführten Wortes von Marlborough: wenn dem Prinzen von Oranien in Flandern ein Unfall zustoße, so sei die Herstellung leicht. — Würde die Königin Mary den Willen oder die Fähigkeit besitzen, sein Werk fortzuführen? — Und, wenn auch sie es vermochte, wie stand es mit ihrer Schwester, der Prinzessin Anna, und mit dem einzigen lebenden Kinde derselben, dem schwachen Herzoge von Gloceſter? — Die Hoffnung einer jacobitischen Restauration in solchem Falle war wahrlich nicht gering. Es ist immerhin nicht der Beweis eines ehrlichen, geschweige denn eines hohen und edlen Sinnes; aber es ist erklärlich, daß der Eine oder der Andere aus diesem Grunde, und nicht um seinerseits für Jacob II. irgend welche Opfer zu bringen, sich bemühte um eine Anknüpfung in St. Germain, um im Voraus eine Verzeihung dadurch zugesichert zu erhalten. Wir erinnern uns dabei des Wortes von Shrewsbury: es sei natürlich, daß Jemand, der sich bewußt sei schlecht zu stehen nach der einen Seite, Sorge tragen werde sich zu decken nach der anderen.

Wie dem immer sei, der König Wilhelm erkannte weder in der jacobitischen Verschwörung, welche er moralisch aufgelöst hatte, noch in dem Stande der Angelegenheiten in Irland für sich die Nothwendigkeit des ferneren Verweilens in England. Am 1./11. Mai brach er auf nach Harwich, um dort zu Schiffe zu steigen.

Die Abreise des Königs gab den Anlaß, nicht ohne die Mitwirkung des Ehepaares Marlborough, zu einer neuen Misstimmung zwischen den königlichen Schwestern. Der Prinz Georg, Gemahl der Prinzessin Anna, hatte den Feldzug von 1690 in Irland mitgemacht. Er war während desselben vom Könige Wilhelm behandelt mehr gemäß seiner Befähigung als seinem Range. Die Prinzessin, mit der Nachhülfe von Lady Marlborough, betrachtete das als eine Herabwürdigung ihres Gemahles. Damit er nicht abermals in den Niederlanden einer solchen Behandlung ausgesetzt werde, ward für zweckmäßig befunden, daß er für den Feldzug von 1691 sich als Volontär auf die Flotte begäbe. Er sprach dies Vorhaben dem Könige beim Abschiede

[illegible] Gefolge [illegible]. Wir haben von dem Grafen Windischgrätz erfahren, daß [illegible] Schweigen [illegible] Leben [illegible]. Der Prinz Georg und seine Begleiter scheinen es nicht gewußt zu haben. Der Prinz ließ den Grafen zu Ehren [illegible]. Unterdessen empfing die Königin die Gemahlin des Gesandten, die Aufführung dieses Verhältnisses nicht zu gestören. Denn dieses würde es eine unverzeihliche Beleidigung dem Könige der Vereinigten Provinzen, den Prinzen zum Groß-Admiral von England zu ernennen. Die Königin führt auf verschiedenen Wegen der Schwester des Verräthers des Prinzen thränen. Die Prinzessin, unter der Führung von Lady Churchill, blieb fest, und demgemäß der Prinz. Die Königin sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, durch den Staats-Secretär Nottingham dem Prinzen das Betreten der Flotte formell zu untersagen. Es wird bemerkt, daß dies Verbot aufgehoben war sofort nach dem Eintreffen der holländischen Post[1].

Die Fahrt des Königs nach Holland verlief mit günstigem Winde. Und dennoch war sie nicht ohne Gefahr. Im Morgendämmern des 3. 13. Mai gewahrte ein Fischer nahe vor der Küste von Seeland das auffegelnde Geschwader. Entsetzt rief er dem ersten der Schiffe zu, daß, wenn man nicht sofort wende, die Flotte in wenigen Minuten stranden müsse. Die Mahnung fand augenblickliches Gehör. Dann erst, beim Auftauchen des Sonnenstrahls, erkannte man zum vollen die ungeheuere Gefahr, in der man sich befunden. Wenige Stunden später traf der König wohlbehalten ein in Honslardyk[2].

Er fand eine günstige Nachricht von Wien vor. Wie er selber dahin einige Monate zuvor den Freiherrn von Görtz entsendet, um eine nachdrückliche Hülfe für Savoyen zu beantragen, so hatte in gleicher Absicht der Herzog Victor Amadeus seinen Vetter, den Prinzen Eugen, dahin geschickt. Die vereinten Anstrengungen waren nicht fruchtlos geblieben. Am Tage nach der Ankunft des Königs im Haag versammelten sich bei dem englischen Staats-Secretär Sidney die Vertreter der hauptsächlichen Mächte: Windischgrätz, Heinsius, della Torre. Heinsius, berichtete, daß der Kaiser die Vorschläge des Königs von England in

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. Mai. — Conduct of the D. of Marlborough p. 38 sqq.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 15. Mai.

Betreff Savoyens genehmigt habe, und zu diesem Zwecke 12,000 Mann dem Herzoge zu Hülfe senden wolle. Der Kurfürst von Bayern sei erbötig zu 6000. Der König von England zahlte dafür dem Kaiser 300,000, dem Kurfürsten 100,000 Thaler. Man durfte demnach hoffen, die Armee des Herzogs Victor Amadeus auf 40,000 Mann zu bringen [1]).

Die Armee war somit stark genug, jedenfalls derjenigen überlegen, welche Catinat ins Feld führen konnte. Aber dieser war bereits in voller Thätigkeit. Am 4. April hatte er Nizza genommen. Am 29. Mai erlangte er Avigliano. Er zog auf Carmagnola. Die Hülfstruppen waren noch nicht da. Und, wenn sie erschienen, ließ sich mit Sicherheit voraus sehen, daß die zu bildende starke Armee kranken werde an einem besonderen Ueberflusse, demjenigen der Commandanten. Max Emanuel wollte selber seine Bayern heranführen. Demnach verstand es sich von selbst, daß ihm als dem vornehmsten Fürsten, der seinen Feldherrnruf durch die Einnahme von Belgrad begründet, auch der Oberbefehl gebührte.

Wir werden den Gang dieser Dinge später zu überblicken haben.

Mochte demnach auch dem Auge des Königs von England die Aussicht auf den Süden zunächst sich aufhellen: so wurde diejenige nach dem Norden eher trüber. Seit dem Falle von Mons hegte er düstere Befürchtungen dessen, was vom Norden her bevor stand. „Dies Unglück, schrieb er an Heinsius, entzieht uns die Unentschlossenen, und wird die nordischen Kronen anfeuern, uns ihr Friedensgebot vorschreiben zu wollen" [2]). Demnach nahm die Gefahr einer sogenannten dritten Partei unter der Führung von Schweden in den Augen Wilhelms III. bestimmtere Gestaltung an. Unter den deutschen Reichsfürsten schienen sich diesem Plane zuzuneigen der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover und der Fürstbischof Friedrich Christian von Münster.

Der Herzog Ernst August war besonders gereizt von Seiten Spaniens, welches sich geweigert seine Hülfsvölker in Belgien ferner

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 18. Mai. — Vgl. Arneth: Prinz Eugen Bd. I, S. 59 u. f.

[2]) Sirtema de Grovestins t. VI, p. 254. Schreiben vom 9. April.

zu bezahlen, und dadurch ihn genöthigt hatte, sie zurückzuziehen. Von französischer Seite suchte man diesen Verdruß zu benutzen. Allein der König Wilhelm wußte, daß es ein Mittel gab den Herzog nicht bloß zu begütigen, sondern für immer an den Kaiser zu binden. Wir haben das Ziel aller politischen Bestrebungen des Herzogs kennen gelernt (Bd. IV, S. 478). Es war dasjenige der Erlangung, oder, wie der Herzog selbst es auffaßte, der Herstellung der Kurwürde für sein Haus, welches dieselbe verloren in Folge des Unrechtes und der Gewalt des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa wider Heinrich den Löwen. Der Herzog hatte bei dem Wahltage in Augsburg diese Bitte dem Kaiser vorbringen lassen. Das Gutachten der kaiserlichen Räthe war weder für das Bewilligen, noch für das Abschlagen, lief demnach auf eine Halbheit hinaus, welche alle Nachtheile des Abschlagens nach sich zog, keinen Vortheil gewährte [1]). Der Herzog verharrte in seiner unmuthigen Haltung auch gegenüber dem Kaiser. Der König kannte genau diese Sachlage. Er arbeitete an der Lösung des Knotens zu Gunsten des Herzogs [2]).

Stärker erregt waren der König und die Republik gegen den Fürstbischof von Münster, der aus eigenem Entschlusse seine Truppen zurückgezogen. Denn, so sonderbar das klingt, wie in Köln holländisches Geld hatte mithelfen müssen für die Wahl des bayerischen Prinzen Joseph Clemens statt des Cardinals Fürstenberg: so hatte eben dasselbe Mittel in Münster seine Wirkung gethan für Friedrich Christian von Plettenberg. Ja hier sogar in noch höherem Grade. Eben darum aber auch hatte die Republik Holland sich seiner fest versichert. Sie hatte vor der Wahl von ihm die Unterschrift eines Reverses verlangt. Kraft desselben versprach der künftige Fürstbischof zu aller Zeit zu stehen zu Kaiser und Reich, zu der Republik Holland und den spanischen Niederlanden, die Feinde derselben zu halten für die seinigen. Dafür verpfändete er seinen ehrlichen Namen. „Sehen Sie da, sagte der König Wilhelm, indem er dem Grafen Windischgrätz den Revers vorlegte: darauf hin will ich ihn sommiren lassen." So am 18. Mai [3]).

---

[1]) Die Acten über die neunte Kurwürde im k. k. Archiv.

[2]) Wiederholte Aeußerungen in den Berichten von Windischgrätz, im Jahre 1691.

[3]) Bericht vom 18. Mai.

Die anderen vielfachen Mahnungen hatten bei dem Fürstbischofe nicht gefruchtet. In diesem einen Falle freilich war es schwer sich loszuwinden. Dennoch machte Friedrich Christian einen anderen Versuch. Er trachtete der drängenden Mahnung zu entkommen durch den Vorwand der Gefahr für die Religion. Er meldete dem Kaiser Kunde zu haben, daß zwischen dem Könige von England, der Republik und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Uebereinkunft bestehe zum Nachtheile der katholischen Kirche. Demnach müsse er befürchten, daß es abgesehen sei auf sein Fürstbisthum, und deshalb habe er seine Truppen zurückgezogen. Der Kaiser machte dem Könige und der Republik Mittheilung von dieser auffallenden Beschwerde. Der König überließ die Sache den Generalstaaten. Die Resolution derselben, vom 7. Juni 1691, zur Mittheilung an den Fürstbischof bestimmt, ist nachdrücklich, gewichtig. „Wir wünschen zu wissen, sagen sie, von welcher Seite Sr. fürstlichen Durchlaucht so unwahre und so verkehrte Nachrichten zugetragen worden sind. In Erwartung dessen erklären wir, daß wir mit dem Könige und dem Kurfürsten von Brandenburg niemals uns in etwas zum Nachtheile der katholischen Kirche eingelassen, noch auch jemals nur daran gedacht haben es zu thun, und eben so wenig Se. fürstliche Durchlaucht im Besitze ihres Fürstenthumes aus dieser Ursache oder irgend einer anderen zu beunruhigen. Vielmehr können wir dem entgegen versichern, daß wir weit eher geneigt sind, im Falle daß Jemand, wider den westfälischen Frieden, etwas zu unternehmen wagte gegen den Fürstbischof oder einen anderen der katholischen Reichsstände, einer solchen Unternehmung entgegen zu treten und den Mitgliedern des Reiches in der Erhaltung dieses Friedens beizustehen [1]). Der Fürstbischof mag daher sich überzeugt halten, daß das Gerücht von einem Bündnisse solcher Art lediglich eine Fiction ist, ersonnen zu Gunsten der Feinde, um, wäre es möglich, Mistrauen und Zwietracht auszusäen zwischen den Gegnern von Frankreich."

[1]) Die Worte der Resolution, die als secreet bezeichnet wird, lauten: Maer dat haer Ho. Mo. ter contrarie kunnen versekeren, dat deselve veel meer genegen syn, in gevalle yemant tegens de tractaten van Westphalen yetwes soude willen ondernemen tegens den Heere Bischop van Munster ofte andere leden des Rycx van de Roomsche Religie professie doende, om sodanige onderneminge te helpen tegen gaen, en de leden des Rycx by de voõrs tractaten te helpen mainteneren.

Diese letzten Worte zeigen klar auf Frankreich als die Quelle des Gerüchtes, enthalten indirect aber auch für den Fürstbischof den Vorwurf einer Verbindung mit dieser Macht. Wenn eine solche bestand, so wagte Friedrich Christian es nicht sie enger zu knüpfen.

Bedenklicher erschien die Haltung der zwei nordischen Kronen, Schweden und Dänemark.

Wir erinnern uns, daß der König von Schweden im Herbste des Jahres 1690 bei jeder einzelnen der Mächte der Allianz seine Vermittelung zum Frieden angeboten, daß dieselbe von allen abgelehnt war. Der König Carl XI. beharrte bei diesen Erbietungen. Die Stimmung der Verbündeten gegen ihn ward dadurch nicht freundlicher. Diejenige dieses Königs, wie andererseits des von Dänemark, ward gereizt durch die Schärfe und Härte, mit welcher England und Holland den Seehandel mit Frankreich überwachten. Heinsius selber äußerte sich zu Windischgrätz, daß er das Verfahren, namentlich der Kaper von Seeland, nicht zu billigen vermöge und von daher Verwickelungen besorge [1]).

Man verhielt sich beiderseitig tastend und forschend. Der Gesandte Gabriel Oxenstjerna trat zu Heinsius. Er wies hin auf den furchtbaren Kriegesjammer, unter welchem Europa leide, und der so dringend zum Frieden mahne. Heinsius erwiederte: „Der Friede steht in der Hand Ihres Königs. Wir verlangen nicht den Krieg, sondern die Herstellung der Verträge, mit eingerechnet den pyrenäischen Frieden. Sobald Ihr König mit seiner Macht zu Wasser und zu Lande uns zutritt, ist dieser Friede da". Oxenstjerna wich aus. Heinsius versetzte: „Wir würden uns begnügen, wenn der König von Schweden uns garantiren wollte, die Herstellung der Friedensschlüsse von Münster und von den Pyrenäen bei Frankreich durchzusetzen". Auch das lehnte der Schwede ab. Um so weniger konnten die Bemühungen Schwedens den Verbündeten Vertrauen einflößen. Der König Wilhelm, der Pensionär Heinsius, der Graf Windischgrätz, stimmten darin überein. Auf den Bericht von Heinsius über jene Unterredung erwiederte der König: „Ich fürchte, daß der Friede, wie Schweden ihn versteht, ein Friede sein soll quovis modo, der unfehlbar die Sclaverei von ganz

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 27. Mai.

Europa nach sich ziehen würde. Auch Schweden selbst und alle seine Anhänger würden die Folgen spüren, freilich, wenn es zu spät wäre. Meines Erachtens sind die schwedischen Minister von Frankreich gewonnen; denn ein Unparteilicher könnte nicht auf den Gedanken kommen, daß, wie jetzt die Dinge liegen, Frankreich willigen würde in einen vernünftigen Frieden. Ohne einen solchen aber sind wir rettungslos verloren. Deshalb ist es besser mit dem Degen in der Hand zu sterben als sich dem Trugbilde eines solchen Friedens hinzugeben" [1]).

Schärfer noch als bei Heinsius trat derselbe schwedische Gesandte hervor gegenüber dem Grafen Windischgrätz. Einige Tage später redete er auch zu diesem wieder von der Vermittelung. „Ich sehe jedoch, fügte er dann hinzu, daß alles vergeblich ist, wenn man nicht zuvor den König Wilhelm gewinnt. Denn von dessen Wink hangt ja diese Republik absolut ab. Eben dies aber ist der schwerste Punct für den demnächstigen Frieden; denn wenigstens der König von Schweden kann niemals zugeben, daß diese zwei großen Seemächte geleitet werden sollen von Einem Willen. Früher war es uns doch jedenfalls möglich, eine derselben für uns zu haben." Windischgrätz erwiederte: „Sie können sie aber jetzt beide für sich haben. Es steht nur bei Ihnen". Oxenstjerna ging nicht weiter ein. Windischgrätz wagte nicht die Gefahr einer Mittheilung jener Worte über den König anders wohin als nach Wien auf sich zu nehmen. Er blickte mit schwerer Besorgnis nach dem Norden [2]).

Diese Unterredungen indessen wurden gepflogen, bevor der wirkliche Stand der Dinge von Stockholm aus kund wurde. Es gelang eben damals dem Rathspensionär, für hohe Summen in den Besitz von zwei wichtigen Schreiben zu gelangen, welche ein helleres Licht über die ganze Sachlage verbreiten. Das eine war ein Schreiben des Königs von Frankreich, vom 21. April, an den König Carl XI. von Schweden, das andere die Antwort des letzteren [3]). Ludwig XIV. redet darin wie folgt.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 27. Mai. — Schreiben des Königs vom 24. Mai, bei Grovestins t. VI, p. 255.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 8. Juni.

[3]) Beide in dem Berichte des Grafen Windischgrätz vom 29. Juni, jedoch nicht im französischen Originale. Deshalb gebe ich sie nicht als Beilage.

aus. Wilhelm schwieg. Wir haben von dem Grafen Windischgrätz erfahren, was sein Schweigen in solchen Fällen bedeutete. Der Prinz Georg und seine Berather scheinen es nicht gewußt zu haben. Der Prinz ließ sein Gepäck zu Schiffe bringen. Unterdessen empfing die Königin die Instruction des Gemahles, die Ausführung dieses Vorhabens nicht zu gestatten. Denn dieselbe würde als eine unvermeidliche Consequenz dem Könige die Verpflichtung auferlegen, den Prinzen zum Groß-Admiral von England zu ernennen. Die Königin suchte auf verschiedenen Wegen der Schwester das Vorhaben des Prinzen abzurathen. Die Prinzessin, unter der Führung von Lady Marlborough, hielt fest, und demgemäß der Prinz. Die Königin sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, durch den Staats-Secretär Nottingham dem Prinzen das Betreten der Flotte formell zu untersagen. Es ward bemerkt, daß dies Verbot ausgerichtet war sofort nach dem Eintreffen der holländischen Post [1]).

Die Fahrt des Königs nach Holland verlief mit günstigem Winde. Und dennoch war sie nicht ohne Gefahr. Im Morgendämmern des 3./13. Mai gewahrte ein Fischer nahe vor der Küste von Seeland das aufsegelnde Geschwader. Entsetzt rief er dem ersten der Schiffe zu, daß, wenn man nicht sofort wende, die Flotte in wenigen Minuten stranden müsse. Die Mahnung fand augenblickliches Gehör. Dann erst, beim Auftauchen des Sonnenstrahls, erkannte man zum vollen die ungeheuere Gefahr, in der man sich befunden. Wenige Stunden später traf der König wohlbehalten ein in Honslardyk [2]).

Er fand eine günstige Nachricht von Wien vor. Wie er selber dahin einige Monate zuvor den Freiherrn von Görtz entsendet, um eine nachdrückliche Hülfe für Savoyen zu beantragen, so hatte in gleicher Absicht der Herzog Victor Amadeus seinen Vetter, den Prinzen Eugen, dahin geschickt. Die vereinten Anstrengungen waren nicht fruchtlos geblieben. Am Tage nach der Ankunft des Königs im Haag versammelten sich bei dem englischen Staats-Secretär Sidney die Vertreter der hauptsächlichen Mächte: Windischgrätz, Heinsius, della Torre. Heinsius, berichtete, daß der Kaiser die Vorschläge des Königs von England in

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. Mai. — Conduct of the D. of Marlborough p. 38 sqq.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 15. Mai.

Betreff Savoyens genehmigt habe, und zu diesem Zwecke 12,000 Mann dem Herzoge zu Hülfe senden wolle. Der Kurfürst von Bayern sei erbötig zu 6000. Der König von England zahlte dafür dem Kaiser 300,000, dem Kurfürsten 100,000 Thaler. Man durfte demnach hoffen, die Armee des Herzogs Victor Amadeus auf 40,000 Mann zu bringen [1]).

Die Armee war somit stark genug, jedenfalls derjenigen überlegen, welche Catinat ins Feld führen konnte. Aber dieser war bereits in voller Thätigkeit. Am 4. April hatte er Nizza genommen. Am 29. Mai erlangte er Avigliano. Er zog auf Carmagnola. Die Hülfstruppen waren noch nicht da. Und, wenn sie erschienen, ließ sich mit Sicherheit voraus sehen, daß die zu bildende starke Armee kranken werde an einem besonderen Ueberflusse, demjenigen der Commandanten. Max Emanuel wollte selber seine Bayern heranführen. Demnach verstand es sich von selbst, daß ihm als dem vornehmsten Fürsten, der seinen Feldherrnruf durch die Einnahme von Belgrad begründet, auch der Oberbefehl gebührte.

Wir werden den Gang dieser Dinge später zu überblicken haben.

Mochte demnach auch dem Auge des Königs von England die Aussicht auf den Süden zunächst sich aufhellen: so wurde diejenige nach dem Norden eher trüber. Seit dem Falle von Mons hegte er düstere Befürchtungen dessen, was vom Norden her bevor stand. „Dies Unglück, schrieb er an Heinsius, entzieht uns die Unentschlossenen, und wird die nordischen Kronen anfeuern, uns ihr Friedensgebot vorschreiben zu wollen" [2]). Demnach nahm die Gefahr einer sogenannten dritten Partei unter der Führung von Schweden in den Augen Wilhelms III. bestimmtere Gestaltung an. Unter den deutschen Reichsfürsten schienen sich diesem Plane zuzuneigen der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover und der Fürstbischof Friedrich Christian von Münster.

Der Herzog Ernst August war besonders gereizt von Seiten Spaniens, welches sich geweigert seine Hülfsvölker in Belgien ferner

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 18. Mai. — Vgl. Arneth: Prinz Eugen Bd. I, S. 59 u. f.

[2]) Sirtema de Grovestins t. VI, p. 254. Schreiben vom 9. April.

Ein solcher Verrath der gewöhnlichen Jacobiten — denn von Marlborough als auf sich selber stehend ist dabei abzusehen — konnte für die drei Königreiche ungeheuere Nachtheile hervorbringen. Ob er zu dem gewünschten Ziele der Herstellung von Jacob führen konnte, ist eine andere Frage. Denn die Voraussetzung, die bei allen diesen Planen uns entgegen tritt, ist die Landung Jacobs in England mit einer französischen Armee. Wir haben das Verhalten Ludwigs XIV. gegenüber dieser Bitte Jacobs II. in dem anscheinend dafür so günstigen Jahre 1690 kennen gelernt. Dieses Verhalten thut dar, daß der König von Frankreich keine Neigung trug, sich mit der eigenen Macht auf dem Boden von England zu engagiren. Ob eine Geneigtheit dieser Art später eintrat, werden die Thatsachen ergeben. Jene Voraussetzung der Jacobiten entstammte also ihren Wünschen, entsprach nicht der Realität der Dinge. Es lag darin für England nicht eine große Gefahr.

Eine andere Frage dagegen drängt sich uns auf, nämlich die, ob es allen den Jacobiten, welche ihre Namen in St. Germain zur Kunde bringen ließen, eben so sehr um die Herstellung Jacobs zu thun war, wie um die eigene Sicherheit. Wir haben zum Zwecke der Klarheit über diese Frage eine andere Seite der Sache, die durch den späteren thatsächlichen Gang leicht verdunkelt wird, mit Nachdruck hervorzuheben. Es ist die damalige Ungewisheit der Succession, des Bestandes der Dinge überhaupt. Die Hoffnung auf eine Descendenz von Wilhelm und Mary war, nach vierzehnjähriger kinderloser Ehe, sehr unwahrscheinlich. Zunächst beruhte alles auf der Person des Königs Wilhelm. Aber sein körperlicher Zustand, namentlich sein asthmatisches Leiden gab nicht die Bürgschaft eines langen Lebens. Noch weniger sein eigenes Verhalten. Er war voran in jeglicher Gefahr. Niemals anders erblickte man ihn so heiter, so aufgeweckt, als bei dem scharfen Pfeifen der Flintenkugeln, dem dumpfen Heulen gröberer Geschosse. In anderer Weise setzte der König sich aus auf der Jagd. Es geschah, daß sein Pferd beim Uebersetzen eines Grabens stürzte, und ihn abwarf ins Wasser. Er ließ sich ein neues Pferd geben und jagte weiter [1]). An eine andere Gefahr, diejenige des Mordes, die später wiederholt in scharf drohender Weise herantrat, dachte man vielleicht im Jahre 1691

[1]) Aus einem späteren Berichte Hoffmanns, vom 14. März 1698.

noch weniger. Aber auch so genügten jene anderen, um, je nach den Gesinnungen, die Furcht oder Hoffnung stets rege zu erhalten, daß das Leben des Königs Wilhelm rasch und unversehens, ja täglich enden könne. Und was kam dann? — Wir erinnern uns des vorhin angeführten Wortes von Marlborough: wenn dem Prinzen von Oranien in Flandern ein Unfall zustoße, so sei die Herstellung leicht. — Würde die Königin Mary den Willen oder die Fähigkeit besitzen, sein Werk fortzuführen? — Und, wenn auch sie es vermochte, wie stand es mit ihrer Schwester, der Prinzessin Anna, und mit dem einzigen lebenden Kinde derselben, dem schwachen Herzoge von Gloceſter? — Die Hoffnung einer jacobitischen Restauration in solchem Falle war wahrlich nicht gering. Es ist immerhin nicht der Beweis eines ehrlichen, geschweige denn eines hohen und edlen Sinnes; aber es ist erklärlich, daß der Eine oder der Andere aus diesem Grunde, und nicht um seinerseits für Jacob II. irgend welche Opfer zu bringen, sich bemühte um eine Anknüpfung in St. Germain, um im Voraus eine Verzeihung dadurch zugesichert zu erhalten. Wir erinnern uns dabei des Wortes von Shrewsbury: es sei natürlich, daß Jemand, der sich bewußt sei schlecht zu stehen nach der einen Seite, Sorge tragen werde sich zu decken nach der anderen.

Wie dem immer sei, der König Wilhelm erkannte weder in der jacobitischen Verschwörung, welche er moralisch aufgelöst hatte, noch in dem Stande der Angelegenheiten in Irland für sich die Nothwendigkeit des ferneren Verweilens in England. Am 1./11. Mai brach er auf nach Harwich, um dort zu Schiffe zu steigen.

Die Abreise des Königs gab den Anlaß, nicht ohne die Mitwirkung des Ehepaares Marlborough, zu einer neuen Misstimmung zwischen den königlichen Schwestern. Der Prinz Georg, Gemahl der Prinzessin Anna, hatte den Feldzug von 1690 in Irland mitgemacht. Er war während desselben vom Könige Wilhelm behandelt mehr gemäß seiner Befähigung als seinem Range. Die Prinzessin, mit der Nachhülfe von Lady Marlborough, betrachtete das als eine Herabwürdigung ihres Gemahles. Damit er nicht abermals in den Niederlanden einer solchen Behandlung ausgesetzt werde, ward für zweckmäßig befunden, daß er für den Feldzug von 1691 sich als Volontär auf die Flotte begäbe. Er sprach dies Vorhaben dem Könige beim Abschiede

aus. Wilhelm schwieg. Wir haben von dem Grafen Windischgrätz erfahren, was sein Schweigen in solchen Fällen bedeutete. Der Prinz Georg und seine Berather scheinen es nicht gewußt zu haben. Der Prinz ließ sein Gepäck zu Schiffe bringen. Unterdessen empfing die Königin die Instruction des Gemahles, die Ausführung dieses Vorhabens nicht zu gestatten. Denn dieselbe würde als eine unvermeidliche Consequenz dem Könige die Verpflichtung auferlegen, den Prinzen zum Groß-Admiral von England zu ernennen. Die Königin suchte auf verschiedenen Wegen der Schwester das Vorhaben des Prinzen abzurathen. Die Prinzessin, unter der Führung von Lady Marlborough, hielt fest, und demgemäß der Prinz. Die Königin sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, durch den Staats-Secretär Nottingham dem Prinzen das Betreten der Flotte formell zu untersagen. Es ward bemerkt, daß dies Verbot ausgerichtet war sofort nach dem Eintreffen der holländischen Post [1]).

Die Fahrt des Königs nach Holland verlief mit günstigem Winde. Und dennoch war sie nicht ohne Gefahr. Im Morgendämmern des 3./13. Mai gewahrte ein Fischer nahe vor der Küste von Seeland das aufsegelnde Geschwader. Entsetzt rief er dem ersten der Schiffe zu, daß, wenn man nicht sofort wende, die Flotte in wenigen Minuten stranden müsse. Die Mahnung fand augenblickliches Gehör. Dann erst, beim Auftauchen des Sonnenstrahls, erkannte man zum vollen die ungeheuere Gefahr, in der man sich befunden. Wenige Stunden später traf der König wohlbehalten ein in Honslardyk [2]).

Er fand eine günstige Nachricht von Wien vor. Wie er selber dahin einige Monate zuvor den Freiherrn von Görtz entsendet, um eine nachdrückliche Hülfe für Savoyen zu beantragen, so hatte in gleicher Absicht der Herzog Victor Amadeus seinen Vetter, den Prinzen Eugen, dahin geschickt. Die vereinten Anstrengungen waren nicht fruchtlos geblieben. Am Tage nach der Ankunft des Königs im Haag versammelten sich bei dem englischen Staats-Secretär Sidney die Vertreter der hauptsächlichen Mächte: Windischgrätz, Heinsius, della Torre. Heinsius, berichtete, daß der Kaiser die Vorschläge des Königs von England in

[1]) Hoffmanns Bericht vom 22. Mai. — Conduct of the D. of Marlborough p. 38 sqq.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 15. Mai.

Betreff Savoyens genehmigt habe, und zu diesem Zwecke 12,000 Mann dem Herzoge zu Hülfe senden wolle. Der Kurfürst von Bayern sei erbötig zu 6000. Der König von England zahlte dafür dem Kaiser 300,000, dem Kurfürsten 100,000 Thaler. Man durfte demnach hoffen, die Armee des Herzogs Victor Amadeus auf 40,000 Mann zu bringen [1]).

Die Armee war somit stark genug, jedenfalls derjenigen überlegen, welche Catinat ins Feld führen konnte. Aber dieser war bereits in voller Thätigkeit. Am 4. April hatte er Nizza genommen. Am 29. Mai erlangte er Avigliano. Er zog auf Carmagnola. Die Hülfstruppen waren noch nicht da. Und, wenn sie erschienen, ließ sich mit Sicherheit voraus sehen, daß die zu bildende starke Armee kranken werde an einem besonderen Ueberflusse, demjenigen der Commandanten. Max Emanuel wollte selber seine Bayern heranführen. Demnach verstand es sich von selbst, daß ihm als dem vornehmsten Fürsten, der seinen Feldherrnruf durch die Einnahme von Belgrad begründet, auch der Oberbefehl gebührte.

Wir werden den Gang dieser Dinge später zu überblicken haben.

Mochte demnach auch dem Auge des Königs von England die Aussicht auf den Süden zunächst sich aufhellen: so wurde diejenige nach dem Norden eher trüber. Seit dem Falle von Mons hegte er düstere Befürchtungen dessen, was vom Norden her bevor stand. „Dies Unglück, schrieb er an Heinsius, entzieht uns die Unentschlossenen, und wird die nordischen Kronen anfeuern, uns ihr Friedensgebot vorschreiben zu wollen" [2]). Demnach nahm die Gefahr einer sogenannten dritten Partei unter der Führung von Schweden in den Augen Wilhelms III. bestimmtere Gestaltung an. Unter den deutschen Reichsfürsten schienen sich diesem Plane zuzuneigen der Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover und der Fürstbischof Friedrich Christian von Münster.

Der Herzog Ernst August war besonders gereizt von Seiten Spaniens, welches sich geweigert seine Hülfsvölker in Belgien ferner

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 18. Mai. — Vgl. Arneth: Prinz Eugen Bd. I, S. 59 u. f.

[2]) Sirtema de Grovestins t. VI, p. 254. Schreiben vom 9. April.

zu bezahlen, und dadurch ihn genöthigt hatte, sie zurückzuziehen. Von französischer Seite suchte man diesen Verdruß zu benutzen. Allein der König Wilhelm wußte, daß es ein Mittel gab den Herzog nicht bloß zu begütigen, sondern für immer an den Kaiser zu binden. Wir haben das Ziel aller politischen Bestrebungen des Herzogs kennen gelernt (Bd. IV, S. 478). Es war dasjenige der Erlangung, oder, wie der Herzog selbst es auffaßte, der Herstellung der Kurwürde für sein Haus, welches dieselbe verloren in Folge des Unrechtes und der Gewalt des Hohenstaufen Friedrich Barbarossa wider Heinrich den Löwen. Der Herzog hatte bei dem Wahltage in Augsburg diese Bitte dem Kaiser vorbringen lassen. Das Gutachten der kaiserlichen Räthe war weder für das Bewilligen, noch für das Abschlagen, lief demnach auf eine Halbheit hinaus, welche alle Nachtheile des Abschlagens nach sich zog, keinen Vortheil gewährte [1]). Der Herzog verharrte in seiner unmuthigen Haltung auch gegenüber dem Kaiser. Der König kannte genau diese Sachlage. Er arbeitete an der Lösung des Knotens zu Gunsten des Herzogs [2]).

Stärker erregt waren der König und die Republik gegen den Fürstbischof von Münster, der aus eigenem Entschlusse seine Truppen zurückgezogen. Denn, so sonderbar das klingt, wie in Köln holländisches Geld hatte mithelfen müssen für die Wahl des bayerischen Prinzen Joseph Clemens statt des Cardinals Fürstenberg: so hatte eben dasselbe Mittel in Münster seine Wirkung gethan für Friedrich Christian von Plettenberg. Ja hier sogar in noch höherem Grade. Eben darum aber auch hatte die Republik Holland sich seiner fest versichert. Sie hatte vor der Wahl von ihm die Unterschrift eines Reverses verlangt. Kraft desselben versprach der künftige Fürstbischof zu aller Zeit zu stehen zu Kaiser und Reich, zu der Republik Holland und den spanischen Niederlanden, die Feinde derselben zu halten für die seinigen. Dafür verpfändete er seinen ehrlichen Namen. „Sehen Sie da, sagte der König Wilhelm, indem er dem Grafen Windischgrätz den Revers vorlegte: darauf hin will ich ihn sommiren lassen." So am 18. Mai [3]).

---

[1]) Die Acten über die neunte Kurwürde im k. k. Archiv.

[2]) Wiederholte Aeußerungen in den Berichten von Windischgrätz, im Jahre 1691.

[3]) Bericht vom 18. Mai.

Die anderen vielfachen Mahnungen hatten bei dem Fürstbischofe nicht gefruchtet. In diesem einen Falle freilich war es schwer sich loszuwinden. Dennoch machte Friedrich Christian einen anderen Versuch. Er trachtete der drängenden Mahnung zu entkommen durch den Vorwand der Gefahr für die Religion. Er meldete dem Kaiser Kunde zu haben, daß zwischen dem Könige von England, der Republik und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Uebereinkunft bestehe zum Nachtheile der katholischen Kirche. Demnach müsse er befürchten, daß es abgesehen sei auf sein Fürstbisthum, und deshalb habe er seine Truppen zurückgezogen. Der Kaiser machte dem Könige und der Republik Mittheilung von dieser auffallenden Beschwerde. Der König überließ die Sache den Generalstaaten. Die Resolution derselben, vom 7. Juni 1691, zur Mittheilung an den Fürstbischof bestimmt, ist nachdrücklich, gewichtig. „Wir wünschen zu wissen, sagen sie, von welcher Seite Sr. fürstlichen Durchlaucht so unwahre und so verkehrte Nachrichten zugetragen worden sind. In Erwartung dessen erklären wir, daß wir mit dem Könige und dem Kurfürsten von Brandenburg niemals uns in etwas zum Nachtheile der katholischen Kirche eingelassen, noch auch jemals nur daran gedacht haben es zu thun, und eben so wenig Se. fürstliche Durchlaucht im Besitze ihres Fürstenthumes aus dieser Ursache oder irgend einer anderen zu beunruhigen. Vielmehr können wir dem entgegen versichern, daß wir weit eher geneigt sind, im Falle daß Jemand, wider den westfälischen Frieden, etwas zu unternehmen wagte gegen den Fürstbischof oder einen anderen der katholischen Reichsstände, einer solchen Unternehmung entgegen zu treten und den Mitgliedern des Reiches in der Erhaltung dieses Friedens beizustehen [1]). Der Fürstbischof mag daher sich überzeugt halten, daß das Gerücht von einem Bündnisse solcher Art lediglich eine Fiction ist, ersonnen zu Gunsten der Feinde, um, wäre es möglich, Mistrauen und Zwietracht auszusäen zwischen den Gegnern von Frankreich."

[1]) Die Worte der Resolution, die als secreet bezeichnet wird, lauten: Maer dat haer Ho. Mo. ter contrarie kunnen versekeren, dat deselve veel meer genegen syn, in gevalle yemant tegens de tractaten van Westphalen yetwes soude willen ondernemen tegens den Heere Bischop van Munster ofte andere leden des Rycx van de Roomsche Religie professie doende, om sodanige onderneminge te helpen tegen gaen, en de leden des Rycx by de voörs tractaten te helpen mainteneren.

Diese letzten Worte zeigen klar auf Frankreich als die Quelle des Gerüchtes, enthalten indirect aber auch für den Fürstbischof den Vorwurf einer Verbindung mit dieser Macht. Wenn eine solche bestand, so wagte Friedrich Christian es nicht sie enger zu knüpfen.

Bedenklicher erschien die Haltung der zwei nordischen Kronen, Schweden und Dänemark.

Wir erinnern uns, daß der König von Schweden im Herbste des Jahres 1690 bei jeder einzelnen der Mächte der Allianz seine Vermittelung zum Frieden angeboten, daß dieselbe von allen abgelehnt war. Der König Carl XI. beharrte bei diesen Erbietungen. Die Stimmung der Verbündeten gegen ihn ward dadurch nicht freundlicher. Diejenige dieses Königs, wie andererseits des von Dänemark, ward gereizt durch die Schärfe und Härte, mit welcher England und Holland den Seehandel mit Frankreich überwachten. Heinsius selber äußerte sich zu Windischgrätz, daß er das Verfahren, namentlich der Kaper von Seeland, nicht zu billigen vermöge und von daher Verwickelungen besorge [1]).

Man verhielt sich beiderseitig tastend und forschend. Der Gesandte Gabriel Oxenstjerna trat zu Heinsius. Er wies hin auf den furchtbaren Kriegesjammer, unter welchem Europa leide, und der so dringend zum Frieden mahne. Heinsius erwiederte: „Der Friede steht in der Hand Ihres Königs. Wir verlangen nicht den Krieg, sondern die Herstellung der Verträge, mit eingerechnet den pyrenäischen Frieden. Sobald Ihr König mit seiner Macht zu Wasser und zu Lande uns zutritt, ist dieser Friede da". Oxenstjerna wich aus. Heinsius versetzte: „Wir würden uns begnügen, wenn der König von Schweden uns garantiren wollte, die Herstellung der Friedensschlüsse von Münster und von den Pyrenäen bei Frankreich durchzusetzen". Auch das lehnte der Schwede ab. Um so weniger konnten die Bemühungen Schwedens den Verbündeten Vertrauen einflößen. Der König Wilhelm, der Pensionär Heinsius, der Graf Windischgrätz, stimmten darin überein. Auf den Bericht von Heinsius über jene Unterredung erwiederte der König: „Ich fürchte, daß der Friede, wie Schweden ihn versteht, ein Friede sein soll quovis modo, der unfehlbar die Sclaverei von ganz

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 27. Mai.

Europa nach sich ziehen würde. Auch Schweden selbst und alle seine Anhänger würden die Folgen spüren, freilich, wenn es zu spät wäre. Meines Erachtens sind die schwedischen Minister von Frankreich gewonnen; denn ein Unparteilicher könnte nicht auf den Gedanken kommen, daß, wie jetzt die Dinge liegen, Frankreich willigen würde in einen vernünftigen Frieden. Ohne einen solchen aber sind wir rettungslos verloren. Deshalb ist es besser mit dem Degen in der Hand zu sterben als sich dem Trugbilde eines solchen Friedens hinzugeben" [1]).

Schärfer noch als bei Heinsius trat derselbe schwedische Gesandte hervor gegenüber dem Grafen Windischgrätz. Einige Tage später redete er auch zu diesem wieder von der Vermittelung. „Ich sehe jedoch, fügte er dann hinzu, daß alles vergeblich ist, wenn man nicht zuvor den König Wilhelm gewinnt. Denn von dessen Wink hangt ja diese Republik absolut ab. Eben dies aber ist der schwerste Punct für den demnächstigen Frieden; denn wenigstens der König von Schweden kann niemals zugeben, daß diese zwei großen Seemächte geleitet werden sollen von Einem Willen. Früher war es uns doch jedenfalls möglich, eine derselben für uns zu haben." Windischgrätz erwiederte: „Sie können sie aber jetzt beide für sich haben. Es steht nur bei Ihnen". Oxenstjerna ging nicht weiter ein. Windischgrätz wagte nicht die Gefahr einer Mittheilung jener Worte über den König anders wohin als nach Wien auf sich zu nehmen. Er blickte mit schwerer Besorgnis nach dem Norden [2]).

Diese Unterredungen indessen wurden gepflogen, bevor der wirkliche Stand der Dinge von Stockholm aus kund wurde. Es gelang eben damals dem Rathspensionär, für hohe Summen in den Besitz von zwei wichtigen Schreiben zu gelangen, welche ein helleres Licht über die ganze Sachlage verbreiten. Das eine war ein Schreiben des Königs von Frankreich, vom 21. April, an den König Carl XI. von Schweden, das andere die Antwort des letzteren [3]). Ludwig XIV. redet darin wie folgt.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 27. Mai. — Schreiben des Königs vom 24. Mai, bei Grovestins t. VI, p. 255.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 8. Juni.

[3]) Beide in dem Berichte des Grafen Windischgrätz vom 29. Juni, jedoch nicht im französischen Originale. Deshalb gebe ich sie nicht als Beilage.

„Während meine größten Feinde sich im Haag zu einem Congresse wider mich versammelten, habe ich in ihrem Angesichte ihnen Mons weggenommen. Freilich kann ich mir das nicht anmaßen; sondern Gott hat es so gefügt, um die Gerechtigkeit meiner Sache dadurch zu erweisen. Darum halte ich mich versichert, daß Ew. Majestät mir dies gern gönnen werden. Wenn auch noch so viele Feinde sich gegen mich verbündet, so getraue ich mich dennoch, mit der Macht meines Reiches die Sache glücklich hinauszuführen, es wäre denn daß mit der Beihülfe des Königs von Polen die ottomanische Pforte, wie es fast den Anschein gewinnt, gezwungen würde zum Frieden mit dem Kaiser. In diesem Falle allerdings würde ich endlich unterliegen müssen. Ich bitte also Ew. Majestät bei Ihrer zu aller Zeit bewiesenen Großmuth, sich zu bemühen um einen ehrenhaften Frieden, und bitte Sie, in Ermangelung dessen, daß Sie mit eintreten wollen für meine gerechte Sache. Denn man will mir auch nicht einmal den Frieden von Münster zugestehen. Man bemüht sich, Rebellionen in Frankreich gegen mich anzuzetteln, wie es der Prinz von Oranien in England gegen seinen Schwiegervater gethan. Dagegen mir beizustehen, würde zum unsterblichen Ruhme Ew. Majestät gereichen. Die Aufforderung dazu liegt um so näher, je mehr Ew. Majestät erkennen, wie geringschätzig England und Holland von Ihnen denken und wie übel diese Mächte in den Angelegenheiten des Handels gegen Sie verfahren."

Der König Carl XI. erwog die Antwort mit den Grafen Benedict Oxenstjerna, Güldenstolpe, Steinbock, Bielke. Am 25. Mai gelangten sie zum Abschlusse. Carl XI. erwiederte dem Könige von Frankreich wie folgt.

„Ich danke Ew. Majestät aufrichtig für die Fortdauer Ihres Vertrauens. Ich gönne Ew. Majestät gern Ihre Erfolge; dennoch möchte ich wünschen, daß das Blutvergießen und die Verwüstung so schöner Länder aufhören, und ein ehrenhafter Friede geschlossen werden könnte. Freilich sind, nachdem meine bisherigen Bemühungen erfolglos geblieben, die Anzeichen dafür gering. Dennoch will ich es abermals versuchen. In den Krieg jedoch würde ich mich nicht anders einmengen als gezwungen."

So erfreulich die letzten Worte den Verbündeten klangen, so legten sie zugleich um so dringender die Mahnung auf, alles das-

jenige zu vermeiden, was etwa als ein Zwang dieser Art betrachtet oder gedeutet werden konnte.

Am 21. Mai hatten die beiden nordischen Kronen den Generalstaaten eröffnen lassen, daß sie zur Vertheidigung ihrer Rechte und des Seehandels ein Bündnis geschlossen, und ihre Unterthanen schützen würden wider jegliche Gewalt [1]).

Es kam also zunächst darauf an, sich volles Licht zu verschaffen über die Puncte dieses Vertrages.

Auch dies Mal leistete der goldene Schlüssel des Rathspensionärs seinen Dienst. Die Artikel umfaßten wesentlich dreierlei. Zuerst behielt jede der beiden Mächte sich vor, andere frühere Verträge auch ferner zu erfüllen. Wichtiger war der zweite Punct. Er enthielt, daß die zwei Mächte sich den freien Handel mit Frankreich nicht nehmen lassen, daß sie, im Falle des Angriffes gegen denselben, mit vereinten Kräften zusammen stehen und die Waffen nicht eher niederlegen wollten, als bis nach erhaltener Genugthuung. Der dritte Punct besagte, daß beide Mächte während dieses Krieges neutral verbleiben, und mit Frankreich weder ein Trutzbündnis, noch auch nur ein Schutzbündnis eingehen wollten [2]).

Die Kunde erleichterte die Besorgnisse von Windischgrätz und Heinsius. Es kam demgemäß wesentlich darauf an, für die bisher vorgekommenen Thätlichkeiten einen Ersatz zu leisten, in Zukunft ihnen Einhalt zu thun. Heinsius versprach dem kaiserlichen Botschafter dafür zu wirken. Außer diesen beiden war in der Republik nur der König Wilhelm im Geheimnisse. Er ersuchte vom Feldlager aus den Grafen Windischgrätz um die Vermittelung in Stockholm und Kopenhagen. Der Auftrag des Kaisers, welcher dieser Bitte entsprach, nämlich auf alle Weise zu verhüten, daß die Spannung zwischen den Seemächten einerseits, den nordischen Kronen andererseits, sich steigere zum Bruche, war bereits in den Händen des Botschafters. Der Auftrag war vom 25. Mai, die Bitte Wilhelms III. vom 5. Juni.

Windischgrätz begann sofort seine Bemühungen. Da man beiderseitig nicht geneigt war die Dinge weiter kommen zu lassen; da auch

---

[1]) Bericht von Windischgrätz und Kramprich, vom 22. Mai.

[2]) Mehrere andere Artikel des Vertrages bei Sylvius t. III, b. 31, p. 76.

Heinsius seine Willigkeit zu einem Schadenersatze bereits angedeutet: so stieß man auf keine erheblichen Schwierigkeiten. Bereits am 20. Juni berichtete Windischgrätz: „Die Sachen mit den nordischen Kronen stehen zum Abschlusse", und mit berechtigtem Selbstgefühle setzte er hinzu: „Ich habe dazu viel beigetragen".

Man ist geneigt das Verdienst derjenigen zu feiern, die einen Krieg siegreich durchführen. Und mit Recht. Andererseits sind sie für sich, wenn sie Großes leisten, der Anerkennung ihrer Mitwelt und demgemäß der Nachwelt sicher. Denn sie stehen voran auf dem Schauplatze des Lebens, Allen erkennbar. Anders der Diplomat, dessen stilles Wirken darauf abzielt, daß es nicht zu einem Kriege komme. Seine Mitwelt kennt kaum seinen Namen. Die Wenigen, die um seine Thätigkeit wissen, nehmen dieses ihr Wissen mit ins Grab. Die Nachwelt vergißt seiner. In solchen Fällen erwächst eine besonders angenehme Aufgabe für den Historiker. Denn für diesen gibt es keinen schöneren Lohn als das Bewußtsein beigetragen zu haben, daß längst vergessenen Wohlthätern der Völker das verdiente Recht der Anerkennung zu Theil werde, damit nicht, wie Tacitus es nennt, die Tugenden verschwiegen bleiben.

Das Wesen der abzuschließenden Verträge, zuerst mit Dänemark, dann auch mit Schweden, bestand in der Anerkennung der Neutralität für die Handelsschiffe beider Nationen, so wie in dem Ersatze des erlittenen Schadens durch Geld [1]).

Unterdessen hatte sich der König Wilhelm zu der Armee in Belgien begeben. Der Marschall Boufflers hatte den Feldzug eröffnet mit dem Bombardement von Lüttich. Da er mit verhältnismäßig zu geringer Macht die Stadt nicht nehmen konnte, so war das einzige Ergebnis die Zerstörung eines Theiles derselben. Dem Berichte von Boufflers gemäß waren es mehr als drei tausend Häuser [2]). Das Erscheinen des Königs Wilhelm gebot ferneren Versuchen solcher Art Einhalt.

Der Marschall Luxemburg zog die französische Armee zusammen bei Enghien in einer vortheilhaften Stellung. Der König seinerseits

---

[1]) Die Berichte des Grafen Windischgrätz, vom 20. und 29. Juni.

[2]) Dangeau t. II, p. 408.

ging vor bis Anderlech. Der gesammte französische Feldzugsplan legt sich dar in den Worten, welche der Minister Croissy bereits am 24. Mai an den Marquis Bethune in Warschau schrieb. Sie lauten: „Man wird ohne Zweifel dem Prinzen von Oranien gestatten in Flandern spazieren zu gehen, an der Spitze seiner Armee sich sehen und bewundern zu lassen, bis der Marschall Luxemburg die Gelegenheit erschaut, ihm mit Sicherheit einen Streich zu versetzen, wie es als fast unfehlbar anzunehmen ist" [1]). Nicht von Anfang an erkannte der König Wilhelm diesen Plan. Von Anderlech aus schrieb er am 4. Juni an Heinsius: „Gestern war die ganze Armee in Bewegung, um den Feind anzugreifen. Allein die Stellung desselben erfand sich als so vortheilhaft angelegt, daß ich den Befehl geben mußte zur Rückkehr ins Lager" [2]). So blieb es fernerhin. Der König führte die best ausgerüstete Armee, die man bis dahin in Europa gesehen. Sie war der französischen überlegen. Um so fester hielt Luxemburg an seinem Plane des Nicht-Schlagens. Der Kaiser sendete um des directen Verkehres willen, da der Graf Windischgrätz, alt und kränklich, dem Heere nicht folgen konnte, den Grafen Stratemann den jüngeren ins königliche Hauptquartier. Die Berichte desselben zeichnen die Ungeduld des Königs zu einem Treffen zu gelangen. Die Armeen zogen hin, zogen her. Der König hielt Kriegsrath, einmal über das andere. „Einige sind noch der Meinung, meldet Stratemann am 28. Juli, der König werde endlich doch den Entschluß fassen zu einem Angriffe, wie es auch gehe. Die Mehrzahl dagegen hält dafür, daß das Wagnis zu groß." Der König selber sagte zu Stratemann: „Berichten Sie dem Kaiser, daß ich nichts sehnlicher verlange als ein Treffen. Aber der Feind ist jedes Mal in so fester Stellung, daß ich es nicht wage". „Die Beschaffenheit des Bodens, fügt Stratemann hinzu, ist wegen der Engpässe, der Berge und Gehölze, hier derartig, daß, wenn nicht beide Theile zum Treffen geneigt, der eine den anderen dazu nicht zwingen kann" [3]).

[1]) Aus dem aufgefangenen Schreiben Croissys, zu dem Berichte des Grafen Windischgrätz vom 3. Juli: On permettra sans doute à M. le prince d'Orange de se promener en Flandre, à la teste de son armée, et de se faire voir et admirer, jusqu'à ce que M. le duc de Luxembourg trouve lieu de luy donner une salade à coup seur, comme cela sera presque immanquable.

[2]) Grovestins t. VI, p. 256.

[3]) Die Berichte Stratemanns im Juli und August 1691.

Der König Wilhelm ging überhaupt in seiner Kühnheit nicht so weit, wie Ludwig XIV. es gewünscht hätte. Eines Tages während des Mittagsmahles nahm eine Kanonenkugel die Schildwache vor dem Zelte des Königs fort. Wilhelm hob die Tafel dort auf. Ludwig XIV. äußerte über diese Nachricht in dem nächsten Briefe an Luxemburg sein Erstaunen. „Es scheint mir, sagte er, daß der Prinz von Oranien sein Mahl dort hätte enden müssen, wo er es begonnen" [1]). Dem Zusammenhange nach sind die Worte Ludwigs XIV. ernsthaft gemeint. Es scheint demnach, daß, wie die Erinnerung an die eigene Haltung im Feldlager vor Mons damals in ihm bereits wieder verblichen war, er sie auch bei dem Marschall Luxemburg als ausgelöscht betrachtete.

Aehnlich wie zu Lande, erging es zur See. Die verbündete Flotte war der französischen überlegen. Diese jedoch zeigte sich nicht. Eine große holländisch-englische Handelsflotte von Smyrna her war unterwegs. Sie weilte fünf Wochen lang in Cadix, harrend auf Nachricht. Dann wagte sie die Fahrt von dort aus. Am 3./13. Juli traf sie wohlbehalten in Kinsale ein. Sie hatte keinen Feind erblickt. Der Werth dieser Flotte wurde geschätzt gleich der Summe der gesammten Kriegskosten von England im Jahre 1691 [2]).

Von einem Tage zum anderen hoffte man in England wie in Holland, daß die Scharte des vergangenen Sommers zur See durch eine Waffenthat wieder ausgewetzt würde. „Man verwundert sich hier aufs höchste, meldet Hoffmann aus London am 7./17. August, daß wo doch die französische Flotte sich auf dem Meere befindet, wo sie auch nicht weit von ihren Küsten sein kann, sie gleichwohl nicht anzutreffen ist. Die Hoffnung auf eine Seeschlacht sinkt." Wenige Tage später berichteten die Kreuzer vor Brest, daß die französische Flotte dort eingelaufen. „Demnach, meldet Hoffmann, hat man die feindliche Flotte nicht eher entdeckt als zu allerletzt bei ihrem Rückzuge in den Hafen" [3]).

Der König Wilhelm sprach seine Ansicht darüber aus zu Heinsius: „Daß die vereinigten Flotten die feindliche nicht haben antreffen können, ist mir sehr unangenehm. Die Sache erscheint mir unerklärlich: ich

[1]) Oeuvres de Louis XIV. t. IV, p. 318.
[2]) Hoffmanns Bericht vom 10. Juli.
[3]) Hoffmanns Berichte im Monate August.

kann sie nur der Nachlässigkeit oder der Unfähigkeit beimessen" [1]). So am 2. September. Die günstige Jahreszeit war vorüber. Der Seezug von 1691 war thatlos verlaufen.

Kaum anders war es zu Lande. Zu Anfang September verlautete bereits, daß der König die Armee bald verlassen werde. Windischgrätz vernahm es mit Sorge. Er trat zu Heinsius. „Es ist unzweifelhaft, sagte er, daß bei der Abwesenheit des Königs dem Feinde der Muth wachsen, der Respect der Generale unter einander nicht genügen wird die Einmüthigkeit zu verbürgen." Heinsius zuckte die Achseln [2]).

In der That suchte der Marschall Luxemburg die Abwesenheit des Königs zu benutzen. Als am 19. September die verbündete Armee von Leuze nach Cambron abmarschirte, ward die Nachhut unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrück mit überlegener Macht angegriffen. Die französischen Berichte feierten einen Sieg bei Leuze: nach denen der Verbündeten war der Verlust an Todten, an Gefangenen, auch an Fahnen etwa gleich, derjenige der Franzosen eher größer, namentlich an Fahnen [3]). Von diesem letzteren Verluste scheint Luxemburg dem Könige zuerst nichts gemeldet zu haben. Ludwig XIV. selber freilich handelte dann in gleicher Weise, wie Luxemburg gethan. Er gebot statt der eingebüßten Fahnen sofort neue anfertigen zu lassen, damit der Verlust nicht kund werde. Dieser Verlust betraf die Haustruppen des Königs, genannt la maison du roi [4]).

Noch weniger als in Belgien geschah am Oberrheine. Der König Wilhelm hatte sich gefreut über den Vertrag des Kaisers mit dem Kurfürsten Johann Georg, in Folge dessen die Kursachsen an den Oberrhein zogen. Aber er hatte Bedenken gehabt gegen Schöning, den Berather des Kurfürsten. Dies Bedenken war nur zu sehr gerechtfertigt. Zunächst rückten die Sachsen langsam an, und eben so

[1]) Grovestins t. VI, p. 259.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 7. September.

[3]) Man sehe sie bei Sylvius t. III, b. 31, p. 134 sqq. — Nach einem besonderen Berichte an den Grafen Windischgrätz, vom 10./20. September, betrug der Verlust an Menschen beiderseitig je 500 bis 600 Mann, derjenige der Verbündeten an Fahnen 4 oder 5, derjenige der Franzosen 10 oder 12.

[4]) Oeuvres de Louis XIV. t. IV, p. 331: J'ai déjà ordonné, sur ce que j'en ai appris, que l'on en refasse promptement, pour que leur perte ne paroisse pas, quand on verra les troupes de ma maison.

lange mußte darum der Abmarsch der Kaiserlichen nach Savoyen sich verzögern, so daß zwei Kriegsschauplätze zugleich betroffen wurden [1]).

Inzwischen erwuchs eine besondere große Gefahr. Es fiel auf, daß der französische Marschall de Lorge mit seinem nicht starken Heere sich in der Nähe von Mainz hielt, als wolle er es belagern. Ein Zufall entdeckte endlich die Ursache. Es ergab sich die Correspondenz eines höheren Offiziers, Consbruch, mit den Franzosen zum Zwecke des Verrathes der Stadt. Das Verbrechen lag erwiesen vor in der eigenen Handschrift Consbruchs. Er gestand. Er hoffte nur noch auf die Fürsprache seines Bruders in Wien. Sie ward ihm nicht.

Das Verbrechen des Unwürdigen gibt den Anlaß des Würdigen zu gedenken. Der geheime Rath Consbruch in Wien, still, unscheinbar, war an den anderen Höfen Europas vielleicht kaum dem Namen nach bekannt. Und doch war er eine höchst bedeutende Persönlichkeit. Andere trugen vor der Welt den Namen dessen was geschah: die gewichtigsten Actenstücke aus jener Zeit in der kaiserlichen Hofburg liegen vor in der Handschrift Consbruchs. Er faßte nach einer Conferenz die Vota der Minister mit dem eigenen zusammen in ein Protokoll, welches dem Kaiser vorgelegt wurde, und nach welchem Leopold entschied. Consbruch, der unter wenigen es vermochte die Handschrift des Kaisers Leopold zu dechiffriren, verfaßte dann die Ausfertigungen nach außen gemäß diesen Resolutionen, die deutschen wie die lateinischen. Er führte also die hauptsächliche Feder des Kaiserhofes. Ueber andere kaiserliche Minister ist behauptet worden, daß sie fremdes Geld angenommen — der Name Consbruchs ist, meines Wissens, in dieser Richtung nie genannt. Das volle Vertrauen des Kaisers Leopold zu diesem Manne ward durch die That des Bruders nicht erschüttert: es blieb ihm vollaus bis zu Ende [2]).

Nachdem die Sachsen endlich gekommen, erkrankte bald der Kurfürst Johann Georg, und es blieb daher dem kaiserlichen Feldherrn Caprara der Oberbefehl. Er hatte ein Heer von etwa 40.000 Mann, darunter die Hälfte Franken und Schwaben, 12,000 Sachsen. Diese standen unter Schöning. Man überschritt den Rhein. Das französische

[1]) Wagner II, p. 191.

[2]) Die charakteristische Handschrift Consbruchs findet sich in fast allen Fascikeln des k. k. Archivs, die ich benutzt. — Man vgl. Wagner II, 192. — Ich habe den Namen Consbruch kurz schon erwähnt in Bd. IV, S. 503.

Heer war schwächer. Allein was immer Caprara zu unternehmen gedachte: er hatte Schöning zur Seite, der ihn hinderte, seine Plane durchkreuzte. Auch de Lorge seinerseits überschritt den Rhein auf das rechte Ufer. Caprara folgte zurück. Er vermochte nicht den Schöning zum Entschlusse des Angriffes zu bringen. Tief gekränkt bat der alte Mann mitten aus dem Feldzuge heraus den Kaiser um seinen Abschied. „Ich habe, sagt er, so viele günstige Gelegenheiten mir entschwinden lassen, dem Feinde so viele Vortheile gewähren müssen, daß ich mir Glück wünschen muß, wenn ich auswärts nur als nachlässig getadelt, nicht zugleich auch zum Verräther gestempelt werde. Ich kann es aber nicht über mich gewinnen, den guten Namen, den ich mir durch vierzigjährigen Dienst erworben, in der Genossenschaft mit einem solchen Manne preis zu geben. Sein heimliches Zusammenspiel mit dem Feinde liegt vor Augen, und es ist nicht einmal erforderlich, seinen Schritten aus derjenigen Zeit nachzuspüren, wo er noch unter Brandenburg diente. Er allein hat den Kurfürsten und den gesammten Rath desselben völlig in seiner Macht: der Kurprinz, der von ihm nichts Arges denken mag, ist ihm völlig ergeben. Diese Anklagen sind nicht bloß mein Eigenthum. Möge der Kaiser die Offiziere der Kreistruppen, die Soldaten selber befragen, möge man sich wenden an Auswärtige wie an Einheimische!“ [1]).

Der Kaiser zauderte noch. Aber die Kraft Capraras war auch physisch gebrochen. Er wie ein großer Theil des Heeres litten an Fiebern. Es war nicht die Absicht der Franzosen offensiv dort vorzugehen. Dagegen konnte de Lorge, sicher vor einem Angriffe, Truppen nach Savoyen hin abgeben. Das wichtigste Ereignis des Feldzuges war, daß der Kurfürst Johann Georg, seiner Gesinnung nach kaisertreu, jener Krankheit erlag, zu Tübingen, am 22. September 1691. Es folgte sein noch jugendlicher Sohn Johann Georg IV., und den Verbündeten blieb die Aussicht, daß fortan noch mehr als bisher der Einfluß Schönings herrschend sein werde.

Weniger erfreulich noch als auf den Oberrhein war der Hinblick auf Savoyen. Wie Nizza, so ward auch Carmagnola von Catinat genommen, so wie andere kleinere Plätze. Es war im Anfange Juni.

[1]) Wagner II, p. 194. — Sylvius t. III, b. 31, p. 99. — Arneth: Prinz Eugen Bd. I, S. 60 u. f.

Er ließ zugleich durch Vulonde die Belagerung von Cuneo unternehmen. Als der Prinz Eugen von Savoyen mit einem Entsatze herannahte, hob Vulonde eiligst die Belagerung auf. Wie ein Jahr zuvor nach der Schlacht von Staffarda, so erklang nun zum zweiten Male der Name dieses jugendlichen Heerführers durch Europa.

Unterdessen sammelten sich im Laufe des Juni die zahlreichen bunt gemischten Streitkräfte dort an. Man sah den Herzog Victor Amadeus mit seinen eigenen Truppen, spanische unter Leganez, kaiserliche unter Caraffa, bayerische unter ihrem Kurfürsten Max Emanuel, englisch-holländische unter Schomberg, dazu Brandenburger, endlich Waldenser. Wir erinnern uns, daß der Zweck dieser zahlreichen Hülfe war der Vorbruch in die Provence und das Dauphiné, die Versetzung des Krieges auf den Boden von Frankreich. Aber allzu viele feste Plätze in Savoyen und Piemont waren in den Händen Catinats. Der Kriegsrath der Heerführer beschloß, daß die nächste Aufgabe sein müsse die Befreiung des Bodens von Savoyen und Piemont, daß demnach der Einbruch in Frankreich hinauszuschieben sei auf den Feldzug des folgenden Jahres.

Dann ergaben sich die Differenzen über das Wie? — Der Herzog Victor Amadeus verlangte die Entscheidung durch ein Treffen. Er hatte dabei alles zu gewinnen, wenig zu verlieren. Um so bedächtiger erwogen die anderen Mitglieder des Kriegsrathes, der Kurfürst, Caraffa, Leganez. Dennoch gewann die Meinung des Herzogs die Oberhand. Aber der schwächere Catinat verhielt sich ihnen gegenüber, wie Luxemburg gegenüber dem Könige von England. Er gab nicht die Gelegenheit zum Schlagen. Der einzige Erfolg der verbündeten Waffen war der Wiedergewinn von Carmagnola. Von Susa mußten sie fruchtlos abziehen. Größer dagegen war der Vortheil Catinats. Tief im Winter nahm er die Feste Monmelian und schob dadurch, wie es schien, einen abschließenden Riegel vor gegen das Betreten des französischen Gebietes von Savoyen aus. Catinat hatte demnach, mit ungleich schwächeren Kräften, die größeren Vortheile des Feldzuges davon getragen [1]).

Nicht besser stand die Sache der Verbündeten in Catalonien. Auch dort nährte Frankreich den Krieg auf fremdem Gebiete. Die

[1]) Wagner II, 170 sqq.

Macht des Marschalls Noailles war zu gering, um dort weitere Fortschritte zu machen. Es schien genug sich dort zu behaupten. Die französische Flotte unter d'Estrees warf Bomben in Barcelona, und, mit größerem Erfolge, in Alicante. In Madrid ward der Plan erwogen, daß der König selber sich zum Heere begäbe. Dann hätte kein Grande des Reiches zurück bleiben dürfen. Aber die Gegner des Planes fanden ihren Rückhalt an der Königin-Mutter Maria Anna, die für die schwache Gesundheit ihres Sohnes fürchtete. Es wurde dann der Plan entworfen, die allzu zahlreichen und übermäßigen Pensionen bis auf die Ausgabe dafür vom Jahre 1621 hinabzudrücken. Man hoffte dadurch fünfzehn Millionen zu gewinnen. Es blieb bei dem Plane. Um Geld zu erhalten, machte Carl II. eine Anleihe bei den Generalstaaten. Diese waren willig wegen des Pfandes, das er gab, nämlich Domainen in Belgien. Von da an wird das Trachten der Republik sichtbar in die Städte von Belgien holländische Besatzungen zu legen, und dadurch sie zu sichern [1]).

Nur auf zwei Schauplätzen des Krieges waren die Waffen der Verbündeten im Jahre 1691 in entschiedenem Vortheile, im Südosten und Nordwesten, in Ungarn und Irland, weit von einander entlegen, und doch mit gleicher Wechselwirkung, als lägen sie nahe zusammen.

Der Feldzug in Ungarn fordert unseren Rückblick auf die Lage der Dinge zu Ende des Jahres 1690.

Das Unglück der kaiserlichen Waffen im Jahre 1690 ward zu einem bedeutenden Theile dem Umstande beigemessen, daß weder von Seiten der Polen, noch des Großfürsten von Moskau, etwas gegen die Türken geschah, demnach die gesammte Macht der Tartaren für den Großwesir Mustafa Köprili gegen den Kaiser zur Verwendung stand. Von Wien aus war daher das Streben dahin gerichtet, namentlich Polen wieder in Thätigkeit zu bringen. Leopold hatte, wie wir vernommen, die königliche Familie Sobieski enger an sich zu binden gesucht durch die Heirath des Prinzen Jacob mit der Prinzessin Elisabeth von Pfalz-Neuburg, der Schwester der Kaiserin. Leopold dotirte die Braut.

Die Heirath ward angesehen als ein wichtiger Sieg der Sache der Verbündeten. Die Generalstaaten erinnerten in ihrem lebhaften

---

[1]) Die Einzelnheiten bei Sylvius t. III, b. 31, p. 84, 107, 120, 132, 139.

Glückwunſche den König Johann Sobieski an ſeine That von 1683. Sie ſprachen die Hoffnung aus, daß er nun, bei der vollen Eintracht zwiſchen dem Kaiſer und ihm, neue Triumphe über die Türken erringen werde [1]).

Aus den Worten Ludwigs XIV. an den König von Schweden, haben wir dagegen vernommen, daß in ſeinen Augen der für ihn glückliche oder unglückliche Ausgang des großen Krieges weſentlich abhing von der großen Frage, ob es ihm gelingen würde, die Macht des Kaiſers gelähmt zu erhalten durch die Fortdauer des Türkenkrieges. Dafür wurden alle Kunſtgriffe aufgeboten, zunächſt in Warſchau, wo der Marquis Bethune thätig war. Die Trauung jenes Paares durch Procuration hatte am 8. Januar 1691 zu Neuburg ſtatt gefunden; dennoch hoffte Bethune noch den Vollzug der Ehe hindern zu können [2]). Er ſagt nicht durch welche Mittel. Inzwiſchen trachtete er auf andere Weiſe die Macht Polen lahm zu legen. Drei vornehme polniſche Familien, die Lubomirski, Potocki, Sapieha, ſuchten Verbindung mit ihm durch die Werbung um ſeine Tochter, die Prinzeſſin Radziwill. Bethune zog die mächtigſte Familie der Sapieha vor, nämlich den Sohn des Großfeldherrn von Lithauen. Er ſtellte jedoch ſeine Bedingungen. Dieſe waren die des völligen Eintrittes in das Intereſſe des Königs von Frankreich. Die Familie mußte verſprechen, in allen Dingen dem Kaiſer entgegen zu arbeiten, keine Werbung desſelben auf polniſchem Boden zu geſtatten, zu hindern, daß die Armee von Lithauen in Ungarn oder Siebenbürgen zur Verwendung komme. Denn ohne die lithauiſche Armee war auch die Kronarmee von keiner Bedeutung. Das Haus Sapieha ging ein auf alle dieſe Bedingungen. Bethune berichtete, daß er zur Durchführung des großen Planes, welcher die Macht Polen auch wieder für 1691 gegen die Türken nutzlos machen ſollte, nur einer Summe von 20,000 Thaler gleich 50,000 franzöſiſchen Livres bedürfe. Ludwig XIV. bewilligte außerdem 50,000 Thaler, ſo jedoch

---

[1]) Schreiben vom 15. Januar 1691: Nec dubitamus quin nunc similes, Rex serenissime ac potentissime, triumphos relaturus sis, cum quia mutuus inter Imperatorem et Majestatem tuam consensus est etc.

[2]) Aufgefangenes Schreiben von Bethune an Croiſſy, vom 17. Jan. 1691: J'ay fait mon possible pour esloigner la consommation du mariage jusqu'après pasques, que la cour de Vienne presse extrêmement.

daß dieselben ausreichen müßten für alle Geschenke, die Bethune zu machen habe, sei es daß die Summe völlig dem Könige und der Königin von Polen gegeben werde, oder daß Bethune nöthig finde einen Theil derselben zurück zu behalten für den Cardinal Radziejowski oder die polnischen Generale [1]).

Von allen diesen Dingen war man in Wien durch aufgefangene Briefe zwischen Croissy und Bethune unterrichtet. Der Graf Thun als kaiserlicher Gesandter in Warschau verlangte die Ausweisung von Bethune. Der polnische Hof nannte das Verlangen ungerecht, auffallend, unausführbar [2]).

Die Probe zur Kennzeichnung des politischen Jammers von Polen dürfte genügen. Auch im Jahre 1691 war die Thätigkeit der polnischen Waffen gegen die Türken gering. „So lange es Franzosen am polnischen Hofe geben wird, sagt der Venetianer Venier, ist ein Vertrauen in Wien auf Polen unmöglich. Auch das Band der Heirath hat darin wenig geändert. Der Verdacht, daß Polen mit der Absicht eines Sonderfriedens umgehe, wird in Wien so lange dauern wie der Krieg. Und wenn andererseits auch der König von Polen ein Mittel fände, seine Bundestreue zu bewähren, so hat er doch immer selbst in Sorge zu stehen vor den Magnaten seines Reiches und ihren Entschlüssen. Für diese verschiedenen Besorgnisse, dieses Mistrauen gibt es keinen heilenden Balsam. Der Bund mit Polen hat seine Wirkung gethan in dem ersten Feldzuge vor Wien. Auch nachher hat Polen mehrmals durch eine Diversion die Tartaren abgehalten, und den Großfürsten von Moskau zu demselben Zwecke in die Allianz gezogen. Und darum ist doch der Bund nicht völlig nutzlos" [3]).

---

[1]) Croissy an Bethune, 24. Mai 1691. Aufgefangenes Schreiben als Beilage zum Berichte des Grafen Windischgrätz vom 3. Juli. Les 50,000 Escus qu'Elle (S. M. le roi) veut bien payer après la fin de la campagne, doivent suffire pour toutes sortes de gratifications, soit qu'elles soient données entièrement au Roy et à la Reine de Pologne, soit que vous en retranchiez quelque chose en faveur du Cardinal Radziejowski ou des généraux.

[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. Juli, enthaltend die Mittheilungen des Cardinals Radziejowski an den polnischen Residenten Molo in Amsterdam.

[3]) Finalbericht des Venetianers H. Venier, von 1692, p. 334.

Wie Ludwig XIV. beflissen war, dem Kaiser die Bundesgenossen wider die Türken zu entziehen: so verfolgte auch Wilhelm III. seinen Plan zu Gunsten der großen Allianz. Indem er, nur vom entgegen gesetzten Standpunkte aus, mit Ludwig XIV. darin übereinstimmte, daß für den Sieg der Verbündeten über Frankreich zuerst erforderlich sei die Befreiung des Kaisers von dem Türkenkriege, hatte er, wie wir vernommen, den Engländer Hussay zum Zwecke der Vermittelung des Friedens nach Constantinopel entsendet.

Die Kaiserlichen hatten dem türkischen Botschafter Sulfikar Effendi die Heimkehr nicht verstattet. Er hatte von Komorn aus sich wieder in das Schloß Pottendorf begeben müssen [1]). Auf die Ankunft Hussays in Wien nöthigte [2]) man ihn zur Absendung eines Couriers nach Constantinopel, um den äußersten Willen des Sultans zu erfahren. Die Antwort lautete: der Sultan, in engem Bündnisse mit dem Könige von Frankreich, vermöge nicht einen besonderen Frieden einzugehen. Deshalb sei die Sendung eines Botschafters zu solchem Zwecke eine verlorene Mühe.

So wenig die Antwort verhieß, Hussay brach am 22. April 1691 von Wien auf. Bei seiner Ankunft in Constantinopel schienen die Dinge dort nicht ungünstig zu liegen. Das Volk murrte über den schweren Krieg. Der französische Gesandte Chateauneuf hatte verheißen, daß die französische Macht den Kaiser vollauf im Westen beschäftigen werde. Statt dessen vernahmen die Türken, daß die kaiserlichen Truppen unfern von Ofen sich sammelten, stärker als je zuvor. Die asiatischen Mannschaften in Constantinopel selbst schrien um den Frieden. Sultan Soliman flüchtete nach Adrianopel, mit ihm Chateauneuf, der sich nicht sicher fühlte. Dort jedoch starb Soliman nach einigen Tagen, am 22. Juni 1691. Es folgte ihm sein Bruder Achmet. Die schon nach dem Westen vorgerückten türkischen Truppen wurden zum Theile zurückgerufen. Sie verließen die Festung Illok, ganz Slavonien. Der innere Friede des Reiches jedoch ward nicht gestört [3]).

Der Botschafter Hussay erhielt Audienz. Es geschah in prächtigem Aufzuge, unter dem Jubel des Volkes von Constantinopel. Der Sultan

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 61.

[2]) A. a. O. p. 79: Half met dwangh.

[3]) A. a. O. p. 101.

schien den Vorschlägen Hussays nicht abgeneigt. Dieser verfaßte einen Entwurf. Er schickte den Grafen Marsilly mit demselben nach dem Hauptquartiere der Kaiserlichen [1]).

Inzwischen jedoch ruhten nicht die Waffen. Der Kaiser hatte das äußerste aufgeboten, um die herben Verluste des Jahres 1690 zu ersetzen. Die Bemühungen bei den deutschen Reichsfürsten brachten nicht viel: nur Brandenburg stellte eine erhebliche Zahl, 6000 Mann. Bayern nur ein Regiment. Der Appell dagegen an die Landtage der treuen Erbländer blieb nicht vergebens. Böhmen stellte 7500 Mann, Kroatien 8000, Nieder-Oesterreich 1000, ähnlich die anderen. Man durfte rechnen auf 90,000 Mann in Ungarn. Den Oberbefehl erhielt der Markgraf Ludwig von Baden. Er trug einiges Bedenken, seinen wohl erworbenen Ruf zu wagen; aber es ward ihm ein Operations-Heer von 45,000 Mann zugesichert. Auf dies Versprechen übernahm er die Führung [2]).

Als die Dinge in der Türkei nach der Thronbesteigung des Sultans Achmet keinen Anlaß mehr zur Besorgnis boten, marschirte der Großwesir Mustafa Köprili wieder nach Westen vor. Die Absicht der Feldherren von beiden Seiten war zu schlagen. Zwischen Peterwardein und Salankemen trafen sie auf einander, am 19. August 1691. Die Türken lagen hinter rasch aufgeworfenen Verschanzungen. Die kaiserliche Armee wagte den Sturm auf dieselben, um 3 Uhr Nachmittags. Es begann die bis dahin furchtbarste Schlacht dieses Krieges. Mehrere Stunden lang stand sie zweifelhaft. Der Markgraf meldete nachher dem Könige von England, daß vielleicht niemals ein so hartnäckiges Streiten gesehen worden. Der Fall Mustafa Köprilis entschied. Die türkische Armee löste sich auf in wilde Flucht. Der Preis der Tapferkeit ward den Brandenburgern zuerkannt. Dem Berichte an den Kurfürsten fügte der Kaiser eigenhändig die Worte hinzu: „Ich schreibe den hauptsächlichen Antheil an diesem Siege den Truppen E. L. zu, welche mit großer Tapferkeit gestritten, wofür ich E. L. mich für immer verpflichtet und dankbar halten werde". Aehnlich spricht sich der Markgraf dem Kurfürsten aus [3]).

---

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 116.

[2]) A. a. O. p. 47, 122.

[3]) Eine lange Reihe dieser Schreiben bei Sylvius t. III, b. 31, p. 127 enz.

Im Haag verbreitete sich bereits zu Ende August das Gerücht eines großen Sieges der kaiserlichen Waffen. Die Generalstaaten ließen Windischgrätz befragen. Er hatte noch keine Nachricht. Erst am 4. September gelangten die kaiserlichen Handschreiben für den König und für die Generalstaaten an ihn. Er überreichte sofort das letztere. Aehnlich wie die kaiserlichen Gesandten damals über Irland berichten mit den Worten: „Wir haben einen Sieg" u. s. w., so klingt die Antwort der Generalstaaten vom folgenden Tage, dem 5. September, wie ein Jubelruf in eigener Sache. „Wahrlich, sagen sie, wenn irgend Jemand der Bundesgenossen über diese erwünschte Wendung Freude empfindet, so stehen darin wir voran. Denn nicht bloß rechnen wir die Vortheile dessen, dem die Ehre gebührt, Ew. kaiserlichen Majestät, auch uns mit an, sondern wir sehen auch den Nutzen als sicher voraus, welcher der gemeinsamen Sache dadurch erwächst, daß nun die Türken, nachdem sie sich so oft durch Frankreichs leere Verheißungen haben täuschen lassen, den Frieden von Ew. Majestät annehmen, und daß dann das siegreiche kaiserliche Heer den allgemeinen Brand, der am Rheine mit der grausigen Verwüstung begonnen, eben dort auch erfolgreich enden werde." In gleicher Weise schrieb der König Wilhelm III. aus dem Hauptquartiere zu Mesle. Sein Schreiben enthielt namentlich indirect das Eingeständnis eines früheren Irrthumes. Er wisse, sagte er, daß die französische Politik, wie sie früher die Türken zum Bruche des Stillstandes gereizt, so auch nun nichts unterlassen habe, um der Herstellung des Friedens entgegen zu arbeiten [1]).

Die Aussichten erschienen nun günstig. Denn in denselben Tagen, am 7. September, verfaßte der holländische Gesandte im Lager vor Adrianopel einen Bericht über die Lage der Dinge in der Türkei. Die beiden Gesandten, Hussay und Colyer, hatten als die Grundlage des zu schließenden Friedens den Besitzstand gefordert, ferner die Anerkennung von England und Holland als vermittelnden Mächten. Der neue

---

[1]) Schreiben der Generalstaaten vom 5. September. — Dasjenige des Königs ist vom 6. September. Er sagt: qui (sc. Galli) ut prioris foederis (sic! rectius: tractatus induciarum) C^in V^m M^tum inter et Turcas turbandi rationem aliquam primo invenerunt, ita nunc ne idem foedus instaurari posset, intentatum nihil reliquerunt.

Großwesir Osman war nicht abgeneigt [1]). Andere Nachrichten meldeten, daß er sich auf den Weg nach Belgrad begeben, daß ihm der Graf Marsilly voraus geeilt, um dem Markgrafen von Baden die Nachricht zu überbringen. Es hieß im Haag bereits, daß der Kaiser die Grafen Kinsky und Stratemann zu Friedensbotschaftern ernannt [2]).

Dann jedoch kamen andere Nachrichten. Das wilde Volk der Raitzen, im Dienste des Kaisers, hatte den in türkischer Kleidung reisenden Marsilly, weil man ihn für einen Türken hielt, tödtlich verwundet. Schlimmer noch war die andere Nachricht: Hussay war nach kurzem Krankenlager gestorben. Sein Tod erfolgte für die französische Politik zu so gelegener Zeit, daß, wie gar oft in jenen Tagen, sich das Gerücht der Vergiftung erhob. Eben dasselbe Loos, hieß es, habe man dem Holländer Colyer zu bereiten versucht; dieser jedoch habe durch seine kräftige Natur das Gift überwunden [3]). Das Gerücht verdient in so fern Erwähnung, weil es damals umlief. Wir Spätere vermögen weder es zu bewahrheiten, noch zu entkräften.

Der König Wilhelm III. erhielt die Nachricht des Todes von Hussay am 28. October/7. November. Ein Ersatz erschien ihm dringend. Er dachte an Paget, an Trumball. Der Ritter Harbord kam zuvor mit dem freiwilligen Erbieten. Er kannte die Türken; denn er war in Constantinopel gewesen. Seine Gesinnung für den Kaiser war nach Wunsch; denn er hatte als Freiwilliger Theil genommen an dem glücklichen Sturme auf Buda, im Jahre 1686. Er versprach binnen acht Tagen reisefertig zu sein. Der König Wilhelm III. ernannte ihn zum Friedens-Botschafter [4]).

Es war demnach auch nicht Ein Tag verloren. Und doch war, was die Schnelligkeit betraf, der Wetteifer mit Frankreich immer sehr schwer. Bereits vorher war Rebenac-Feuquieres auf dem Wege nach Constantinopel, und zwar mit vier Millionen baar in der Hand [5]). Wir werden den Verlauf dieser Dinge später zu ersehen haben.

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 23. October.
[2]) Sylvius t. III, b. 31, p. 146.
[3]) A. a. O.
[4]) Bericht des Grafen Windischgrätz, vom 19. November.
[5]) Sylvius a. a. O. p. 146.

Wie im Südosten von Europa, so standen ähnlich die Dinge im Nordwesten, in Irland [1]).

Einer der wichtigen Gründe für die Reise des Königs Wilhelm im April nach England war die Frage gewesen, ob der Zustand der Dinge in Irland seine Anwesenheit dort nothwendig mache. Nach der Erkundung der Sachlage glaubte er dem General Ginkel die Beendigung überlassen zu dürfen.

Die Aufzeichnungen des Königs Jacob ergeben, daß von Frankreich aus nur so viele Hülfe nach Irland geschickt wurde, wie eben hinreichte das Feuer des Krieges dort glimmend zu erhalten. Nicht französische Mannschaft landete in Irland, sondern Offiziere, welche die Führung übernahmen, an ihrer Spitze St. Ruth, der die Unterordnung auch Tyrconnels, des Statthalters von Jacob, thatsächlich durchsetzte. Tyrconnel verlangte Geld von St. Germain her. Er müsse eintausend Pistolen haben, sagte er, auch wenn der König Jacob dafür sein Hemd vom Leibe gäbe. Der König Jacob hatte kein Geld [2]).

St. Ruth hoffte die Stadt Athlone zu halten, welche der durchströmende Shannon in zwei Stadttheile zerschnitt, den englischen und den irischen. Ginkel erstürmte sie am 30. Juni/10. Juli. St. Ruth ersah sich dann eine günstige Stellung bei Aghrim, um dort Stand zu halten. Am 12./22. Juli nahte das buntfarbig zusammengesetzte Heer des Königs Wilhelm. Es war nicht die Absicht Ginkels, sogleich zu schlagen. Der Herzog von Würtemberg jedoch, der die Dänen führte, von Kampfeseifer fortgerissen, verwickelte sich mit einigen Haufen Irländer. Es war bereits 5 Uhr Abends. Er gerieth in Bedrängnis. Die französischen Hugenotten kamen zur Hülfe. Von beiden Seiten rückten immer mehr Truppen nach, bis sich eine vollständige Schlacht entwickelte. Zwei Stunden lang hielten die Irländer Stand. Dann lösten sie sich auf. Unter den 5000 Gefallenen war auch der französische General St. Ruth [3]).

---

[1]) Macaulay in Ch. XVII berichtet über Irland ausführlicher. Meine Darstellung hält sich wesentlich an die Berichte der kaiserlichen Gesandten in London und im Hauptquartiere des Königs, nebst den Original-Beilagen zu diesen Berichten.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 451.

[3]) Die Berichte Hoffmanns vom 28. Juli und 3. August. — The life of James. Vol. II, p. 459.

Wenige Tage später capitulirte die Stadt Galway. Die Bedingungen besagten, daß die Stadt in Betreff der Güter und der Religion stehen solle, wie unter Carl II., und daß sowohl Katholiken wie Protestanten zu den städtischen Aemtern Zutritt haben sollten. „Die letztere Bedingung, fügt Hoffmann seinem Berichte hinzu, misfällt den englischen Ministern. Sie tadeln den General Ginkel wegen seiner Gelindigkeit. Und sicherlich hätte die Stadt von einem englischen General diese Bedingung nicht erhalten" [1]). Wir Spätere erkennen eben daraus den Grund für die Wahl Ginkels zum Oberanführer. Denn mit demselben Rechte darf weiter gesagt werden: der General Ginkel, indem er ein solches Zugeständnis machte, mußte der Einwilligung des Königs im voraus sicher sein. Mit anderen Worten: er handelte gemäß seiner Instruction, die ihn anwies jeglichen Vorwand eines Religionskrieges nach Kräften zu beseitigen. Burnet sagt ausdrücklich, daß Ginkel vom Könige geheimen Befehl hatte in alles zu willigen, damit nur der Krieg in Irland ein Ende nähme [2]).

Aber noch war Limerick übrig als das letzte Bollwerk der Sache des Königs Jacob in Irland. Nach dem Falle des St. Ruth übernahm Tyrconnel wieder den Oberbefehl. Er wollte Limerick halten. Jacob II. drängte in Ludwig XIV. um Hülfe für die Stadt [3]).

Allein in Limerick selber regten sich auch andere Strömungen. Es geschah, daß der Oberst Lutterel von dort, auf einen Streifzug ausgesendet, mit dem Commando zusammen traf, welches die von Galway ausziehende irische Besatzung geleitete. Lutterel erkundigte sich nach den Bedingungen, welche, im Falle einer Capitulation, der General Ginkel gewähren würde. Die Antwort lautete, daß sie denen von Galway zu entsprechen hätten. Dies genügte für Lutterel. Er knüpfte von da eine Correspondenz an mit dem holländischen Offizier.

So unfruchtbar diese Sache an sich blieb: so hatte sie durch die Verkettung der Dinge eine große moralische Bedeutung. Sie festigte in dem General Ginkel die Hoffnung des Gelingens. In seinem Kriegsrathe erhoben sich einige Stimmen wider eine Unternehmung gegen Limerick. Die Jahreszeit sei allzu weit vorgerückt, hieß es. Nachdem

[1]) Bericht vom 3. August.
[2]) Burnet II, p. 95.
[3]) The life of James. Vol. II, p. 459.

auch Sligo gefallen, wie Galway, habe man der Erfolge genug. Limerick sei stärker als im Jahre zuvor. Die Belagerung müsse dem nächsten Feldzuge vorbehalten bleiben. Ginkel erwiederte: „Vor der Uebergabe von Limerick bringt mich kein Mensch lebendig von hier“ [1]).

Er mochte damals hoffen, durch sein Erscheinen vor der Stadt die Capitulation hervorzurufen. Er eilte mit anderen Truppen der Artillerie voran. So günstig indessen lagen nicht die Dinge. Die Correspondenz von Lutterel war entdeckt. Er wurde verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Gemäß den Papieren des Königs Jacob hat dies Kriegsgericht, wegen des Anhanges von Lutterel, Bedenken getragen nach der Schärfe gegen ihn zu verfahren, und ihm nur eine Haft zuerkannt, für so lange als es dem Könige Jacob beliebe. Nach anderen Nachrichten hat das Kriegsgericht das Todesurtheil gesprochen, Ginkel jedoch dann dem Commandanten entbieten lassen, daß, im Falle der Hinrichtung Lutterels, alle Gefangene in seinen Händen dasselbe Geschick erleiden würden. Wie immer diese Dinge sich verhalten, in jedem Falle ergibt sich, daß von Anfang eine nicht geringe Partei in Limerick geneigt war zur Capitulation [2]).

Die Gerüchte gingen noch weiter. Tyrconnel starb in den ersten Tagen der Belagerung, und zwar nach den Berichten in den Papieren des Königs Jacob, vom Schlage gerührt. In England jedoch verbreiteten Briefe aus Irland das Gerücht: Tyrconnel sei, wegen des Verdachtes der Franzosen, daß auch er mit dem Gedanken der Capitulation umginge, an Gift gestorben [3]).

Der Franzose d'Usson übernahm den Oberbefehl. Er hatte unzweifelhaft den Willen die Stadt zu vertheidigen. Ginkel mußte daher sich anschicken zu einer regelrechten Belagerung. Sie begann am 25. August/4. September. Die Besatzung war 12,000 Mann stark, mit Lebensmitteln reichlich versehen. Die Stadt war nicht umschlossen. Die Verbindung mit dem rechten Ufer des Stromes, nach Connaught hin, war frei. Dort befand sich die Cavallerie, unfern der Stadt, zu

---

[1]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 30. October. Er beruft sich auf die Briefe aus dem Hauptquartiere vor Limerick.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 460. — Hoffmanns Bericht vom 7. September.

[3]) A. a. O.

welcher sie Zugang hatte über die steinerne Thomond-Brücke. Die Regenzeit nahte heran. Unterdessen hatte auch Ludwig XIV. der dringenden Bitte Jacobs II. nachgegeben. Eine Hülfe für Limerick ward vorbereitet. Demnach dürfte nicht gesagt werden, daß die Aussichten für Ginkel günstig lagen.

Die Siegesbotschaft von Salankemen traf bei ihm ein. Eine dreifache Salve aus allen Geschützen der Belagerer that den Eingeschlossenen kund, daß, außer dem Könige von Frankreich, dem sie, im vermeintlich eigenen Interesse, dienstbar waren, als ihre weiteren Freunde nur noch anzusehen hatten die Türken [1]).

Die Belagerung rückte dennoch wenig vorwärts, bis eine günstige Verkettung der Dinge zu Hülfe kam.

Es war dem General Ginkel vor allen Dingen daran gelegen, die Verbindung der Besatzung mit der Cavallerie unter Sarsfield auf dem rechten Ufer aufzuheben, und die Stadt völlig einzuschließen. Es gelang ihm oberhalb der Stadt eine Pontonbrücke über den Shannon zu legen. Er marschirte hinüber. Er griff die irische Cavallerie an, und warf sie zurück bis an das Gebirge. Dort jedoch konnte sie sich nicht erhalten. Sarsfield von seiner Seite, d'Usson von der Stadt aus suchten die Verbindung herzustellen. Sarsfield kam näher heran, in der Hoffnung sich in die Stadt zu werfen. Ginkel trat ihm entgegen, eine halbe Stunde von der Stadt. Die Iren, zersprengt, gedachten auch so sich zu retten in die Stadt hinein. Aber die Verfolger waren mit ihnen, unter ihnen. Der französische Commandant des Brückenkopfes wagte nicht das Thor zu öffnen. Nur Sarsfield und einige andere Offiziere gelangten durch eine Nebenpforte hinein. Die flüchtigen Iren wurden fast alle getödtet [2]).

Der Vorfall brach den Muth der Belagerten. Die Forderung der Capitulation ward laut. Die Iren drohten die Waffen nieder zu

---

[1]) Stratemanns Bericht vom 18. September, aus dem Hauptquartiere Wilhelms III.

[2]) Der eigentliche Vorgang wird sehr verschieden berichtet. Macaulay spricht schweren Tadel aus über den Biographen Jacobs II.; aber nach diesem Biographen machen die Iren einen Ausfall, nach Macaulay stürmt Ginkel den Brückenkopf. Es ist nicht klar, wie man stürmen kann, bevor eine Bresche gelegt ist. — Ich folge dem Berichte bei Sylvius p. 140.

legen, d'Usson hatte für sich selber zu fürchten [1]). Er mußte Chamade schlagen lassen. Das Einzige, was übrig blieb, war das Erlangen möglichst günstiger Bedingungen. So am 3./13. October.

Eine Kargheit darin lag dem Sinne Ginkels, gemäß der geheimen Vollmacht des Königs, sehr fern. Es kam dabei auf beide Theile der Gegner an, die Iren und die Franzosen.

Ginkel verstattete den Franzosen freie Heimkehr, den Irländern, die es verlangen würden, den Eintritt in den französischen Kriegsdienst. Er versprach die ungehinderte Rückkehr für die französische Entsatzflotte, die, wie d'Usson wußte, unterwegs war. In der That erblickte man, am zweiten Tage nach der Capitulation von Limerick, eine Flotte von 16 Kriegsschiffen und 24 Lastschiffen, unter dem Admiral Chateau-Renaud, in der Mündung des Shannon. Gemäß der Capitulation kehrte er um [2]).

Die Bedingungen der Irländer waren anderer Art. Die Besatzung capitulirte nicht bloß für sich, sondern für das Königreich. Der Inbegriff dieser Bedingungen war die Herstellung des Zustandes der Dinge, im Kirchlichen wie im Weltlichen, wie unter Carl II., also entsprechend den Festsetzungen von Galway [3]).

Dieser lediglich irische Theil der Capitulation wurde nicht sogleich veröffentlicht. Er müsse zuvor, hieß es, dem Parlamente vorliegen. Eben dies Geheimnis rief in England Misvergnügen hervor, wie andererseits die Erlaubnis für die Irländer in fremden Dienst zu treten. Die confiscirten Güter der Rebellen, sagte man, würden einen großen Theil der Kriegeskosten decken, die sie verschuldet. Nun scheine man sie ihnen belassen zu wollen. — Die Unparteiischen hielten den Murrenden die Frage entgegen, ob man im Stande gewesen sei, auf andere Weise Limerick zu nehmen, und dadurch den Krieg in Irland mit Einem Schlage zu beenden. Sie wiesen hin auf das Erscheinen der französischen Flotte um zwei Tage später. Auch so noch, meinten sie, bleibe die nicht schleunige, nicht sofortige Hülfeleistung von Frankreich

---

[1]) Schreiben des Generals Sgravemoor vom 24. September/4. October: Ils ont voulu mettre bas les armes, et mesme insulter le général la nuit.

[2]) Hoffmanns Bericht vom 30. October.

[3]) Que la police et la religion seront establies comme du temps du roy Charles II.

für Limerick, durch dessen Erhaltung es einen abermaligen Feldzug in Irland nöthig gemacht haben würde, der größte Fehler, den Frankreich in diesem Kriege bisher begangen [1]).

Es ist von besonderem Interesse, das Urtheil des Königs Jacob über die Capitulation von Limerick zu vernehmen, wie es sich darlegt in den Worten seines Biographen aus seinen Papieren. „Es war ein starker Zuwachs an Kränkung für den König, sagt er, daß sein Volk sich so willig fügte in diese Ausdehnung der Prärogative bei einem Usurpator, welcher sie bei ihrem rechtmäßigen Könige so heftigen Widerstand entgegen gesetzt hatten. Denn, indem der Prinz von Oranien bei dem Anlasse dieser Capitulation in Betreff der freien Ausübung der Religion, des Waffenrechtes, des Entbindens von Eiden, so weit gehende Bewilligungen machte, und zwar dies lediglich vermöge seiner Autorität, machte er in der Ausübung der Dispensationsgewalt viel weitere Schritte als diejenigen, welche dem Könige die Anfeindung zugezogen, und welche wie es schien, ihm nie vergessen oder von ihm genug gebüßt werden konnten" [2]).

So der König Jacob. Anders der König Wilhelm. Sein Urtheil über den Fall von Limerick liegt uns vor in seinem Schreiben an den Kaiser, vom 28. October 1691.

„Die Stadt Limerick, sagt er, durch ihre Lage, ihre Befestigung befähigt zum äußersten Widerstande, ist in unseren Händen. Demgemäß ist die Rebellion im Königreiche Irland beendet."

„Wir sind mit Dank erfüllt für diese Güte des Lenkers aller Dinge. Wir hegen zugleich die Hoffnung, daß über diesen glücklichen Stand unserer Angelegenheiten Ew. kaiserliche Majestät dieselbe Freude haben werden wie wir. Denn wenn auch immer diese Nachricht an sich selber uns hoch willkommen ist, so sind wir darüber doch ganz besonders deshalb froh, weil, nach der Einnahme dieser Stadt, wir im Stande sind gegen die unheilvollen französischen Anschläge, unter denen Europa seit so langen Jahren schwer seufzt, unseren Bundesgenossen um so nachdrücklicher beistehen zu können. Nichts liegt uns mehr am Herzen als dies, und wir werden darin, mit Gottes Hülfe,

[1]) Verschiedene Berichte Hoffmanns vom October 1691.

[2]) The life of James. Vol. II, p. 468.

keine Gelegenheit versäumen. Gott schütze Ew. kaiserliche Majestät und erhalte unsere beiderseitige Freundschaft fest und dauerhaft zum Gemeinwohle der Christenheit" [1]).

In derselben Weise sprach der König mündlich zu dem glückwünschenden Grafen Windischgrätz. Er beklagte sich, daß er, ungeachtet er seine Gesundheit und sein Leben mit Freuden gewagt, dennoch den Marschall Luxemburg nie zum Schlagen habe bringen können. Dann jedoch redete er vom Frieden. Er sprach die Hoffnung aus, daß bei dieser Lage der Dinge, wenn ein Abkommen mit den Türken bald getroffen werde, ein ehrenhafter und nützlicher Friede auch in der Christenheit zu erwarten stehe. Er legte vertrauliche Briefe aus Paris vor, auf die er seine Hoffnung stützte. Darin hieß es, daß seit dem Tode des Ministers Louvois, in dessen Interesse die Fortdauer des Krieges lag, der König im engeren Rathe auf den Frieden gedenke. Man bemühe sich dort nicht mehr viel um den König Jacob: im Gegentheile sei die Geneigtheit zur Anerkennung des Königs Wilhelm III. bemerkbar [2]).

So am 27. October 1691. Es ist, so weit bekannt, das erste Mal, daß dieser Gedanke von Frankreich her Ausdruck gefunden.

Einige Tage später trat Windischgrätz abermals vor den König. Dieser fragte, ob der Gesandte die neuliche Unterredung dem Kaiser berichtet. Als Windischgrätz bejahte, fuhr der König fort: „Es würde mir angenehm sein, je eher desto besser die Gedanken des Kaisers darüber zu kennen". Windischgrätz versetzte, daß dem Kaiser wahrscheinlich lieb sein würde, eine spezielle Erklärung des Königs zu haben. „Ich bin sofort bereit, erwiederte Wilhelm III. Die drei Kronen wird mir Niemand nehmen, der nicht stärker ist als ich. Die Rückgabe meines Fürstenthumes Oranien ist vorgeschrieben durch die früheren Verträge. Die Republik verlangt nichts für sich. Schwerer liegt die Sache für das Reich und für die Krone Spanien. Man muß ihnen auf alle Weise zu helfen trachten." „Ich wiederhole Ihnen, fuhr dann der König fort, daß ich dem neuerdings von Schweden her wieder in Gang gesetzten Gerüchte eines Sonderfriedens zwischen dem Kaiser und Frank-

[1]) Anlage I.
[2]) Bericht des Grafen Windischgrätz vom 20. October.

reich keinen Glauben beimesse. Aber so viel ist wahr, daß, wenn es dem Könige von Frankreich gelingen sollte, nicht etwa den Kaiser, sondern überhaupt eine der vier Hauptmächte von den andern drei zu trennen, alle bisher aufgewandte Mühe und Arbeit anzusehen ist wie verloren. Melden Sie dem Kaiser, daß er in Krieg und Frieden auf mich rechnen kann" [1]).

Wir werden von jeder der vier Hauptmächte, wenn wir anders die Republik und das Parlament von England uns denken können als getrennt von dem Könige Wilhelm, je nach einander und zu ihrer Zeit eine directe Aeußerung über die Möglichkeit einer solchen Trennung zu vernehmen haben. Zuerst damals gleich von der Republik.

Der König trat in die Versammlung der Generalstaaten. Sie brachten ihm ihren Dank dar. Habe er auch den Feind nicht zum Schlagen bringen können: so sei es doch, nächst Gott, dem Könige zuzuschreiben, daß der Rest der spanischen Niederlande als die Vormauer der Republik in diesem Feldzuge nicht verloren gegangen [2]).

In wenigen Tagen wurde dann der Kriegesstand der Republik für den Feldzug von 1692 berathen und festgestellt.

Die Nachrichten über die Ausführung der Capitulation von Limerick riefen den König nach England. Am Nachmittage des 18./28. October stieg er an Bord, um bereit zu sein für die erste günstige Wendung des Windes. Sie erfolgte sofort. Der Wind setzte um nach Südost. Die Schiffe lichteten die Anker.

Bevor wir indessen dem Könige nach England folgen, haben wir uns zurück zu wenden zu dem in jenen Briefen aus Paris berührten Stande der Dinge in Frankreich, und weiter hinaus zu dem damaligen Verhalten Ludwigs XIV. gegenüber dem päpstlichen Stuhle.

Zunächst wird in jenen Briefen der Tod des Kriegsministers Louvois hervorgehoben. Er erfolgte am 16. Juli.

Daß in Betreff der Kriegführung zwischen dem Könige Ludwig XIV. und Louvois eine erhebliche Verschiedenheit der Ansichten obgewaltet haben solle, liegt nicht vor. Vielmehr ist gerade in der letzten

---

[1]) Bericht vom 30. October.

[2]) dat het resteerende van de Spaensche Nederlanden, de voormuyr van desen staet, desen somer niet is verloren gegaen.

[illegible] Gegen-
[illegible]

[illegible] Bom-
[illegible] den
[illegible] nicht
[illegible] diesen Befehl
jedoch [illegible] war er nicht geneigt. Eben so wenig Vauban. Man
füge dadurch ein schweres Leid zu, erwiederten sie, ohne eigenen Nutzen.
Denn der König gewinne dadurch nicht einen Fußbreit Landes. Er
entfremde sich dagegen die Neigung der Belgier, die ihm sich zuzu-
wenden beginne. Sie riethen ab. Louvois und der König dachten anders.
Zwar bestand jener für den Augenblick nicht auf die Ausführung;
aber er gab den Grund des Befehles bestimmter an. „Der König,
sagte er, hat diesen Entschluß des Bombardements gefaßt, weil, so
lange in Belgien die großen Armeen einander gegenüber stehen, er
kein anderes Mittel besitzt, um die Völker zur Ungeduld zu reizen,
als indem er ihnen das möglichste Leid anthut. Nun fürchten aber die
Menschen nichts so sehr wie die Bomben und Feuerkugeln." So am
30. Juni[1]. Der Marschall beharrte dem Könige und Louvois gegen-
über in seiner ablehnenden Haltung. Der Plan ward vertagt.

Dagegen war eine Misstimmung zwischen dem Könige und Louvois
im Jahre 1691 allerdings vorhanden.

Als einen hauptsächlichen Ursprung derselben hebt St. Simon
hervor das Gegenwirken des Louvois wider den Wunsch der Frau von
Maintenon, daß ihre Heirath mit dem Könige öffentlich bekannt gemacht
und sie als Königin erklärt werde. Der König, meldet St. Simon,
habe der Frau sein Wort gegeben, auf das Andringen von Louvois es
dann zurückgenommen[2].

Es ist immerhin möglich, daß derartige Dinge sich zugetragen.
Aber der König Ludwig XIV. hat dann diesen Minister um volle

[1]) Rousset t. IV, p. 477.

[2]) Mémoires t. VIII, p. 93 et suiv. St. Simon selbst stellt dort seine Erzählung von der Impetuosität des Louvois bei diesem Anlasse in Parallele mit der anderen bekannten über das Fenster zu Trianon als den Anlaß des Krieges von 1688. Sie dürfte also gleichen Werth haben, zumal da sie beruht auf den Aussagen horchender Kammerdiener.

vierundzwanzig Jahre überlebt, und diese gesammte Zeit hindurch ist das Verhältnis mit der Maintenon genau dasselbe geblieben, wie bei Lebzeiten des Louvois. Demnach ist schwer anzunehmen, daß Ludwig XIV., wenn er jemals der Maintenon ein solches Versprechen gegeben, nur oder hauptsächlich durch die etwas ungestümen Vorstellungen des Louvois sich von der Erfüllung habe abhalten lassen. Die Frage der Nicht-Erklärung wird nachher wieder an uns herantreten.

Damit wird nicht in Frage gestellt, daß zwischen dem Minister Louvois und der Frau von Maintenon eine gegenseitige Abneigung statt fand.

Allein zur Erklärung der Abneigung Ludwigs XIV. wider Louvois bedarf es nicht der Annahme einer fremden Einwirkung. Sie entstammte aus der Seele Ludwigs XIV. selbst, und zwar zuerst in Anlaß eines bestimmten Vorfalles.

Wir haben früher (Bd. I. S. 173) kurz erwähnt, daß Ludwig XIV. ein eigentliches Treffen niemals geleitet, daß er auch dann, als einmal gegenüber dem Prinzen von Oranien eine, wie es schien, günstige Gelegenheit sich darbot, auf den Rath seiner Generale von seinem Wunsche abstand. Es wird sich ergeben, daß dieser Vorfall in der Seele Ludwigs XIV. für Jahrzehnte lebendig blieb und demnach auch Consequenzen nach sich zog. Darum erfordert zunächst die Thatsache selbst unsere Aufmerksamkeit.

Im April des Jahres 1676 begab sich Ludwig XIV. zu der Armee in Flandern. Die Heere kamen einander nahe bei Valenciennes. Es handelte sich um die Frage eines Treffens.

St. Simon hat in seinen Denkwürdigkeiten diese Lage der Dinge dargestellt [1]). Wir Spätere vermögen nicht zu unterscheiden, wo in dieser Darstellung die Realität aufhört, die Ausmalung beginnt. Wir haben daher uns zu halten an die Worte eines Augenzeugen, des königlichen Historiographen Pellisson.

„Bei Tagesanbruch, sagt Pellisson, sah man die Feinde auf einer Anhöhe zwischen der Contrescarpe von Valenciennes und den benachbarten Gehölzen sich in Schlachtordnung stellen. Sie stiegen sogar einmal hernieder wie um vorzurücken, zogen jedoch dann sich wieder

[1]) Mémoires t. VIII, p. 78 et suiv.

zurück, um den Vortheil der Stellung nicht zu verlieren. Wie man nachher erfahren hat, war dies im Beginne nur die Besatzung von Valenciennes, welche durch ihre Aufstellung den nach und nach anrückenden Truppen ihre Orte anwies. Der König urtheilte darüber sehr richtig, und obwohl sich nur erst acht bis zehn Schwadronen um ihn befanden wünschte er einen Angriff auf jene anmarschirenden, noch nicht geordneten Truppen. Denn er war der Ueberzeugung, daß man sie schlagen würde. Aber der Marschall Schomberg, La Feuillade, kurz sämmtliche Generale um ihn nahmen sich die Freiheit ihm vorzustellen, wie bedenklich es sei die Person Sr. Majestät zu wagen, wo man die Sachlage drüben nicht genauer kenne. Der König erwiederte, daß die Generale mehr Erfahrung besäßen als er, und daß er darum ihnen nachgebe, jedoch ungern" [1]).

Wenn auch immer in dieser Darstellung Pellissons sich eine Ungenauigkeit befände: so spiegelt sie doch diejenige Ansicht wieder, die fortan in der Seele Ludwigs XIV. selber sich festsetzte. Und darauf kommt es an. Er hatte, wie er glaubte, bei Valenciennes die günstige Gelegenheit gehabt den Prinzen von Oranien zu schlagen. Und diese Gelegenheit war ihm entgangen.

Der Bericht von St. Simon, wie er ihn aus dem Munde des mitanwesenden Marschall de Lorge vernommen, stimmt in Betreff des Motives der Generale zum Abrathen mit demjenigen von Pellisson überein. „Die Person des Königs versetzte sie in Verlegenheit," sagte er.

Der bei Valenciennes nicht anwesende Marschall Luxemburg äußerte nachher sein Urtheil, entsprechend demjenigen der Generale bei Valenciennes. „In einer Schlacht fallen Hiebe, sagte er. Immerhin darf man annehmen, daß der König sich nicht im Handgemenge befinden würde. Aber die Kugeln fliegen hierhin, dorthin, und da haben wir vor uns das Beispiel von Turenne. Offen gesprochen, derartige Dinge sind nicht die Sache eines Königs. Eine Schlacht wird auf ebenem Felde geliefert, und Sie wissen, ob der König sich dabei befinden darf" [2]).

So Luxemburg an Louvois. Dann brachte er dem Könige seine Huldigungen dar für den bewiesenen Muth. „Es ist ungleich ruhm-

[1]) Lettres historiques t. III, p. 52 et suiv.

[2]) Rousset: Louvois t. II, p. 226 et suiv.

voller für Ew. Majestät, sagt er, dem Feinde die Schlacht angeboten zu haben, ohne daß er sich getraut sie anzunehmen, als wenn Sie eine angebotene gewonnen hätten." In diesem Sinne redet er weiter. Der Contrast der Aeußerungen Luxemburgs vor Louvois und vor dem Könige, das geflissentliche, sehr hoch gespannte Lob des Muthes bei dem letzteren, stellt erst recht ins klare Licht, daß Luxemburg den eigentlichen und wahren Beweggrund der Generale bei Valenciennes völlig durchschaute, und ihre Ansicht theilte. Sie Alle mochten eingedenk sein der Haltung des Königs in den Laufgräben vor Lille, im Jahre 1667 (Band I, S. 171).

Ludwig XIV. scheint damals selbst der Ansicht gewesen zu sein, daß der Angriff von Seiten des Oraniers hätte kommen müssen. Denn so gibt er sich kund in einem Schreiben an Villeroy. „Die Sache, sagt er, war so gut wie fertig, wenn nur die Feinde gewollt hätten" [1]). Später mag die bessere Erkenntnis überwogen haben, daß, wenn der Sieg wirklich so wahrscheinlich, so unausbleiblich war, wie es auf französischer Seite erschien, es auch ihnen oblag, die Schritte dafür zu thun. Und demgemäß bildete sich bei dem Könige die Vorstellung von der Sache, wie wir sie bei seinem Historiographen Pellisson fixirt gefunden haben.

Es war das einzige Mal im Leben dieses Königs, daß ihm persönlich die Aussicht auf einen Sieg in offener Feldschlacht gewinkt. Die Gelegenheit war verloren. Aber durch wen? — Pellisson sagt, daß sämmtliche General-Offiziere abgerathen. Allein die Seele dieses Abrathens war augenscheinlich Louvois gewesen. Die Erinnerung haftete tief in der Seele des Königs.

Dennoch scheint sie in den ersten Jahren hernach auf sein Verhältnis zu dem Minister äußerlich keine Wirkung geübt zu haben. Nur ein Wort des Königs aus dem Jahre 1681 thut dar, daß sein Urtheil über Louvois in einem delicaten Puncte nicht günstiger lautete als dasjenige des Louvois über ihn. Auf die Nachricht, daß Louvois ihm Straßburg gewonnen, äußerte sich der König lächelnd zu seiner Umgebung: „Es muß bereits völlig sicher dort sein: denn Louvois hat die Nacht in der Stadt zugebracht" [2]). Die Geltung von

[1]) Oeuvres t. IV, p. 83. Vom 19. Mai 1676.

[2]) Rousset t. III, p. 51

Louvois jedoch als Kriegesminister blieb bis in das Jahr 1690 unerschüttert.

Damals zuerst zeigte ein auffallender Schritt, daß das alte Vertrauen nicht mehr bestand. Der König nahm das Commando in Belgien dem Marschalle Humieres, dem Freunde des Louvois, und gab es dem Marschalle Luxemburg, einem Widersacher [1]).

Wir erinnern uns dann, mit welcher ausdauernden Thätigkeit Louvois von langer Hand her die Ueberraschung der Stadt Mons vorbereitet, und wie in Folge des Ganges, welchen die Dinge nahmen, namentlich des Herannahens des Oraniers zum Entsatze, der Verdruß Ludwigs XIV. gegen ihn in sehr bemerkbarer Weise sich kund gab.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß die Gefahr, welcher sich dieser König, im April 1691, im Lager vor Mons ausgesetzt sah, die Erinnerung an jenen Maitag von 1676 vor Valenciennes in der lebhaftesten Weise in ihm wach rief. Man darf dies mit Gewisheit sagen, weil noch lange Jahre nachher, bei der Wiederkehr derselben Jahreszeit, im April 1699, die Erinnerung mit voller Macht auf den König eindrängte, dies Mal so stark, daß er sie nicht verhehlte, daß er sie offen aussprach, und zwar in einer für sein Seelenleben charakteristischen Weise.

„Am Nachmittage des 16. April 1699, berichtet Dangeau, erging sich der König mit dem ganzen Hofstaate in den Gärten von Versailles. Die Rede kam auf den Tag bei Valenciennes. Der König sagte uns ganz leise: dies sei derjenige Tag seines Lebens, wo er die größten Fehler begangen. Er könne daran nicht gedenken ohne den tiefsten Schmerz. Er träume oft des Nachts davon, und erwache dann immer im vollen Zorne. Denn damals habe er die sichere Gelegenheit versäumt den Feind zu schlagen. Er warf die hauptsächliche Schuld auf einen Mann, den er uns nannte. Er fügte sogar hinzu, daß dieser Mann unausstehlich war, bei dieser Gelegenheit wie überhaupt jederzeit" [2]).

So Ludwig XIV. um acht volle Jahre nach dem Tode von Louvois. Die Aeußerung verdient schon hier berichtet zu werden, weil sie klarer als irgend eine andere Thatsache — denn Gerüchte fallen für

[1]) So Pietro Venier bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 510.
[2]) Dangeau t. IV, p. 346.

uns nicht ins Gewicht — uns darlegt, welche Stimmung den König in den letzten Tagen des Ministers wider diesen beseelt haben muß.

Im Anfange Juli, also wenige Tage nach jener Correspondenz über ein Bombardement von Brüssel, stieg diese Gereiztheit auf einen besonders hohen Grad durch die Nachrichten aus Savoyen. Wir erinnern uns, daß Bulonde die Stadt Cuneo belagerte, daß er auf das Herannahen des Prinzen Eugen von Savoyen die Belagerung eiligst aufhob, am 28. Juni. Ludwig XIV. ließ Louvois kommen. Er maß ihm die Schuld bei. Louvois erwiederte: der König habe ihn mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft: dafür diene er mit allem Eifer und gönne niemals sich Ruhe. Wenn aber der König seinen Dienst nicht genügend befinde, so bitte er einem Anderen denselben aufzutragen und ihm zu gestatten sich zurück zu ziehen. Der König ward sehr aufgebracht. Die Frau von Maintenon ließ dann den Minister dreimal nach einander zu sich rufen, und mahnte ihn seinen Dienst fortzuführen. Im anderen Falle wisse sie sicher, daß er in die Bastille gesetzt würde [1]).

Der Hof befand sich in Versailles. Am Nachmittage des 16. Juli machte Louvois sich auf nach der Wohnung der Frau von Maintenon, um dort, wie es hieß, mit dem Könige zu arbeiten. Er begegnete der Herzogin von Orleans. Diese fand ihn wohl aussehend, und bemerkte es ihm. Er bot ihr seine Begleitung an. Sie erwiederte, daß der König seiner harre [2]). Ludwig XIV. bemerkte sehr bald bei dem Minister ein aufsteigendes Unwohlsein. Er entließ ihn. Louvois gelangte zu Fuß in seine Wohnung. Der Sohn Barbesieux ward herbeigerufen. Er fand den Vater bereits im Todeskampfe. Nach wenigen Minuten starb Louvois, im Alter von 51 Jahren [3]). Es wurde viel von Gift

---

[1]) So Pietro Venier im Jahre 1695, p. 511. — Die Geschichten, die St. Simon erzählt, sind kritisirt bei Rousset t. IV, p. 477 et suiv. Aber Rousset selber kennt nicht den Bericht Veniers.

[2]) Schreiben der Herzogin vom 22. Juli. Abgedruckt bei Ranke: Französische Geschichte Bd. VI, S. 87. Sie sagt: „Hätte ich ihn gehen lassen, wäre er in meinen Zimmern gestorben".

[3]) Pietro Venier sagt: Si vuole universalmente che accorato da estremo cordoglio cedesse alla violenza del morire, che dall' improviso lo sorprese pochi giorni dopo prevenendo forse il tributo alla natura l' infermità della sorte, che gli soprastava con la sua caduta.

geredet. Der Verdacht fand bei den Kundigen keine Bestätigung [1]). Bei seiner Constitution erschien die Gemüthsbewegung der letzten Tage ausreichend zur Erklärung.

Am Abende dieses Tages erging sich Ludwig XIV. im Garten des Schlosses von Versailles. Es ward bemerkt, daß er nicht, wie gewöhnlich, abbog hierhin, dahin, zu den Springbrunnen, sondern an dem Geländer vor der Orangerie immer denselben Weg auf und ab wandelte, von wo aus er rückkehrend die Fenster der Wohnung von Louvois im Auge hatte, unverwandten Blickes dorthin schauend. Der Name ward nicht genannt, kein Wort über den Tod gesprochen. So bis zur Ankunft eines Offiziers, der im Namen des königlichen Paares von St. Germain die Condolenz ausrichtete. „Melden Sie, erwiederte mit erhobener Stimme Ludwig XIV., dem Könige und der Königin von England meinen Dank, und sagen Sie weiter, daß es um meine Angelegenheiten und die ihrigen darum nicht schlechter stehen werde." Ueberrascht und verwundert schauten die Hörer drein [2]).

In Louvois fiel eine Persönlichkeit hinweg, die, wie keine andere unter Ludwig XIV., gewaltig eingegriffen hatte in die Schicksale der Völker. Denn die Thatsachen haben uns gezeigt, daß im Sommer 1688 namentlich er, mit der Beihülfe von Chamlay, den König vorwärts getrieben auf der unheilvollen Bahn. Müssen wir im vollen Maße die Spannkraft des Geistes, die weitschauende Umsicht, die rastlose Thätigkeit dieses Mannes anerkennen: so knüpft sich an diese unsere Anerkennung sofort die Erfahrung, daß das Ziel aller dieser Thätigkeit so oft das Unrecht war, und daß, wie der Zweck an sich verwerflich, eben dasselbe gilt von vielen seiner Mittel. Das leuchtende Wort des heiligen Augustin: Sine justitia quid sunt civitates nisi magna societas latronum? — wird nicht überstrahlt durch den vermeintlichen Ruhm. Eine jede Nation hat in ihrer Geschichte Persönlichkeiten solcher Art, die, wie sie unendlichen Jammer über ihre Mitwelt bringen, bei der Nachwelt keinen Anspruch haben auf Lob und Ehre. Am wenigsten hat der patriotische Franzose einen Grund zum Preise eines solchen Mannes. Denn ob auch immer die Thätigkeit des Louvois

---

[1]) Man vgl. Rousset t. IV, p. 499 et suiv.

[2]) St. Simon t. VIII, p. 97. Hier ist er Augen- und Ohrenzeuge.

anderen Völkern sehr wehe gethan, am schwersten litt unter seiner eisernen Faust die französische Nation selbst. Nicht weniger als Ludwig XIV. trug Louvois bei, jegliches selbständig freiheitliche Leben, jegliches corporative Recht in Frankreich zu unterdrücken. So nach innen. Nach außen hin war unabwendbar eine Folge seines Thuns die Steigerung des Hasses aller anderen Nationen gegen die französische.

Ein besonderes Mittel der Politik dieser letzten Jahrhunderte hat Louvois zwar nicht erfunden, aber doch weiter ausgebildet, dasjenige der Lüge durch das Zeitungswesen. Er betrieb dieselbe in der für jene Zeiten angemessenen Weise. Tägliche Blätter gab es noch nicht, sondern eine geringe Zahl, die etwa wöchentlich zwei- auch dreimal erschienen, namentlich in der Republik Holland. Der Regel nach brachten sie geschehene Thatsachen zur Kunde. Louvois wußte in solche Blätter Angaben, Gerüchte, Behauptungen einzubringen, die seinen politischen Zwecken dienten. Der hauptsächliche derselben war die Erregung von Mistrauen zwischen den Mitgliedern der großen Allianz. Louvois selber verfaßte oder revidirte die in dieser Absicht 'geschriebenen Artikel. Da man im Kriege begriffen war: so dürfte dieses Verfahren wie eine Kriegeslist angesehen werden. Louvois indessen wendete es auch an, um seinem Könige Nachrichten in einer bestimmten Form für seine Zwecke zuzuspielen [1]).

Ein Verfahren solcher Art reicht allerdings weitaus nicht hinan zu der Virtuosität, zu welcher dies unwürdige Mittel der öffentlichen Lüge von späteren europäischen Staatsmännern, deren Politik derjenigen des Louvois moralisch verwandt, ausgebildet worden ist. Für die damalige Zeit indessen darf angenommen werden, daß Louvois und die Fortsetzer seines Systemes viel erreicht haben. Denn nur dadurch läßt es sich, wenigstens als mitwirkend, erklären, daß wir im Laufe des Krieges so oft bei dem einen der Verbündeten Gerüchte zum Nachtheile des anderen auftauchen sehen.

Es ist ein bemerkenswerther Zug, daß dieser selbe Mann, dessen Wirken unendlichen Jammer über Millionen brachte, persönlich eine Neigung zur Wohlthätigkeit besaß. Er gab jährlich 10.000 Thaler zur Vertheilung unter Arme. Der Erfolg entsprach nicht der Absicht.

---

[1]) Einzelnheiten bei Rousset: Louvois t. IV, p. 375.

Die Menschenkenntnis, welche Louvois so oft da bewies, wo er auf unedle Neigungen rechnete, verließ ihn da, wo er auf die besseren Eigenschaften vertrauete. Der Geistliche, den er sich als den Ausspender der Wohlthaten ersehen, war in seinen Augen wie von einem Heiligenscheine umflossen: in Wirklichkeit war er ein Heuchler und Gauner, dessen maßlos ärgerliches Leben wenige Monate nach dem Tode von Louvois zur öffentlichen Kunde kam [1]).

Wir haben die Worte vernommen, mit welchen Ludwig XIV. am Abende des Todestages von Louvois die fernere Haltung seiner Politik ankündigte. Demgemäß haben wir seine Schritte zu beobachten.

Er ernannte Beauvilliers und Pomponne zu Ministern, zwei Persönlichkeiten, die als maßvoll und gerecht galten. Pomponne hatte als Gesandter an vielen Höfen eine reiche Erfahrung gesammelt, war dann selber Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, aber beseitigt durch den Einfluß von Colbert, welcher seinem Bruder Croissy allein diese Stellung zuwenden wollte. Die Ernennung jener beiden Männer enthielt, nach der Meinung Vieler, die Absicht des Königs, vor der Welt indirect die Anklage zu erheben, daß die bisherigen Gewaltsamkeiten von Louvois her ihren Ursprung genommen, daß fortan Mäßigung und Billigkeit an die Stelle treten sollten [2]). Die Thatsachen werden zeigen, wie es darum stand.

Die Stelle des Louvois als Kriegsminister erhielt sein Sohn Barbesieux, dem der König längst zuvor die Anwartschaft verliehen, und der bisher schon unter dem Vater gearbeitet. Aber der König gab ihm einen Beirath. Barbesieux zog ein in die Gemächer des Vaters: in die seinigen zog Chamlay [3]). Der Name ist inhaltsschwer. Wir kennen den Bericht dieses Chamlay über den Papst Innocenz XI., im Sommer 1688, so wie die Wirkungen dieses Berichtes auf Ludwig XIV., auf Louvois, auf Croissy, für den Entschluß zur Gewalt. Wir kennen denselben Chamlay als die eigentliche Brandfackel der Pfalz.

---

[1]) Schreiben der Herzogin von Orleans an die Prinzessin Sophie, vom 27. December 1691.

[2]) Pietro Venier p. 513.

[3]) Schreiben aus Paris vom 27. Juli, zum Berichte des Grafen Windischgrätz vom 3. August.

Den Zeitgenossen, welchen diese Einzelnheiten nicht vorlagen, mochte die Ernennung jener anderen maßvoll gesinnten Männer erscheinen wie ein Einlenken des Königs. Für uns Spätere birgt der Name des Chamlay nicht eine Milderung des Systems von Louvois in sich. Denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß nicht der jugendliche Barbesieux der eigentliche Berather des Königs war, sondern Chamlay. Die Art und Weise der Kriegführung blieb dieselbe wie zuvor, hart und grausam [1]).

Daß dagegen die auf die Ernennung jener maßvollen Männer gebauten Gerüchte, wie sie noch im October 1691 dem Könige Wilhelm III. gemeldet wurden, für eine Zeitlang sich erhielten, ist sehr glaublich. Denn dazu kam ja der wachsende innere Nothstand. Immerhin feierte man Erfolge: den Gewinn von Mons, von Nizza, die anderen Vortheile von Catinat in Savoyen, von Noailles in Catalonien.

Aber der König bedurfte Geld. Jegliches Mittel, das in Anwendung gebracht wurde, um dasselbe herbeizuschaffen, fiel, im vermeintlichen Interesse der Krone, mit gewichtiger Schwere zurück nicht bloß auf den Geldbeutel, sondern auch auf das Recht und die Freiheit des Volkes. Im Mai wurden sechzig neue Secretariats-Aemter der Finanzen geschaffen und, wie üblich, verkauft. Der Preis jeder Stelle betrug 50,000 Livres. Man fand andere Aemter aus für Tauf- und Trauscheine. Auch sie wurden bezahlt. Man erhöhte den Preis des Salzes. Bis dahin hatte der König an seinen Bauten arbeiten lassen. Im Sommer 1691 stellte er sie ein. Bereits wuchs die wirkliche Noth empor. Der Preis des Brotkornes war im raschen Steigen. Die Ernte des Jahres 1691 war nicht schlecht zu nennen; aber die schweren Lasten zwangen die Bauern zum sofortigen Verkaufe. Das Gewerbe der Kornwucherer blühte empor. Namentlich in Perigord, Limousin und Languedoc lebten bereits viele Menschen nur noch von Wurzeln und Kräutern [2]).

Die Last, die auf dem französischen Volke lag, wurde durch besondere Umstände erschwert. Die ehemaligen Hugenotten waren zum großen Theile schon vor dem Ausbruche des Krieges finanziell schwer

[1]) Einzelnheiten bei Rousset t. IV, p. 508, vom 21. Juli.
[2]) Sylvius t. III, b. 31, p. 88, 103, 131.

geschädigt. Aber die königlichen Einnahmen durften darunter nicht leiden. Demnach fiel auf die Anderen eine Mehrbelastung. Daneben erwuchs noch eine neue. Wie die Feinde von außen ihre Hoffnungen setzten auf eine Erhebung der sogenannten Neubekehrten: so hegte der König von daher Besorgnisse. Er mußte sich der Gegenden versichern. Die regelmäßigen Truppen standen im Felde gegen den äußeren Feind. Daher wurde die Landmiliz aufgeboten, diejenige der einen Provinz in die andere gesendet. So ward ein Ausbruch verhütet. Aber der Vortheil, den der König davon zog, daß seine Armeen einen nicht geringen Theil ihres Unterhaltes nahmen aus feindlichem Gebiete, ward aufgewogen durch den Nachtheil, daß mehr als eine seiner eigenen Provinzen in Schach gehalten werden mußte durch die Landmiliz der anderen, zumal da die Disciplin derselben nicht derjenigen regelrechter Truppen entsprach [1]).

Allein, wenn demgemäß auch Viele in Frankreich den Frieden ersehnten, so war darum doch noch der König nicht geneigt auf solche Wünsche einzugehen. Er hatte allerdings jene Männer ernannt; aber er hatte auch Chamlay näher herangezogen, und zog ihn ferner so heran, daß der Venetianer Pietro Venier vier Jahre später als die nächsten Personen im Vertrauen des Königs aufzählt zuerst Chamlay, dann den Minister Pontchartrain, dessen Spontaneität dennoch gering gewesen zu sein scheint, und als die dritte Persönlichkeit die Frau von Maintenon [2]).

Dies führt uns auf die besondere und eigenthümliche Stellung dieser Persönlichkeit.

Die Frau von Maintenon war heimlich mit dem Könige verheirathet. Das Verhältnis, weil nicht öffentlich declarirt, war darum für andere Menschen durchaus unklar. Der König weilte täglich viele Stunden in den Zimmern der Frau von Maintenon. Dorthin beschied er die Minister zum Vortrage und zur Arbeit in der Gegenwart dieser Frau. Eben dort hatten die Mitglieder des königlichen Hauses ihn aufzusuchen. Die Frau von Maintenon genoß daher in mancher Beziehung thatsächlich königlicher Ehren, und beanspruchte sie. Die selbst-

[1]) Sylvius a. a. O. p. 103.
[2]) Francia t. III, p. 520.

bewußte Herzogin von Orleans würde gegen die Huldigung, die sie darzubringen genöthigt wurde, vor der anerkannten Frau des Königs kein Bedenken getragen haben: einer Frau von Maintenon gegenüber war ihr Widerstreben sichtlich genug. Und es ist mit voller Sicherheit anzunehmen, daß das Widerstreben, welches vielleicht nur bei dieser einen Persönlichkeit sichtbar wurde, innerlich auch bei vielen Anderen sich regte. In so fern darf man sagen, daß der persönliche Wunsch der Frau von Maintenon den Forderungen des Sittengesetzes durchaus entsprach, daß die Nicht-Erfüllung dieses Wunsches die öffentliche Moral in Frankreich tief schädigte.

Nach der Behauptung von St. Simon ist die Erfüllung dieses Wunsches der Frau von Maintenon zweimal vereitelt, zuerst durch Louvois, hernach durch die Bischöfe Bossuet und Fenelon [1]).

Die Wahrheit dieser Angaben müssen wir Spätere dahin gestellt sein lassen. Immerhin mochte es das höchste Aufsehen erregt haben, wenn ein solcher Ehebund eines mächtigen Königs mit der Witwe des Dichters Scarron declarirt wäre. Aber es hätte darin nicht ein moralisches Unrecht gelegen. In der Verheimlichung dagegen eines gültigen Ehebundes, wo diese Verheimlichung nachtheilige Folgen nach sich zog für die Ehre der beiden Personen selbst, und zugleich verwirrend wirkte auf das moralische Urtheil vieler Tausende, lag ein öffentliches Aergernis der stärksten Art. Und darum würde jener Bericht, daß ein solcher Rath ausgegangen sei von zwei Bischöfen, als glaubwürdig angesehen werden können nur auf Grund zwingender Beweise.

Vielmehr ist, gegenüber der Thatsache, daß Ludwig XIV. sein Verhältnis zu der Frau von Maintenon in dieser sonderbaren Form die letzten dreißig Jahre seines Lebens unverändert erhalten, die Annahme gerechtfertigt, daß er aus sich selber niemals die ernstliche Absicht gehabt, es vor den Augen der Welt für legitim zu erklären. Der letzte Grund dieses Verhaltens, wenn auch niemals ausgesprochen, kann nur der eine gewesen sein, daß er die Maintenon nicht der Fessel der Abhängigkeit entlassen wollte.

Eben darum aber mußte das Verhältnis innerlich ein tief unwahres sein. Der Mann gewährte der Frau, bei allem äußeren

[1]) Mémoires t. VIII, p. 147 et suiv.

Scheine, vor der Welt nicht das, was sie forderte als das Recht der Persönlichkeit und als die Bedingung einer wahren Ehe, ihre Ehre als Frau. Er beließ sie vor der Welt in der Stellung einer Maitresse. Und darum handelte die Frau von Maintenon als Maitresse. Ihr Bestreben war in erster Linie dahin gerichtet, ihre Stellung sich zu erhalten [1]), in zweiter, für den Fall des Bruches einen gesicherten Rückzug zu haben.

In diesem Bestreben bethätigte die Frau von Maintenon noch lange Jahre, fast ein Menschenalter hindurch, das volle Maß der Klugheit, der List, durch welche es ihr gelungen war, ihre Vorgängerin und Wohlthäterin, die Frau von Montespan, zu verdrängen und sich an die Stelle derselben zu bringen.

Die kundigen Beobachter nennen unter den Mitteln der Frau von Maintenon ein ausgebreitetes Netz des Spionirens. Das wichtigste jedoch, weil dasjenige der directen Einwirkung auf Ludwig XIV., war die sogenannte Devotion, oder wie die Maintenon es bezeichnet, die Sorge für sein Seelenheil. Welche Meinung immer man von der intellectuellen Befähigung Ludwigs XIV. fassen mag: die kundigen Zeitgenossen stimmen darin überein, daß, in Folge des mangelhaften Unterrichtes seiner Jugend, seine Kenntnis kirchlicher Dinge über ein sehr bescheidenes Maß sich nicht hinaus gehoben habe. Nach dem Urtheile der Herzogin von Orleans war dies Gebiet das einzige, auf welchem Jacob II. an Verständnis ihm überlegen war, um so mehr also die Frau von Maintenon. Das erste und wichtigste Ingrediens der Devotion unter dieser Leitung scheint bestanden zu haben in der Furcht vor der Hölle.

Man dürfte nicht sagen, daß an eine Gefahr der Verdrängung für die Maintenon damals kaum noch zu denken gewesen sei. Diese Gefahr tauchte noch im Jahre 1696, in Anlaß der Anwesenheit einer schönen Frau von Bossiere, ganz augenscheinlich empor [2]). Drei Jahre später jedoch faßt der Venetianer Erizzo sein Urtheil in die Worte: „Die Frau von Maintenon behauptet ihre Stellung mit solchem Credite, daß man für sicher annehmen darf: dieselbe werde sich für ihr übriges

[1]) Pietro Venier p. 520: Sopra tutto per conservarsi il posto.

[2]) Dies wie überhaupt das Ganze wesentlich nach dem Inhalte der Briefe der Herzogin von Orleans. Man vgl. namentlich den vom 9. December 1696, bei Ranke S. 141.

ganzes Leben nicht mehr ändern". Der König zählte damals seines Alters sechzig Jahre, die Frau von Maintenon drei oder fünf Jahre mehr [1]).

Den etwaigen Rückzug dagegen deckte sich Frau von Maintenon durch eine andere Bethätigung der Devotion: die Stiftung von St. Cyr für die Töchter armer Edelleute. Die prangende Wohlthätigkeit für diese Anstalt verhüllte, daß die Stifterin wider alle etwa aufsteigenden Stürme sich in derselben eine feste und sichere Burg des Rückzuges gründete. Ludwig XIV. blieb für seine Lebenszeit fern davon sie dahin zu nöthigen. Er konnte des Umganges mit der Frau von Maintenon nicht entbehren.

Demnach trat in Wirklichkeit das Umgekehrte dessen ein, was Ludwig XIV. mit der Nicht-Declaration der Heirath beabsichtigte. Er wollte die Maintenon in einem Verhältnisse der Abhängigkeit erhalten. Sie dagegen trachtete, ihm unvermerkt, Herrin zu werden über seinen Willen und erreichte ihr Ziel. Und damit bewährte sich an ihm die alte Erfahrung, daß ein Fürst eben so wenig wie ein anderer Mann, oder vielleicht noch weniger, es vermag, ungestraft das sechste Gebot zu verkehren. Er hatte die Frauen stets als Werkzeuge behandelt. Er selber wurde nun zum Werkzeuge der besonderen Art von Größe der Frau von Maintenon, ohne sich klar zu werden über dies Verhältnis, welches außer ihm alle Welt erkannte. Ihm selber mag die Erkenntnis erst sehr spät aufgegangen sein, auf seinem Sterbelager, als die Frau von Maintenon mehrere Tage vor seinem Tode, ihn seinem Schicksale überlassend, sich nach St. Cyr begab.

Die Meinung, daß diese Frau von Maintenon mildernd und sänftigend auf den Charakter des Königs eingewirkt habe, würde erst an Thatsachen zu erweisen sein. Der Fortgang der Ereignisse wird, namentlich im Jahre 1692, uns zeigen, daß der Name dieser Frau genannt wird in einer Angelegenheit, bei welcher weder Gefühle der Milde, noch der Gerechtigkeit, noch der Ehre eine Bedeutung haben.

Es scheint, als habe die Frau von Maintenon dahin getrachtet, durch auffallende Verbindungen anderer Art die ihrige mit dem Könige

---

[1]) Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 591.

weniger auffallend zu machen. Denn, wenn die Ansicht der Herzogin von Orleans richtig, so entsprang aus dem Kopfe der Maintenon der Plan, illegitime Kinder des Königs zu verheirathen mit rechtmäßigen Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses. Einige dem Throne ferner stehende Prinzen, Condé und Conti, hatten sich schon früher in Zumuthungen dieser Art gefügt: damals, im Winter 1691, jedoch erhob sich der Plan, den Herzog von Chartres, den Sohn des Herzogs von Orleans und einzigen Neffen Ludwigs XIV., zu verheirathen mit Mademoiselle de Blois, einer Tochter des Königs und der Frau von Montespan. Die Angelegenheit ward eingefädelt durch die Frau von Maintenon mit dem Abbé du Bois, dem Erzieher des Prinzen [1]). Der König machte dann seinem Bruder, dem Herzoge Philipp von Orleans, den Vorschlag. Dieser erwiederte: der König sei Herr, und er gehorche. Er brachte die Sache an die Herzogin. In Elisabeth Charlotte wallte bei dieser Zumuthung der Stolz des deutschen Fürstenblutes empor. Aber das Ausweichen unter den Umständen war schwer. Sie erwiederte: die Ehe des Marquis und der Marquise von Montespan sei nicht aufgehoben. Nach den Gesetzen des Königreiches müsse daher Mademoiselle de Blois gelten als die Tochter des Marquis von Montespan. Der Einwand erschien bündig. Ludwig XIV. berieth mit seinen Ministern. Sie kamen zu dem Beschlusse: der König erkläre Mademoiselle de Blois für seine Tochter, ohne der Mutter Erwähnung zu thun. Dies Hinderuis war also beseitigt. Elisabeth Charlotte hatte nur noch die eine Hoffnung auf die Weigerung ihres Sohnes. Er versprach fest zu bleiben. Dann jedoch holte der Dauphin ihn ab zum Könige. Vor Ludwig XIV. hielt der junge Philipp von Chartres nicht Stand. Er willigte ein. Der Zorn der gekränkten Mutter fiel schwer auf ihn.

Der Plan dieser Heirath erregte großes Aufsehen durch ganz Europa. Heinsius und Dykvelt im Haag traten zu dem Grafen Windischgrätz. Die Sache, sagten sie, gereiche zum Aergerniſse für Pro-

[1]) Pietro Venier bei Barozzi e Berchet: Francia t. III, p. 538. — Ich folge weiter den Berichten bei Sylvius t. IV, b. 33. p. 15. — Die Erzählung bei St. Simon t. I, p. 13 et suiv. ist allzu romanhaft. Wenn es denkbar wäre, daß zwischen den vier Personen eine solche Scene stattgefunden, so ist es nicht denkbar, daß eine von ihnen sie weiter erzählt hätte.

teſtanten wie für Katholiken. Sie ſchlugen vor, daß der Kaiſer die Sache aus dieſem Geſichtspuncte in Rom vorſtellen, und um des Aergerniſſes willen für die Chriſtenheit den Papſt erſuchen möge, die erforderliche Diſpenſation zu erſchweren. Der Graf Windiſchgrätz ſtimmte zu, jedoch mit dem Bemerken: er fürchte, daß dies bereits zu ſpät ſei [1]). In der That war die Sache mit möglichſter Schleunigkeit ins Werk geſetzt. Die Mitgift war ſehr reich.

Nach der Meinung der Herzogin von Orleans hatten die Frau von Maintenon und Ludwig XIV. dann noch ſogar den weiteren Plan, den Herzog von Maine, einen Sohn des Königs und der Frau von Monteſpan, zu verheirathen mit der Prinzeſſin von Orleans. Dagegen jedoch erhob ſich bei den Franzoſen ſelbſt eine wohl bemerkbare Misſtimmung. Da durch die Heirath, hieß es, der Rang des Mannes auch der Frau zu Theil werde, ſei diejenige des Herzogs von Chartres als eines Prinzen vom königlichen Hauſe mit Mademoiſelle de Blois, wenn auch eine harte Sache, dennoch zu ertragen. Ein Anderes ſei es mit dem neuen Plane, eine Prinzeſſin vom königlichen Hauſe an den Herzog von Maine zu geben [2]). — Wenn die Frau von Maintenon und Ludwig XIV. wirklich die Abſicht gehabt haben: ſo ſind ſie vor dieſer Misſtimmung zurückgewichen. Die Prinzeſſin wurde ſpäter die Gemahlin des Herzogs von Lothringen.

Das Zurückweichen Ludwigs XIV. auf dem einen moraliſchen Gebiete führt uns zu dem anderen größeren, auf welchem die Unvermeidlichkeit des Rückzuges immer ſtärker herantrat.

Die ſchwerſte Laſt für Frankreich war diejenige der Entbehrung des kirchlichen Friedens, nicht bloß wegen der gewaltſam convertirten Hugenotten, ſondern auch wegen der Verſtörung der Gewiſſen bei den Katholiken. Die Zahl der von Rom aus nicht beſtätigten Biſchöfe war im Steigen.

Wir haben vernommen, daß Ludwig XIV. dem Papſte Alexander VIII. gegenüber die wider Innocenz XI. gemachten Uebergriffe nach und nach zurückzog, jedoch nur in weltlichen Dingen, daß Alexander VIII. damit ſich nicht begnügte, vielmehr die volle Herſtellung

[1]) Bericht des Grafen Windiſchgrätz vom 25. Januar 1692.

[2]) Schreiben der Herzogin von Orleans an die Prinzeſſin Sophie, vom 5. März 1692.

forderte, ganz besonders die Zurücknahme der gallicanischen Artikel von 1682. Ludwig XIV. ging nicht darauf ein. Alexander VIII. seinerseits beharrte. Die verschiedenen Vorschläge eines Ausgleiches brachten kein Ergebnis. Am 4. August 1690 sprach der Papst Alexander VIII. in einer Bulle in feierlicher Form seine Verwerfung aus über die Beschlüsse der französischen Geistlichkeit von 1682, und erklärte sie für nichtig. Auch dann noch hielt er formell zurück. Daß die Bulle existirte, daß dadurch der Standpunct des römischen Stuhles scharf und genau dargelegt war, wußte der König durch den Cardinal d'Estrees, so wie demgemäß auch, daß ihm nur noch die Alternative blieb des Bruches oder der Unterwerfung. Auf die letztere hoffend, zögerte Alexander VIII. mit der Verkündigung der Bulle. Ludwig XIV. dagegen fuhr fort, Vorschläge zu machen, die keine Aussicht hatten auf Erfolg [1]).

Die Lebenskraft des alten Papstes ging sichtlich zu Ende. Am 29. Januar 1691 erklärten die Aerzte dem Beichtvater des Papstes, dem Cardinal Colloredo, daß die Zeit gekommen sei, die etwa noch übrigen irdischen Dinge zu bestellen. Colloredo that es dem Papste kund. Er fand ihn vorbereitet. Am selben Tage, an welchem fern im Norden der König Wilhelm III. von England für sein Lebensziel der Befreiung von Europa sein Leben wagte im Eisgange der Maas, berief Alexander VIII. die zwölf Cardinäle, die als Congregation zur Schlichtung der Differenz mit Frankreich niedergesetzt waren, um sein Sterbelager. Er ließ die Bulle vom 4. August 1690 verlesen. Dann richtete er sich empor. Er erklärte daß die Bulle die Ueberzeugung ausspreche, die er vom Beginne an gehegt, daß er die Verkündigung unterlassen aus Rücksicht auf den König von Frankreich, daß er hoffe, sein Nachfolger werde nun die Sache leichter hinausführen. — Nachdem er ein wenig gerastet, beklagte er den Zustand von Europa, die Macht der Türken, die begünstigt werde durch den Zwist der christlichen Fürsten. Er betheuerte, daß er so oft zum Frieden gemahnt, daß seine Mahnung kein Gehör gefunden, weder hier noch dort. — Am selben Tage noch dictirte er einen Brief an Ludwig XIV. Er sagte darin, daß er, nahe daran abberufen zu werden, um vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft

[1]) Die Bulle findet sich vollständig bei Sylvius t. III, b. 31, p. 41. — Man vgl. Gérin p. 475.

abzulegen, im Bewußtsein seiner Pflicht alle wider die Autorität des päpstlichen Stuhles errichteten Artikel für nichtig erkläre. Er bat den König diese letzte Handlung seines Papates wohl aufzunehmen [1]).

Am Morgen des 1. Februar 1691 starb Alexander VIII., einundachtzig Jahre alt. Der Kämmerer Cardinal Altieri trat in das Sterbegemach, und rief, dem Herkommen gemäß, dreimal mit lauter Stimme den Familiennamen des Verstorbenen: Pietro Ottoboni. Als keine Antwort erfolgte, nahm er aus der Hand des päpstlichen Kammerdieners den Fischerring entgegen. Der päpstliche Stuhl war erledigt [2]).

Es war gemäß jener Erklärung die Absicht des sterbenden Papstes, daß nunmehr die Bulle vom 4. August 1690 öffentlich verkündigt werde. Der Cardinal Janson-Fourbin, im Dienste Ludwigs XIV., suchte es zu hindern. Seine Vorstellungen, untermischt mit Drohungen, blieben, wenn dem Berichte des Cardinals d'Estrees an den König Glauben beizumessen wäre, nicht ohne Erfolg [3]). Der Bericht indessen dürfte den Thatsachen nur zum Theile entsprechen. Es ist möglich, daß die Publication hier oder dort, in dieser oder jener sonst üblichen Form unterblieb: im allgemeinen erfolgte sie, auch in Rom selbst. Es fanden sich dort öffentliche Anschläge genug, in denen der Botschafter Chaulnes sie lesen konnte [4]).

Der Abbé Polignac überreichte das letzte Schreiben Alexanders VIII. an Ludwig XIV. Er fügte seine Erläuterungen hinzu. Ludwig XIV. soll nach dieser Unterredung sich geäußert haben: „Ich habe mich so eben mit einem Manne unterhalten, und zwar einem jungen Manne, der mir beständig widersprochen, ohne daß ich nur ein einziges Mal es hätte übel nehmen können" [5]).

Man darf solche Worte auf sich beruhen lassen. Das letzte Schreiben des Papstes übte in Versailles eben so geringe Wirkung, wie sein Tod. Man hatte von ihm nichts Günstiges mehr erwartet. Aber die Bulle vom 4. August 1690 war nun da. Das Parlament von Paris fragte diensteifrig an, welche Schritte der König gegen

---

[1]) Gérin p. 461.
[2]) Sylvius p. 43.
[3]) Gérin p. 475.
[4]) Sylvius t. III, b. 31, p. 46.
[5]) Gérin p. 462.

dieſelbe befehle. Ludwig XIV. dankte für den Eifer. Er meinte, es bedürfe deſſen nicht, da ja die Bulle nicht publicirt ſei. Erſt dann, als dieſe Meinung ſich als irrig erwies, erhielt das Parlament den Befehl zu proteſtiren. Und es proteſtirte [1]).

Demnach ſtanden die Dinge abermals wie zur Zeit von Innocenz XI. Es lag vor Augen, daß Ludwig XIV. ſeine Hoffnung ſetzte auf den etwaigen neuen Papſt. Der franzöſiſche Cardinal Le Camus erhielt den Befehl zur ſofortigen Abreiſe nach Rom, um dort mit den anderen, d'Eſtrees, Bouillon, Bonſi, Fourbin thätig zu ſein. Nur dem Cardinale Fürſtenberg ward geſtattet, in St. Germain zu bleiben. Es iſt allerdings kaum anzunehmen, daß das nochmalige Auftreten dieſer Perſönlichkeit vor der Welt zu Gunſten Ludwigs XIV. hätte wirken können.

Es handelte ſich um die Neuwahl. Bereits vom 11. Februar 1691 an begann das Conclave. Von dem Collegium der Cardinäle, welches damals vollzählig ernannt war, nämlich 70, fanden ſich zu Anfang 37 anweſend. In den nächſten Tagen ſtieg die Zahl. Der Fürſt Liechtenſtein als kaiſerlicher Botſchafter ſprach dem Conclave die Anſicht Leopolds aus: „Der Kaiſer, ſagte er, iſt der Schirmvogt der heiligen Kirche. Dieſer ruhmvolle Titel prangt an der kaiſerlichen Krone: es iſt das Amt des Kaiſers die Kirche zu ſchützen, der Perſon, der Würde, der Autorität des Papſtes und des heiligen Stuhles beizuſtehen, das Recht desſelben ungekränkt zu bewahren. Demgemäß iſt zu urtheilen, mit welcher Sorge der Kaiſer ſchaut auf dieſe Wahl, namentlich in einer Zeit, in welcher das Schiff des heiligen Petrus, welches die Religion und das Heil des Erdkreiſes in ſich faßt, von ſo vielen Stürmen hin und her geſchleudert wird, wo ganz beſonders der Türke, der Feind des chriſtlichen Namens, mit aller Macht die chriſtliche Gemeinſchaft anrennt und ihr den Untergang droht. Bisher hat der Kaiſer im Vereine mit ſeinen Bundesgenoſſen, unterſtützt durch Rath und That des Papſtes Innocenz XI., heiligen und unſterblichen Gedächtniſſes, kräftig widerſtanden, mit dem Aufgebote aller Macht, mit großem Erfolge, freilich auch nicht ohne ſchwere Verluſte. Tiefer jedoch als dieſe letzteren iſt zu beklagen, daß der Fortgang der Siege des Kaiſers

[1]) A. a. O. — Sylvius p. 44.

unterbrochen worden ist durch einen neuen Krieg in seinem Rücken; denn dieser Gelegenheit bedient sich der grausame Feind zu neuen großen Rüstungen zu Wasser und zu Lande, und hat in seiner Hoffnung bereits das ganze Ungarn wieder verschlungen. Diese Dinge, diese Gefahren der Christenheit werden E. E. hinweisen auf die Nothwendigkeit, mit um so größerem Fleiße, mit um so treuerer Sorgfalt einen Papst zu erwählen, befähigt das Steuer des Schiffes, der Kirche und des christlichen Gemeinwohls durch diese Gefahren zu lenken. Das ist die Gesinnung des Kaisers, und die Wahl desjenigen, welcher derselben entspricht, wird dem Kaiser die liebste sein. Er seinerseits, vermöge seiner besondern Ergebenheit für den päpstlichen Stuhl, vermöge seiner und seines erhabenen Hauses weltbekannten Gottesfurcht, und kraft seines kaiserlichen Amtes, erbietet dieser heiligen Versammlung sich selbst, seine Reiche, alle Macht, die Gott in seine Hand gegeben, um die Würde, die Sicherheit, die Freiheit des römischen Stuhles zu schützen. Von Seiten E. E. dagegen darf er erwarten, daß die kaiserliche Würde, welche Euere Ehre, Eueren Schutz, Euere Wohlfahrt bezweckt, Euch am Herzen liege wie Euere eigene Sache" [1]).

Besonders bemerkenswerth in dieser Rede ist die Nicht-Erwähnung des Papstes Alexander VIII., die Hervorhebung dagegen seines Vorgängers Innocenz XI.

Allmählich trafen mehr und mehr Cardinäle ein. Das Conclave indessen zog sich hin. Im März schienen zwei Persönlichkeiten in erster Linie zu stehen, der Cardinal Altieri von Seiten der spanisch-kaiserlichen Richtung, der Cardinal Chigi von der französischen. Der letztere indessen schlug statt seiner den Cardinal Barbarigo vor. Die kaiserlich gesinnten Cardinäle fragten über den letzteren in Wien an. Sie erhielten die Antwort: der Kaiser wünsche eine würdige Persönlichkeit: die Würdigkeit des Cardinals Barbarigo kenne er nicht. — Die Antwort nahm noch nicht allen Zweifel hinweg. Als jedoch ein Brief Barbarigos zu Tage kam, gerichtet an Innocenz XI., kurz vor dem Tode dieses Papstes, des Inhalts, daß für die Kirche die Herstellung des Königs Jacob mehr werth sei, als alle Siege über die Türken, hatte

[1]) Die Rede in Lünigs: Orationes Procerum etc. t. III, p. 86. In holländischer Uebersetzung bei Sylvius p. 44.

Barbarigo von den kaiserlich oder spanisch gesinnten Cardinälen her auf keine Stimme mehr zu rechnen [1]).

Es verging Monat auf Monat. Die erforderliche Mehrheit von zwei Dritteln ward bei keiner Abstimmung erreicht. Mehrere der Cardinäle starben, einige fehlten; dennoch betrug die Zahl der in Rom anwesenden reichlich sechzig. Die Eiferer hielten auf Barbarigo. Im Mai wurde auch der Name Pignatelli genannt. Er erschien Vielen zu alt. Den Franzosen war er zuwider, weil er jegliche Erklärung über die Regale verweigerte. Andere dagegen machten geltend, daß er als Erzbischof von Neapel mit den spanischen Vizekönigen nicht im guten Einverständnisse gelebt, demnach nicht spanischer Gesinnung sei. Es scheint, daß nach und nach beide hauptsächliche Parteien sich über Pignatelli geeinigt haben. Daß zuletzt die französische Partei, mit Bewilligung des Königs, für ihn war, liegt ausdrücklich vor [2]).

Bei der Abstimmung am 12. Juli 1691 fanden sich drei und fünfzig für Antonio Pignatelli. Aus Dankbarkeit für Innocenz XI., der ihm den Cardinalshut verliehen, nannte er sich Innocenz XII. Er war 76 Jahre alt. Man rühmte nicht zuerst seine Wissenschaft. Aber auch Innocenz XI., hieß es, habe nicht dadurch hervorgeragt, sondern durch die Festigkeit des Willens. Als die hervorstechende Eigenschaft des neuen Papstes erschien seine Güte und Wohlthätigkeit [3]).

Der kaiserliche Botschafter Fürst Liechtenstein und der Cardinal Goes traten vor den neuen Papst, um ihm zu eröffnen, daß der Kaiser den Frieden mit den Türken suche. Der Papst misbilligte es nicht. Einstweilen jedoch, sagten sie, laste der Krieg schwer. Der Papst möge dazu eine Beisteuer bewilligen. Innocenz XII. erwiederte: er habe die Schatzkammer leer vorgefunden. Um jedoch seinen guten Willen zu bezeugen, wolle er 75,000 Kronen zahlen. Er bewilligte nach der anderen Seite für den Unterhalt Jacobs II. 30,000 Kronen. Es hieß, daß er diesem Könige ein Jahrgeld aussetzen wolle. Es tauchten Gerüchte auf, daß Jacob seinen Aufenthalt in Rom nehmen werde. Der Papst begann überhaupt mit einer Reihe von Wohlthaten. Sein Wappen,

---

[1]) A. a. O. p. 78.

[2]) Gérin p. 624. Bericht des Cardinals d'Estrees: S. M. a connu à fond les motifs des cardinaux et les a jugés en ce temps-là très-plausibles.

[3]) Sylvius a. a. O. p. 86, 114.

ſagte man, ſeien drei umgekehrte Töpfe, mit der Deviſe: Nihil pro nobis [1]).

Die wichtigſte Frage indeſſen war diejenige des Verhältniſſes zu Frankreich, wo eine lange Reihe von Biſchöfen, die der König ernannt, der Beſtätigung durch den heiligen Stuhl entbehrte.

Es kommt hier vor allen Dingen darauf an, die Stellung des Königs gegenüber dem römiſchen Stuhle noch einmal raſch zu überblicken.

Der römiſche Stuhl ging aus von der Ueberzeugung, daß die gallicaniſchen Artikel von 1682 unvereinbar ſeien mit ſeiner Würde und ſeinem Rechte. Sein Standpunct war demgemäß derjenige der Forderung des unbedingten Widerrufes. Vor dem Ausbruche des Krieges von 1688, zur Zeit von Innocenz XI., mochten dem Könige Ludwig XIV. jene Artikel nur erſt als die Vorbereitung für andere und ſchärfere erſchienen ſein, mochten Velleitäten des Schisma ſich bei ihm regen, oder diejenige das Papſtthum hinab zu drücken zum Werkzeuge der franzöſiſchen Politik. Die europäiſche Allianz gegen Frankreich änderte die Sachlage. Sie zwang dem Könige das Bedürfnis auf, wenigſtens mit der Kirche Frieden zu ſchließen. Er benutzte die günſtige Gelegenheit des Todes von Innocenz XI., um einzulenken. Er hoffte damals, daß er, durch das Abſtehen von ſeinen Uebergriffen in weltliche Rechte des Papſtthumes, die Nachgiebigkeit Alexanders VIII. in Betreff jener Artikel erhalten würde. Die Hoffnung erwies ſich als irrig. Alexander VIII. forderte das volle Recht der Kirche. Ludwig XIV. wich weiter zurück. Während des Pontificates von Alexander VIII. handelt es ſich für den König nicht mehr darum, an den gallicaniſchen Artikeln von 1682 feſtzuhalten, wie ſie ausgeſprochen waren. Ludwig XIV. iſt bereit davon abzulaſſen. Es handelt ſich dagegen um die Form dieſes Ablaſſens. Der Papſt Alexander VIII. verlangt den ausdrücklichen Widerruf. Er fordert von jedem einzelnen Mitgliede der Verſammlung von 1682 je ein beſonderes Schreiben, in welchem die Worte ſich befinden, daß die Beſchlüſſe derſelben ſeien wie nicht geſchehen, nicht gefaßt, nicht exiſtirend [2]). Ludwig XIV. dagegen will demüthige Schreiben

[1]) A. a. O. p. 124, 159.

[2]) Gérin p. 488. So der Cardinal d'Eſtrees: Infecta, irrita reputamus, pro non extantibus habemus etc.

anbefehlen, nicht den ausdrücklichen Widerruf. Um diese Differenz drehen sich alle Verhandlungen unter Alexander VIII. Wir erinnern uns, daß der letzte Act dieses Papstes auf seinem Sterbebette die Verwerfung der Artikel, als wider das Recht und die Freiheit der Kirche, abermals und in der ausdrücklichsten Form erneuerte. Es fragte sich also, ob Innocenz XII. von jener bestimmten, scharf und klar ausgesprochenen Forderung des ausdrücklichen Widerrufes etwas nachlassen werde.

Bald nach der Wahl that der Papst Innocenz XII. einen schweren Fall. Sein Krankenlager verzögerte die Verhandlungen längere Zeit. Dann begann der Cardinal Fourbin in ihn zu drängen, daß der Papst sich genügen lassen möge mit einer Zurücknahme der Beschlüsse von 1682 in allgemeinen Ausdrücken. Er drohete mit der Aufhebung des Concordates zwischen Leo X. und Franz I. Innocenz XII. blieb fest. Er erwiederte zuletzt: „Ich kann in dieser Angelegenheit nicht anders handeln als meine Vorgänger gehandelt haben". Das Wesen der Sache war mit diesen Worten gekennzeichnet [1]).

Es ist von besonderem Interesse hier die Richtungen für und wider zu beobachten. Die französischen Cardinäle Fourbin, d'Estrees erscheinen in erster Linie nicht als Diener der Kirche, sondern Ludwigs XIV. Sie arbeiten gegen die Rechte, die Würde des päpstlichen Stuhles, gegen die Freiheit der Kirche. Anders die Calvinisten im Haag. Jedes entschiedene Wort des Papstes für die Freiheit der Kirche wird dort mit beifälligem Lobe vernommen. Jede Handlung, jedes Wort, welches den Wunsch des Einlenkens kund zu thun scheint, erregt Mistrauen, Zweifel in die Festigkeit des Papstes. Man wünscht ihm die volle, die unerschütterliche Kraft von Innocenz XI., damit er nicht, durch den Cardinal Fourbin verleitet, die Sache des Papstthumes preis gebe [2]).

Der besondere Anlaß zu dieser merkwürdigen Besorgnis der Calvinisten in Holland fand sich in dem Erbieten des Papstes Innocenz XII., denjenigen französischen Bischöfen, welche nicht an der Versammlung von 1682 Antheil genommen, die Bullen der Bestätigung zu verleihen. Für die Theilnehmer an jener Versammlung hielt er die

[1]) Sylvius t. III, b. 31, p. 143.

[2]) A. a. O. t. IV, b. 32, p. 6.

Bedingung des Widerrufes fest. In dieser Scheidung gab sich nicht, wie jene Holländer meinten, ein Zurückweichen kund, sondern die Festigkeit, das Beharren. Innocenz XI. und Alexander VIII., der eine wie der Andere, hatten eben dasselbe angeboten: Ludwig XIV. dagegen hatte die Bullen für alle von ihm ernannten Bischöfe ohne Ausnahme gefordert. Es kommt also hier darauf an klar ins Licht zu stellen, auf welcher Seite das Zurückweichen statt fand.

Ludwig XIV. nahm dies Mal, im Herbste 1691, das Erbieten von Innocenz XII. in reifliche Erwägung. Er forderte die Gutachten verschiedener Bischöfe ein. Und eben die Aufforderung zu diesen Gutachten von Seiten des Königs, wie die Antworten von Seiten der Bischöfe lehren uns den Stand der Dinge kennen.

„Im Rathe des Königs, meldet der Minister Croissy an die Erzbischöfe von Paris und Reims, ist der Vorschlag gemacht, den ernannten Bischöfen, welche der Versammlung von 1682 nicht beigewohnt haben, und welche in ihren Diözesen beladen sind mit zahlreichen Neubekehrten, oder welche andere dringende Gründe haben für die Erlangung der Bullen — zu gestatten, daß sie bei dem päpstlichen Stuhle darum nachsuchen. E. E. haben die Gründe Für und Wider zu prüfen, und demgemäß Ihr Gutachten zu geben, damit der König seinen Entschluß fassen könne, wie es dem Interesse seines Dienstes entspricht“ [1]). Demnach werden diese Erzbischöfe hier nicht angeredet und behandelt als Kirchenhirten, sondern als Diener des Königs.

Eine ähnliche Aufforderung erging an den Erzbischof von Rouen. Er entsprach durchaus der letzteren Erwartung. Er rieth dringend ab. „Bisher, sagte er, hat man festgehalten an dem Grundsatze die Bullen für Alle zu verlangen, weil dies als das einzige Mittel galt den Papst zu nöthigen, auch diejenigen für die Mitglieder der Versammlung von 1682 zu bewilligen. Läßt man dieses Druckmittel fahren, so gibt man dem Wesen nach die Unterhandlung auf. Rom könnte daher für sein Interesse nichts Vortheilhafteres wünschen.“ — „Meines Erachtens, schließt er, erfordert es die Ehre des Königs die Mitglieder der Versammlung von 1682 nicht fallen zu lassen“ [2]).

---

[1]) Schreiben des Ministers Croissy, vom 2. Nov. 1691, bei Gérin p. 476.
[2]) A. a. O.

So ein Erzbischof. Croissy hatte in seiner Aufforderung zu einem Gutachten als zunächst dringenden Grund für das Eingehen auf die Vorschläge von Innocenz XII. geltend gemacht die Last der Neubekehrten in einigen Diözesen. Das Gutachten des Erzbischofs von Rouen nimmt darauf geringe Rücksicht [1]). Anders jedoch mochte die Sache liegen für den König. Wohl oder übel, er mußte auf diesen Zustand der Dinge Gewicht legen.

Er entschied sich für das Eingehen auf das Erbieten von Innocenz XII. Da nun aber in jener Aufforderung von Croissy für dieses Eingehen als erstes und dringendes Motiv geltend gemacht wird der Zustand in den Diözesen mit convertirten Hugenotten: so ist folgerecht anzunehmen, daß für die Entscheidung dies Motiv den Ausschlag gegeben habe.

Es ist eine bemerkenswerthe, ja man dürfte sagen, wunderbare Wendung der Sache. Ludwig XIV. hat, namentlich von 1682 an, Uebergriffe gemacht gegen die Kirche einerseits, andererseits gegen die Hugenotten. Die Consequenzen der Uebergriffe gegen die letzteren, in Verbindung mit den anderen zahlreichen Motiven, namentlich von außen, zwingen ihn nun, im November 1691, von seinen Uebergriffen gegen die Kirche abermals um einen Schritt zurückzutreten. Denn unstreitig hat darin der Erzbischof von Rouen Recht. Indem Ludwig XIV. die Basis verläßt, auf der er bis jetzt gestanden, bekennt er sich als geschlagen.

Eben so auffallend tritt uns hier das Verhalten der Parteien entgegen. Wir sehen einen Erzbischof der Kirche feindseliger, kampfeseifriger gegen Rom, als den König. Von der anderen Seite verkannten die Calvinisten im Haag völlig die Sache. Die ersten vier Prälaten von Frankreich, die gemäß jener Entscheidung des Königs die Bullen ihrer Bestätigung in Rom erbaten, waren der Erzbischof von Sens, die Bischöfe von Marseille, von Soissons, von Nismes. Der Papst bewilligte sie. Jene Calvinisten sahen das was in Wirklichkeit ein Sieg der Kirche war, an als eine Schwäche, eine Nachgiebigkeit von Seiten des Papstes. „Der unfehlbare Vater, sagten sie, hat sich durch den Cardinal Fourbin verführen lassen, dem Könige von Frankreich

[1]) Die Auszüge bei Gerin erwähnen diese Seite der Sache nicht.

beinahe alles zuzugestehen, was er verlangt, und hat das Interesse des päpstlichen Stuhles nicht gewahrt“ [1]).

Wie jener Erzbischof von Rouen mit klarem Blicke sich gallicanischer erwies als Ludwig XIV.: so zeigten sich diese guten Calvinisten in Holland, allerdings mit weniger klarem Blicke, päpstlicher als der Papst.

Am 9. Januar 1692 verkündete Innocenz XII. im feierlichen Consistorium die Präconisation jener vier Bischöfe. Er legte den Stand der Differenz dar. Er sagte darin: „Se. Allerchristlichste Majestät weiß wohl, daß, nach gemeinem Rechte und nach dem ausdrücklichen Wortlaute des Concordates, es bei uns steht, zu urtheilen über die Personen, welche der König uns vorschlägt, so wie über ihre Befähigung. Nichtsdestoweniger hat der König einige Male versucht uns dies Recht zu nehmen. Nun jedoch, da er uns ansucht [2]), weil er in der Verworrenheit der Zeit und dieser schwierigen Angelegenheit kein anderes Mittel der Lösung findet, sind wir bereit von denen, welche der Allerchristlichste König benannt hat, zur Regierung der Kirche alle diejenigen zuzulassen, welche an der kundbaren Versammlung der französischen Geistlichkeit im Jahre 1682 keinen Antheil genommen“. Weiter sagte der Papst: er erwarte von der Gottesfurcht des Allerchristlichsten Königs, und von der söhnlichen Ergebenheit desselben für den päpstlichen Stuhl, daß er, wie er mehrmals zu hoffen gegeben, das königliche Edict, durch welches er die Beschlüsse der besagten Versammlung über die kirchliche Gewalt bestätigt, eben so wie es an Kraft und Wirkung nichtig, auch durch die That selbst aufheben werde. — Zum Schlusse erklärt Innocenz XII., daß er standhaft bleiben werde in dem Vorsatze die Freiheit der Kirche und die Autorität des heiligen Stuhles zu vertheidigen, gleichwie seine Vorgänger Innocenz XI. und Alexander VIII. es gethan. Die Worte ließen keinen Zweifel übrig.

---

[1]) Sylvius t. IV, b. 32, p. 6: Nu ter tyd laat sich die onfeylbaren Vader door een Fourbin soo ver vervoeren, dat hy Vrankryk bynae alles sou toestaan dat hy eyscht, sonder eens op het belang van den Pauselyken stoel acht te slaan.

[2]) Diese Worte bei Sylvius p. 7. Er hat sie, wie er sagt, aus einer französischen Uebersetzung des Original-Textes, und bemerkt dazu, daß sie in den gedruckten lateinischen Exemplaren sich nicht finden. Allerdings stehen sie nicht in dem Abdrucke bei Lünig: Orationes Procerum etc. t. III, p. 131.

Wir sehen demnach Ludwig XIV. seit seinen Uebergriffen gegen Innocenz XI. im beständigen Rückzuge. Dem Papste Alexander VIII. gegenüber hat er seine Uebergriffe in die weltlichen Souveränetätsrechte des heiligen Stuhles zurückgenommen. Dem Papste Innocenz XII. gegenüber beginnt er mit dem Factum des Rückzuges im Kirchlichen. Es fehlt jedoch noch der letzte und entscheidende Schritt: das Eingeständnis der völligen Niederlage durch die Rücknahme der vier gallicanischen Artikel. Der Papst Innocenz XII. erwartet, wie er sagt, dieselbe von der Gottesfurcht des Königs. Wir Spätere dürfen sie von daher nicht erwarten, sondern lediglich von demselben Motive, welches auch bis dahin für jeden einzelnen Schritt des Rückzuges bestimmend gewirkt, von dem Drange der Noth.

Einstweilen dauert noch dieser blutlose Kampf. Von französischer Seite wird aller Scharfsinn aufgeboten für Entwürfe eines Schreibens der Bischöfe, dessen Ausdrücke Raum lassen würden für eine andere Deutung als diejenige des unbedingten Widerrufes der Artikel von 1682 [1]). Rom hält unwandelbar an der einen Forderung. So steht die Differenz noch viele Monate.

In jedem Falle hatte Ludwig XIV. zunächst den Vortheil, daß in kirchlicher Beziehung die Spannung in seinem Reiche etwas nachließ.

In derselben Zeit, in welcher er dem römischen Stuhle gegenüber jenen Entschluß des Rückzuges faßte, im November 1691, trafen aus Constantinopel Meldungen ein, daß die Friedensneigung schwinde, daß man für den nächsten Feldzug rüste mit aller Kraft. „Das Geld der Franzosen, meldet Heinsius dem Könige Wilhelm III., am 6. November 1691, trägt in Constantinopel bereits seine Früchte" [2]). Wir erinnern uns, daß dem Könige von Schweden gegenüber Ludwig XIV. seine Hoffnung des Sieges baute auf die Fortdauer des Türkenkrieges.

Hatten demnach die Nachrichten, welche Wilhelm III. im October 1691 aus Paris empfangen, eine sichere Grundlage? —

Innocenz XII. trug damals sich mit der Hoffnung, auch den äußeren Frieden Europas herzustellen. Er erließ seine mahnenden und bittenden Schreiben an den Kaiser, an den König von Spanien, im

[1]) Zahlreiche Entwürfe bei Gérin p. 387 et suiv.

[2]) Grovestins t. VI, p. 262. — Sylvius t. III, b. 31, p. 156.

December 1691. Wir werden seiner Zeit die Antworten vernehmen. An Ludwig XIV. entsendete er den Nuntius Nicolini mit derselben Bitte und Mahnung. Nicolini zog in Versailles ein im December 1691. In seiner ersten Audienz versicherte er dem Könige: der Papst werde nichts unterlassen, was zur Herstellung des Friedens dienen könne. — „Ich meinerseits, erwiederte der König, werde stets bereit sein denjenigen Fürsten den Frieden zu geben, die mich darum bitten“ [1]).

Im October hatten die Meldungen aus Paris an den König Wilhelm III. dahin gelautet, daß man in Frankreich sich um den König Jacob nur noch wenig kümmere. Wenn dies damals richtig war: so nahmen wenige Wochen später die Entschlüsse eine andere Richtung. Im December 1691 verlangte Ludwig XIV. von seinem Schützlinge Vorschläge über eine Landung in Schottland oder England [2]). Die Gedanken des Friedens lagen demnach fern.

---

[1]) A. a. O. p. 159.

[2]) Macpherson's O. P. I, p. 395.

Actenſtücke und kritiſche Bemerkungen.

Dreizehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 27.

K. k. Archiv. Turcica. Aus dem Schreiben des Präſidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Starhemberg, an den Großweſir, datirt Augsburg, 29. November 1689. Graf Starhemberg faßt zuſammen:

Verbo ablegati vestri non aliud propositione sua quam quod non habent offerre, e contra quod non habent M^ti^ C^ae^ Regiaeque aufferre cupiunt, nec alio modo pacem inire se posse nec velle, aperte declararunt, nec ab opinione et propositis ullis motivis, explicationibus, et persuasionibus removeri se passi sunt, petita iterato dimissione, a qua tametsi concessa ipsis cursoris ad Portam expeditione recesserint, eodem tamen reduce ampliores sibi instructiones allatas esse negantes, aut super primis illorum propositionibus cum ipsis tractari et concludi, aut reditum ipsis concedi replicatis vicibus instanter petierunt, quamquam postremae Excellentiae Vestrae litterae longe aliud, eosque ad concludendum utrimque acceptabilem tractatum instructos esse diserte affirmaverint.

Et haec est, uti supra dictum, vera cum saepefatis ablegatis actorum series; ex parte vero S^ae^ C^ae^ et R^ae^ M^tis^ foederatorumque suorum ad pacem propositam praedicto medio devenire impossibile deprehensum: neque enim Rei Christianae, neque M^ti^ suae consultum censeri posset, intermixto territorio pacem facere, liberamque hostilibus turmis sua territoria ingrediendi, eaque occasione nacta infestandi facultatem concedere, et ditionum populorumque suorum securitatem quotidianis vel inopinatis periculis ab utrimque exponere, e quibus proinde omnibus, cum manifestum reddatur, post missum

et reducem cursorem ablegatos vestros a propositionibus (quibus tum cum cursor expediretur, pacem coalescere non posse, clare et repetitis vicibus dictum fuit) non potuisse dimoveri, et ad practicabiles conditiones reduci, manifeste quoque sequitur, negatis propositionibus, quibus pax honesta et secura inter utrumque monarcham tractari et concludi posset, aut Portae Ottomanicae sanciendae pacis sincerum animum numquam fuisse, aut ablegatos vestros intentionibus sibi transmissis non cooperatos fuisse, et potius rei et temporibus inconvenienti pertinacia quam rationi conformiter egisse, eoque pacem non nostra, sed vestra culpa subsecutam non fuisse, jussune vestro aut malitiosa eorum suggestione (qui forte suam ob causam nos utrimque fractos et perditos cuperent) factum sit, vestrum erit dijudicare.

DEUS interim scrutator cordium et victoriarum largitor nos inter de justitia hujus belli et apud alterutrum versante sincero vel ficto pacis concludendae desiderio judicabit, culpa porro effusi sanguinis humani et poena in eum rejecta, quem pravi vel recti consilii reum esse deprehendet, quod veluti rerum successus testabuntur, ita et orbis hac in re passione vacuus dijudicabit.

Die Hoffnung dieser letzten Worte hat sich, wie aus Burnet und Anderen zu ersehen, bekanntlich nicht erfüllt. Man vergleiche einen analogen Fall in Anlage IV.

Anlage II. Zu S. 66.

K. k. Archiv. Anglica. Hoffmanns Bericht vom 13. December (N. St.) 1689.

Beim Schließen dieses Briefes werde von guter Hand versichert, daß der König die Resolution gefaßt, in Person im Februar in Irland zu gehen und durch seine Gegenwart den Krieg daselbst cum vigore zu prosequiren, welches den hiesigen gestalteten Sachen nach das ersprießlichste medium ist, so S. M. ergreifen können, und weil es ein offenes unfortifizirtes Land ist, kann dasigem Kriege durch eine einzige Schlacht ein Ende gemacht werden.

Anlage III. Zu S. 102.

K. k. Archiv. Anglica. Hoffmanns Bericht vom 23. Juni 1690.

Das Frauenvolk hat sich schwadronsweise der hiesigen Gewohnheit nach um die Kutsche des Königs herum gethan, ihm, so zu sagen, als Garde gedient, und sich an Orten und Plätzen, wo der König gerastet, nicht mit der einfachen Venerirung seiner Person contentirt, sondern haufen-

weise, zu seiner nicht geringen Molestirung, zum Handkuß zugelassen sein wollen. Woraus abzunehmen, wie sehr ihm die Nation, wenigstens das grosso derselben zugethan ist.

Vierzehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 116.

K. k. Archiv. Hollandica. Bericht des Grafen Berka, vom 9. Mai 1690.

(Nachdem Berka die Verhandlung des Congresses über die Frage des Oberbefehls gemeldet, fährt er fort, wie folgt, chiffrirt.) Worauf unterthänigst zu berichten mich verpflichtet befinde, daß die hiesigen, der spanische, der churpfälzische, wie auch der Münsterische und Lüttische, Minister generaliter verhoffen, daß es dazu nicht kommen werde, weil es keineswegs dienlich sein würde, daß die protestantischen Fürsten noch mehr Volk unter ihrem Commando haben sollten, daß auch Chur-Brandenburg nicht allezeit dasjenige was E. K. M. Feldmarschall gut finden würde, sondern was England und Holland nach ihrem particular-Absehen einrathen möchten. Zudem sei zu beobachten, daß ermelter Churfürst große praetensiones im R. Reich, im Spanischen, in Chur-Köln, Jülich, Münster und Lüttich formiren, und dieselben mit mehr in Händen habender Macht considerabel machen würde.

Anlage II. Zu S. 128.

K. k. Archiv. Anglica. Hoffmanns Bericht vom 4. Juli 1690.

Der dissegno von der feindlichen Flotte hat nichts Anderes seyn können, als die hiesige, von deren Schwäche sie Kundschaft gehabt, im Hafen zu verbrennen, was ihr hätte angehen können, wenn der Wind sie nicht in procinctu der execution verlassen und sich nicht zu Nord gewendet hätte. Denn, hätte der Südwind, so sie so weit gebracht, angehalten, wäre der unseren unmöglich gewesen sich aus dem Hafen zu ziehen; demnach der Feind sie leicht einsperren und seine Brander hätte darunter schicken können. Einmal wird dieser Veränderung des Windes allein die Salvirung der Flotte attribuirt u. s. w.

Man vgl. das Schreiben Nottinghams an den König, vom 15. Juli 1690, bei Dalrymple III^{II} p. 124: It was upon a supposition that their (the french) fleet would have wholly destroyed that of Y. M. by surprizing them before they were joined.

Anlage III. Zu S. 190.

In dem Werke von Sichart: Geschichte der K. H. Armee, Theil I, S. 471, findet sich die Bemerkung, daß „an den Feldzügen von 1688 bis 1691 gegen die Türken braunschweig-lüneburgische Truppen jedenfalls nicht Theil genommen haben". Diese Behauptung, so allgemein hingestellt, ist schon deshalb unrichtig, weil jedenfalls das Regiment des Prinzen Friedrich August, der nicht mit bei Katsianek sich befand, in Hannover geworben war. Aber es handelt sich hier um das Regiment des Bruders, des Prinzen Carl Philipp, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover. In wie weit dasselbe aus Hannoveranern bestand, läßt sich mit Gewisheit schwerlich bestimmen.

Dagegen sagt Wagner, dem ich hier überhaupt folge, in der historia Leopoldi t. II p. 129: fuere universim ad tria prope millia ex Hanoveranis pedestri et equestri, Holsata ac Styrumbia legione. Es ist also nicht bloß von dem Cavallerie-Regimente des Prinzen Carl Philipp die Rede, sondern auch von Infanterie.

Man vgl. die Berichte bei Sylvius: saken van staet en oorlog. t. III, b. 29, p. 27. Dort ist der Verlust jedes einzelnen der vier Regimenter genau angegeben, die Offiziere zum Theile sogar genannt.

Ferner Theatrum Europaeum, Theil XIII, S. 1013. Stimmt ziemlich genau mit dem Vorhergehenden überein.

Anlage IV. Zu S. 192.

Da auch noch nach zweihundert Jahren Gerüchte dieser Art, die der Kaiser Leopold hier als erlogen bezeichnet, in mancherlei Geschichtsbüchern als Wahrheit vorgetragen werden: so ist es erforderlich, das betr. Rescript des Kaisers an Kramprich hier auch im genauen Wortlaute zu geben.

K. k. Archiv. Hollandica. Kaiserliches Rescript vom 12. März 1690.

Belangend die in causa religionis wegen unseres Königreichs Ungarn allda eingelaufene Zeitung, ist selbe ein sträfliches commentum, (indem) weder die Geistlichkeit, weder der Cardinal Kolonitsch, Bischof zu Raab, die geringste Veränderung fürzukehren committirt, noch angesucht worden, und hat kein Mensch daran gedacht ichtwas dergleichen werkstellig machen zu lassen. Bey welcher allwissenden Bewandtniß der vermessene Novellist solches unverantwortlichen commenti halber hauptsächlich abgestraft zu werden meritirt, und hast Du den autorem in verläßliche Erfahrung zu bringen Dich zu bemühen.

Anlage V. Zu S. 193.

K. k. Archiv. Hollandica. 1690. Aus der Abſchrift eines Berichtes von Colyer aus Adrianopel, vom 3. Mai 1690.

Den 22. passati hebbe ick daerop met den rykscancelier in eene conferentie geweest, en deselve nogmaels wytlopig geinformeert van den toestant in Christenryk, en het geene haer H. M. tot een goede vreede opereerden, dewelcke my daegs daerna, na gedaene rappoorten, dede antwoorden, dat het hof geresolveert was alle machten te samen te voegen, om de vyanden tot reden te brengen, dat het haer nergens aen manqueerde, en liever het resteerende ryk souden wagen als een scandaleuse vreede integaen, dat den grooten Heer nooit tot tribuyt of geltgiffe, veel min cedeeren van eenige plaetsen, die onder gehoorzaemheyt van S. M. staen, soude verstaen, gevende met meer andere discoursen genoeg te kennen, dat de Porta voor als noch niet verder wil treden als tot een treves of suspensie van wapenen, want dese volkeren van geene cessie weten, enz.

Anlage VI. Zu S. 195.

Nottingham übergab ſeine Abſchrift dieſes Schreibens, im April 1691, dem Grafen Windiſchgrätz in Haag. W. fügt es ſeinem Berichte als Beilage bei. Daher hier die Ortsbezeichnung wie folgt.

K. k. Archiv. Hollandica. Beilage zum Berichte des Grafen Windiſchgrätz aus dem Haag, vom 17. April 1691.

A moy, les Turcs ne doivent pas craindre a trouver de grands obstacles aux entreprises que les (sic!) voudront former, et comme mes armes par terre et par mer ne seront pas moins formidables l'année prochaine que celle-cy, ce ministre peut s'asseurer que, s'il fait des efforts un peu considerables, il aura la gloire de restablir l'Empire Ottoman au mesme estat qu'il estoit avant cette guerre, et mes ennemis la confusion d'avoir perdu tout ce qu'ils avoient acquis, avant de se brouiller avec moy.

le 9 d'aoust 1690.

Louis.

Colbert.

Anlage VII. Zu S. 207.

K. k. Archiv. Anglica.

Lord Paget au comte de Kœnigsegg.

Le 25 août 1690.

Monsieur. Par ordre de S. M. Guillaume III mon maître, roy de la G. B., j'ay plusieurs fois avec le respect que je dois, representé a S. M. I. que sa dite M^té^, en consideration de l'ancienneté et dignité de sa couronne Royale, et le rang qu'il tient parmy les Rois de l'Europe, ne doute pas que S. M. I. luy accorde les mesmes expressions et titres qu'il donne a aucun autre Roy, en ses lettres a eux adressées, et scachant qu'aux Roys d'Espagne et de France S. M. I. escrit avec le titre de Majesté, il espere de l'equité de S. M. I. le mesme traitement en tout et par tout, egalement avec eux. L'amitié, l'alliance et les sentiments d'estime qu'il a pour S. M. I. le (sic) donnent lieu de croire fermement qu'on ne luy refusera pas cette justice, etc.

Réponse du comte de Kœnigsegg.

Le 27 octobre 1690.

Monsieur. Sur l'instance que vous faites du traittement dans les lettres Imp^les^ pour Sa M^té^ Britannique, S. M. I. me commenda de vous respondre qu'Elle en usera de mesme comme envers les autres Roys de la Chrestienté, et, quand les occasions s'en presenteront, ne difficultera pas d'honorer S. M. Br. du titre de Majesté dans ses lettres de cachet, s'asseurant pourtant que S. M. B. recevra doresnavant les lettres de la Chancellerie dans les mesmes termes, comme jusques asteure (à cette heure), auxquelles S. M^té^ en tesmoignage de son estime pour S. M. R^le^ adjoindra le titre de Potentissime, dont il vous plaira de donner part à S. M. B., et je demeure etc.

Fünfzehntes Buch.

Anlage I. Zu S. 308.

K. k. Archiv. Anglica. Aus dem Handschreiben des Königs Wilhelm III. an den Kaiser Leopold, vom 28. October 1691.

. . . certa spe freti, prosperum hunc rerum nostrarum statum (quarum tamen successibus non ita sumus elati, quin hanc supremi numinis in Nos benignitatem, gratissimis quantum possumus animis agnoscamus) C^ae^ V^ae^ M^ti^ idem quod et Nobis gaudium esse allaturum. Licet enim fatendum sit, gratissimum hunc nobis fuisse nuntium, in nullo tamen magis laetamur quam quod, capta hac urbe, eo in loco res nostrae collocantur, ut confoederatis nostris contra infestos Galliae impetus (quibus tota undique Europa multos jam ob annos graviter ingemuit) majori esse adjumento atque usui possimus. Quocirca (nihil enim nobis magis cordi est) ad omnem occasionem intenti nulli quae ad nos attinet, Deo juvante non aderimus. Et Deus iste C^am^ V^am^ M^tem^ incolumem, Nostramque amicitiam firmissimam communi orbis Christiani bono quam diutissime conservet etc.

Alphabetiſches Namen- und Sachregiſter.

A.

Abſchwörungs-Bill 95 u. f.
Achmet, Sultan, 298.
Act of Attainder in Irland 47.
Act of Settlement in Irland 46.
Adrianopel 191.
Aghrim, Schlacht von, 302.
Alexander VIII., Papſt, 8 u. f.; ſpricht dem Könige Jacob ſein Mitgefühl aus 11. Seine Antwort an Chaulnes 12. Er befragt die Cardinäle über die Friedensſache 14; ſpricht ſeine Anſicht aus über den Frieden 16; bewilligt keine Türkenhülfe 17 u. f. Seine Haltung gegenüber Ludwig XIV. S. 325 u. f. Er ſtirbt 327.
Algier ſchließt Frieden mit Ludwig XIV. S. 18 u. 105.
Alicante 295.
Allianz, die große, 59, 61, 97, 138, 142, 213, 237.
Altieri, Cardinal, 327, 329.
Amand, St., 119.
Amneſtie-Acte in Irland 167, 171.
Amſterdam will nicht das Recht des Erbſtatthalters auf die Ernennung der Schöffen anerkennen S. 80 u. f.
Anna, Prinzeſſin. Der Plan der ſelbſtändigen Dotation für ſie 69 u. f.; 279 u. f.
Anshelm Franz von Ingelheim, Kurfürſt von Mainz S. 34 u. f.
Arcy, Marquis d', 177 u. f.
Armagh 143 u. f.
Artikel, die gallicaniſchen, 13, 17, 204.
Asfeld, franzöſiſcher Commandant von Bonn, 33.
Aſhton 221 u. f., 266.
Aſpremont, Commandant von Belgrad, 196 u. f.
Athlone 54 u. f., 168, 302.

Atkyns, Lord, 89.
Augsburg 20, 34 u. f.
Auguſtin, St., 316.
Avaux, Graf d', franzöſiſcher Botſchafter bei Jacob II., S. 45 u. f.; ſeine Einwirkung 47 u. f. Er gibt den Rath des Maſſenmordes der Proteſtanten 51 u. f.; 140, 142, 181.
Avigliano 281.
Avignon 9.

B.

Baden ſ. Ludwig.
Bantrim, Bucht von, 59.
Barbarigo, Cardinal, 329.
Barbeſieux 315 u. f.
Barbets 176 u. f., 179 u. f., 183 u. f., 188 u. f., 251 u. f.
Barcelona 295.
Bartholomäus-Kirche 40.
Baſtille 153, 315.
Batudſchina 23.
Bayern ſ. Max Emanuel.
Beachy Head 121 u. f., 217 u. f.
Beauvilliers 318.
Belgrad 23, 25, 194 u. f., 212 u. f.
Berges, Prinz von, 261 u. f.
Berka, Graf, k. Botſchafter im Haag, 116, 120, 133, 245.
Bernhard von Clairvaux 157.
Berwick, Herzog von, 50, 53 u. f., 143 u. f., 147 u. f.
Bethune, Marquis von, 289, 296.
Blois, Mademoiſelle de, 324.
Boethius 271.
Bonn 32 u. f.
Bonſi, Cardinal, 328.
Borgomainero, Marquis, 24, 184.
Bosnien 24.
Boſſiere, Frau von, 322.
Boſſina, Paſcha von, 199.
Boufflers, Marquis, 118 u. f., 288.
Bouillon, Cardinal, 8, 328.
Bourbon, das Haus, 35.
Boyne 2, 55, 137 u. f. Schlacht an der B. 144 u. f.
Brandenburg ſ. Friedrich III.
Braunſchweig-Lüneburg ſ. Ernſt Auguſt.
Breſſe, la, 251.
Breſt 152.
Bulkeley, Agent Jacobs II., 271 u. f.
Bulle, die goldene, 39.
Bulonde 294.

Burnet, ang. Bischof von Salisbury, über den Türkenkrieg 20 u. f.; 60. Sein Irrthum über den Entschluß Wilhelms III. nach Irland 65 u. 87; 69, 91, 93, 95 u. f., 100. Er berichtet über den Abschied Wilhelms III. im Juni 1690 S. 102; über die Amnestie-Acte in Irland 167; 303.
Bussy-Rabutin, Graf, 110, 157, 265.

C.

Caermarthen, Marquis, Präsident des geheimen Rathes, 65, 88, 101, 221, 243, 268, 270, 271.
Calviniſten im Haag über Innocenz XII. S. 334 u. f.
Camus, le, Cardinal, 328.
Capel, Lord, 129.
Caprara, k. General am Oberrheine, klagt über Schöning 293.
Caraffa 294.
Carl der Große 41.
Carl II., König von England, 225.
Carl II., König von Spanien, heirathet Maria Anna von Pfalz-Neuburg 42 u. f.; ist erbittert gegen Frankreich, ohne Erhebliches gegen dasselbe zu leisten 204 u. 240 u. 295.
Carl V., römischer Kaiser, 35, 262.
Carl V., Herzog von Lothringen, 21, 32 u. f. Er stirbt plötzlich 112, wird tief betrauert 113 u. f.; 203.
Carl XI., König von Schweden, ist für die Königswahl Josephs 42 u. f.; 200 u. f., 246 u. f. Seine Haltung im Jahre 1691 S. 284 u. f. Er antwortet Ludwig XIV. S. 286.
Carl, Prinz von Hannover, 190 u. f.
Carmagnola 281, 293.
Carrickfergus 49 u. f., 53, 142.
Casal 176 u. f., 252.
Catharina von Braganza, Witwe Carls II., S. 100, 127.
Catinat 111, 176. Er wird gegen Victor Amadeus entsendet 179; verhandelt mit ihm 180 u. f.; siegt bei Staffarda 187; berichtet über Victor Amadeus, Ende 1690 S. 253 u. f.; umschließt Nizza 254. Sein Feldzug von 1691 S. 281 u. 293 u. f.
Chamlay 3, 316 u. f., 318 u. f.
Charlemont 141.
Chartres, Herzog von, 324 u. f.
Chateauneuf, fr. Gesandter in Constantinopel, 19 u. f., 31 u f., 105 u. f., 193, 195, 249, 298.
Chateau-Renaud 306.
Chaulnes, Herzog von, 5, 7, 8, 12.
Chester 49.
Chigi, Cardinal, 329.
Churchill, Admiral, 62.
Clarendon, Graf, 99 u. f., 129, 226 u. f., 268.

Clargis 211.
Cliffort 126.
Colloredo, Cardinal, 326.
Coloma, span. Gesandter im Haag, 133.
Colyer, holländischer Gesandter bei der Pforte, 192, 249, 300 u. f.
Compton, angl. Bischof, 68, 89.
Condé, Prinz, 324.
Congreß im Haag 116 u. f.; verlangt Anmarsch der Verbündeten zu Waldeck 118 u. f.
Connaught 54, 145, 169, 304.
Consbruch, die Brüder, 292.
Constantinopel 19, 24, 28, 30, 249, 298, 301, 336.
Conti, Prinz, 324.
Convocation der Geistlichkeit von Canterbury 68.
Cordova 119.
Cornaro, venetianischer Botschafter, über die Kriegführung gegen die Türken 21 u. f.; über den Frieden mit den Türken 27 u. f.
Cornwall 163.
Corporations-Bill 74 u. f., 83 u. f.
Croissy 9, 177 u. f.; über den Feldzug von 1691 S. 289 u. f.; 333.
Cromwell 215, 223.
Croy, Commandant von Belgrad, 196.
Cuneo 294, 311.
Cypern 178.
Cyr, St., 323 u. f.

D.

Dänemark 200 u. f., 284 u. f.
Dangeau 19, 107, 261, 314.
Dankelmann, brandenburgischer Gesandter in Augsburg, 39 u. f.
Dartmouth, Admiral, 270, 276.
Dauphin 174 u. f.
Dauphiné 251.
Delaval, Admiral, 217.
Devonshire, Graf, 100, 130, 132 u. f.
Devonshire, Grafschaft, 163.
Dispensationsrecht 86, 307.
Divan der Türken 28 u. f.
Dohna, Graf Christoph, über den Tod Carls von Lothringen 115.
Dorsch, Freiherr von, 24.
Dorset, Lord, 101, 229.
Dorsetshire 165.
Douglas 57.
Dover 132.
Dover-Vertrag 61.
Drau 199, 205.

Drogheda 50 u. f., 54 u. f., 137 u. f.
Dublin 46, 49, 53, 100, 141, 144 u. f., 151 u. f., 167.
Duleek 147.
Duncannon 152, 168.
Dundalk 50 u. f., 55 u. f., 137, 142 u. f.
Dundee, Lord, 158.
Dünkirchen 229.
Durance 252.
Dursley, engl. Gesandter im Haag, 133.
Dykvelt 324.

E.

Eleonore, Gemahlin Carls V. von Lothringen, 112.
Elisabeth, Königin von England, 82.
Elisabeth, Prinzessin von Pfalz-Neuburg, 193, 295.
Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, 156 u. f., 312, 315, 321 u. f.
Ely, Turner, Bischof von, 226 u. f., 268 u. f.
Erizzo, venetianischer Botschafter, 322.
Ernst, Landgraf von Hessen-Rheinfels, 244.
Ernst August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover, 117, 257, 281 u. f.
Essek gerettet 199.
Estrees, d', Admiral, 295.
Estrees, d', Cardinal, 7, 17, 326, 327.
Eugen, Prinz von Savoyen, 187, 280, 294, 311.
Evertsen, holländischer Admiral, 131 u. f.
Exmouth 168.

F.

Fagel, Oberst in Mons, 258 u. f.
Fagel, Rathspensionär, 93, 122.
Falmouth 128.
Felix, St., Adjutant Schombergs, 146 u. f.
Fenelon 321.
Feuillade, La, Marschall, 312.
Ferrero, savoyischer Minister, 181 u. f.
Fleurus, Schlacht von, 104 u. f., 117 u. f.
Flisange, Marquis de, 36, 266.
Fourbin, Cardinal, 18, 327, 332.
Franz I., König von Frankreich, 35.
Franz II., römischer Kaiser, 40.
Freiburg im Breisgau 111, 172.
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, 32 u. f.; nimmt Bonn ein 33; geht nicht zum Kurfürstentag in Augsburg 35 u. f.; verlangt ein selbständiges Commando 115 u. f.; 172. Er begibt sich nach dem Haag 238; zieht Subsidien von verschiedenen Mächten 241 u. f.

Friedrich Christian, Fürstbischof von Münster, 281 u. f.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, 36, 39.
Fuller 99 u. f.
Fürstenberg, Cardinal, 7, 328.

G.

Galway 303.
Gastanaga, spanischer Statthalter in Belgien. 119, 246 u. f., 256.
Geistlicher Stand in Frankreich 107.
Generalstaaten der Republik der Niederlande. Die Haltung derselben nach dem Tage von Fleurus 121, so wie nach Beachy Head 133; sind unzufrieden mit Spanien und den deutschen Fürsten 171 u. f.; 238. Sie widerlegen die Anschuldigung des Fürstbischofs Friedrich Christian von Münster 283. Ihr Glückwunsch zur Heirath von Jacob Sobiesky 296; über den Sieg von Salankemen 300; ihr Dank für Wilhelm III. zu Ende 1691 S. 309.
Georg, Prinz von Dänemark, 279 u. f.
Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg zu Celle, 242, 266.
Germain, St., 98 u. f., 125 u. f., 134 u. f., 153 u. f., 212, 303; Urtheil dort über Wilhelm III. S. 270, über Marlborough und Godolphin 271 u. f.; 313.
Ginkel, General, 268. Sein Feldzug in Irland 1691 S. 302 u. f.
Gloceſter, Herzog von, 279.
Gnaden-Acte Wilhelms III. S. 98.
Godolphin 98; wird Jacobit 271 u. f.
Goeree 230.
Goes, Cardinal, 8, 17, 330.
Görtz, Freiherr von, 253, 280.
Gotthard, Sieg von St., 29 u. f.
Govone 183.
Grimani, kaiserlicher Bevollmächtigter in Turin, 177 u. f., 184.

H.

Habsburg, das Haus, 35.
Hal 259 u. f.
Halifax, Marquis, 98, 243; erklärt sich jacobitisch 272.
Hamburg 202.
Hannover s. Ernst August.
Harbord 133, 301.
Hartevelt, Lootse. Sein Bericht über die Fahrt im Januar 1691 S. 228 u. f.; 237.
Heemskerk, holländischer Gesandter in Wien, 188, 194, 247.
Heinsius, Rathspensionär von Holland, 114, 115. Sein Verhalten nach der Schlacht von Fleurus 120 u. f.; nach Beachy Head 133; über die Nothwendigkeit, daß ein Holländer bei dem Könige Wilhelm III. in Irland 139; beschwert sich über die deutschen Fürsten 171; 256, 259, 280; ver-

langt den Miteintritt Schwedens in den Krieg 284; erlangt wichtige Briefe aus Stockholm 285 u. f., so wie den Vertrag zwischen Schweden und Dänemark 287; 291, 324, 336.
Heißler, kaiserlicher General, 194.
Hoffmann, kaiserlicher Resident in London, berichtet über das Unterhaus 63 u. f.; meldet den Entschluß des Königs nach Irland zu gehen 66; berichtet über eine allgemeine Amnestie 73 u. 87; über Wilhelm III. und Portland 82; über die Vertagung des Parlamentes am 27. Jan./6. Febr. 1690 S. 89; über die Abschwörungs-Bill 95; über den Rücktritt Shrewsburys; über die Treu-Adresse der Flotte 1690 S. 100; über die Ausführung der Parlaments-Acte wider die Katholiken 127; über die Haltung der Engländer im Juni 1690 S. 129; über die Gefahr einer Landung und den Brand von Teignmouth 163 u. f.; über die Thronrede und die Haltung des Parlamentes im October 1690 S. 210 u. f.; über die Härte gegen Irland 214 u. f.; über den Prozeß Torringtons 217 u. f.; über den Eindruck der Belagerung von Mons in London 258; über die Entsetzung der eidweigernden Bischöfe 269; über den Seezug von 1691 S. 290.
Hohenzollern, das Haus, 116.
Hompesch, Commandant von Widdin, 195.
Honslardyk 233, 280.
Hop, holländischer Gesandter bei Wilhelm III. in Irland, 139 u. f.
Hugenotten s. Barbets.
Humieres, Marschall, 118, 314.
Hüningen 111, 173 u. f.
Hussay, englischer Gesandter bei der Pforte, 250 u. f., 298 u. f., 300.
Hutton 170.
Hydepark 129.

J.

Indemnitäts-Bill 60 u. f., 62, 73, 85, 98.
Inniskilling 49.
Innocenz XI. stirbt und wird verehrt 2 u. f.; 13, 17, 327 u. f.
Innocenz XII. Seine Wahl 330. Seine Haltung gegenüber Ludwig XIV. S. 331 u. f. Er wird beurtheilt von den Calvinisten im Haag 332; präconisirt vier französische Bischöfe 334 u. f.
Isere 252.
Jacob II. Er ist thatsächlich ein Bundesgenosse der Türken S. 2; sendet Melford zurück nach St. Germain, dann nach Rom S. 9 u. f.; setzt seine Hoffnung auf den Papst Alexander VIII. S. 11; findet diesen und die Cardinäle nicht nach seinem Wunsche geneigt S. 14 u. f. Die Verschiedenheit der Plane Jacobs II. in Irland von denen der französischen Politik S. 45 u. f. Er weicht dem Drucke des irischen Parlamentes S. 46 u. f. Andere Misgriffe S. 47 u. f. Er willigt nicht in den Rath des Avaux zur Vernichtung der Protestanten S. 51 u. f.; ist mangelhaft unterrichtet über die Streitkräfte Schombergs S. 53; hält sich aufrecht, durchschaut aber nicht die Franzosen S. 53 u. f.; gibt Dundalk auf, will aber nicht weiter zu-

rück S. 54 u. f.; rückt wieder auf Dundalk vor S. 57. Es kommt nicht zum Treffen S. 58.

Jacobs Aeußerung über Shrewsbury S. 97. Ein Vorschlag zur Fortführung von Jacob II. aus Dublin S. 160. Seine Anklage gegen seine Tochter Mary nicht gerechtfertigt S. 121 u. f. Er trifft seine Vorbereitungen für den Feldzug von 1690 S. 139 u. f.; gibt das Commando unter ihm an Lauzun S. 140. Die Alternative des Handelns für ihn S. 141. Er zieht auf Dundalk und gibt es dann wieder auf S. 142 u. f.; will Stand halten an der Boyne S. 144; wird geschlagen S. 145; läßt sich durch Lauzun zur Flucht bewegen S. 146; wird nicht verfolgt S. 147; in Dublin S. 151 u. f.; landet in Frankreich S. 152; ersucht Ludwig XIV. um eine Landung in England S. 185 u. 162; geht auf das Fürwort der Herzogin von Orleans für seine Tochter Mary nicht ein S. 157; sucht Zuflucht in La Trappe S. 157 u. f. Seine Begegnung mit schottischen Offizieren S. 158 u. f. Gerücht über ihn in Holland S. 202.

Urtheile der Jacobiten in England über ihn S. 222 u. f. Vergleich zwischen ihm und Wilhelm III. S. 231. Er entsendet den Agenten Bulkeley nach England S. 271 u. f.; nimmt Marlborough wieder zu Gnaden an S. 275 u. f.; eben so Godolphin S. 276. Sein Verhalten zu Irland im Jahre 1691 S. 302 u. f. Sein Urtheil über die Capitulation von Limerick S. 307. Die Neigung für ihn dem Cardinal Barbarigo nachtheilig S. 329 u. f.; wird von Ludwig XIV. aufgefordert, Vorschläge für eine Landung zu machen, zu Ende 1691, S. 337.

Jacob Sobieski 193, 295.

Jacobiten 89, 99 u. f., 125, 162, 216, 221. Denkschrift ihrer Verschwörung von 1691 S. 222. Irrthümer dieser Jacobiten 225 u. f.; 266, 271 u. f. Sie haben keine Kunde von den auswärtigen Verbindungen Wilhelms III. S. 277 u. f.

Jacques, Maître, in Mons, 255 u. f.

Jane, Dr., 68.

Jerusalem 19, 31, 193.

Jilles 232 u. f.

Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen, 111 u. f., 172 u. f., 291 u. f.

Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen, 293.

Johann Sobieski, König von Polen, 193, 236, 295.

Johannes Paläologus 178.

Jörger, Graf Quintin, 24. Sein Gutachten über den Türkenkrieg 29 u. f.

Joseph, König von Ungarn, 20, 32 u. f., zum römischen Könige gewählt und gekrönt 38 u. f.

Josias, Fürst von Waldeck, 34. Seine Mahnung an die Verbündeten im Juni 1690 S. 117 u. f. Sein Bericht über die Schlacht von Fleurus 119 u. f.

K.

Kanischa 205.

Katholiken in England 126, in Irland 214.

Katsianek 189 u. f.

Keating 46.
Kensington 63, 83, 85, 171.
Killikranky 158.
Kinsale 152, 290.
Kinsky, Graf, 301.
Kirke 57.
Köln 32.
Kolonitsch, Cardinal, 17, 22, 192.
Komorn 28.
Königsegg, Graf, 92, 201.
Kramprich 22, 122, 192.
Kronen, die nordischen, 200 u. f. Siehe Schweden und Dänemark.
Kursachsen s. Johann Georg.

L.

Languedoc 319.
Lauzun, Herzog von, französischer Oberanführer unter Jacob II. in Irland, 140 u. f. Ueber das Halten oder Nicht-Halten von Dundalk 143 u. f. Er hat nicht die Absicht die Boyne zu vertheidigen 144; räth Jacob II. zur Flucht 146 u. f.
Leganez, spanischer General, 294.
Leibniz über die Kriegesleistungen der deutschen Fürsten 244.
Leicester, Graf, 82.
Leopold I., römischer Kaiser. Er fordert die Cardinäle auf, einen Papst zu wählen im Sinne Innocenz XI. S. 5 u. f.; ob er sich dem Türkenkriege hat entwinden können 20 u. f. Seine Stellung im Jahre 1689 nach Westen 32 u. f. Er läßt die Kurfürsten nach Augsburg laden 34 u. f.; redet zu den Kurfürsten 37 u. f.; ist gegenwärtig bei der Krönung seines Sohnes Joseph 41 u. f.; kehrt zurück nach Wien 43; hat nachdrückliche Offensiv-Plane für 1690 S. 111; bestätigt für Friedrich III. das Commando zwischen Maas und Mosel 116; anerkennt die Leistungen Waldecks bei Fleurus 120; fordert das Reichsheer auf, den Krieg auf das linke Rheinufer zu versetzen 172 u. f.; ist günstig gesinnt für die Barbets 184; widerlegt die Gerüchte in Holland über die Verfolgung der Protestanten in Ungarn 192; klagt um die herben Verluste von 1690 S. 197 u. 205; schlägt eine Subvention für Benedict Oxenstjerna vor 201; vertraut nach Westen auf Wilhelm III. S. 205; gewährt persönlich ihm den Titel der Majestät 207.

Er weist im Reiche die Quartiere an 241. Seine Macht durch den Feldzug von 1690 verringert 245. Ueber den Türkenfrieden 249. Er zieht Truppen von der Rheinarmee 251; ist bereit zur Hülfe für Victor Amadeus 253; beauftragt Windischgrätz zu vermitteln zwischen der Republik Holland und den nordischen Kronen 287; hat Vertrauen in den Rath Consbruch 292; sucht die Familie Sobieski sich zu verpflichten 295. Ueber den Sieg bei Salankemen 299. Seine Kundgebung an das Conclave der Cardinäle im Jahre 1691 S. 323 u. f.

Leuze, Treffen bei, 291.
Leyburn, römisch katholischer Bischof in London, 126.
Liechtenstein, Fürst, k. Botschafter in Rom, 5, 17, 328, 330.
Ligny 119.
Limerick 168 u. f., 303 u. f., 306.
Limousin 319.
Lisburne 50.
Lloyd, Jacobit, 273 u. f.
Loo 256.
Lothringen s. Carl.
Louvigny 187.
Louvois, Kriegsminister Ludwigs XIV., S. 9, 45. Er sucht die Geldmittel für den Krieg 106 u. f.; ist gegen Lauzun 140. Sein Verhalten gegen Victor Amadeus 176 u. f. Er würdigt nicht die moralischen Factoren 213; sendet Catinat gegen Nizza 253. Seine Strenge in der Verwaltung der Geldmittel 254. Er entwirft den Plan der Belagerung von Mons 255 u. f.; zieht sich das Misfallen Ludwigs XIV. zu 260 u. 264. Uebereinstimmung und Differenz zwischen ihm und Ludwig XIV. S. 310 u. f. Ursprung der Misstimmung aus dem Rathe des Nicht-Schlagens vor Valenciennes im Jahre 1676 S. 311 u. f. Er stirbt 312. Sein Charakter 313 u. f.
Lowther 161.
Ludwig, Markgraf von Baden, 21, 23, 194. Er siegt bei Salankemen 299.
Ludwig XIV. Er ist natürlicher Verbündeter der Türken 1 u. f. Seine Stellung zu dem päpstlichen Stuhle beim Tode von Innocenz XI. S. 3 u. f. Er ist bereit zu Concessionen gegenüber Alexander VIII. S. 6 u. f.; sendet Melford nach Rom 10; gewinnt nicht den Papst Alexander VIII. S. 12 u. f.; schließt Frieden mit Algier 18; sendet Chateauneuf nach Constantinopel 19. Sein Verhalten während des Feldzuges von 1689 S. 32 u. f. Sein Trachten nach der Kaiserkrone vereitelt 42. Seine Politik in Betreff Irlands 45 u. f. Er billigt nicht den grausamen Rath seines Botschafters Avaux 52. Seine Politik in Betreff Hollands 81.

Er sucht im Jahre 1690 die Mittel für den Krieg aufzubringen 106 u. f.; läßt die edelen Metalle aus den Kirchen nehmen 106 u. f. Der Rückschlag seiner Politik nach außen auf die Freiheit der Franzosen 108 u. f. Seine Vortheile in der Kriegführung 110. Die Meinung der Jacobiten von ihm 125. Seine Ansicht über den Sieg von Beachy Head 134. Er ernennt Lauzun zum Befehlshaber in Irland 140. Frankreich unter ihm leidenschaftlich wider den Oranier 153. Er gewährt dem Könige Jacob nicht den Wunsch einer Landung in England 155 u. f.; ist nicht wohlwollend für die flüchtigen schottischen Offiziere 158 u. f.; zürnt dem Admiral Tourville wegen der Nicht-Ausbeutung des Sieges von Beachy Head 161 u. f. Seine Vorbedingung für eine Landung in England 162 u. f. Damalige Kritik seines Verfahrens gegen England 165 u. f. (Vergl. S. 213).

Rückblick auf seine Politik gegenüber dem Herzoge Victor Amadeus 176 u. f. Seine Forderung an diesen im Frühlinge 1690 S. 180 u. f.

Er wird von diesem getäuscht 183 u. f.; sucht ihn wieder zu gewinnen 185 u. f.; läßt das Tedeum singen für den Sieg von Staffarda 188; sucht die Türken zu ermuthigen 195; trachtet Benedict Oxenstjerna zu gewinnen 200. Seine Stellung gegenüber der Allianz zu Ende 1690 S. 204.

Die Ansicht der verschworenen Jacobiten über ihn, im Januar 1691, S. 222 u. f. Sein Zusammenwirken mit der Pforte 250. Seine Kriegsrüstung für 1691 S. 255. Er zieht vor Mons 255 u. f. Sein Verhalten im Lager vor Mons 260 u. f. Er nimmt Mons und erhält die Nachricht der Einnahme von Nizza 263 u. f.; eilt zurück nach Versailles 264. Er fordert Carl XI. von Schweden auf für ihn einzutreten 285.

Er läßt nach dem Treffen von Leuze die Fahnen seiner Haustruppen herstellen 291; sucht durch Bethune die Macht Polen lahm zu legen 296 u. f.; sendet Hülfe für Limerick 305; entwirft mit Louvois den Plan eines Bombardements von Brüssel 310. Der Grund seiner Missstimmung gegen Louvois nicht so sehr die Frau von Maintenon, als die Erinnerung an die Abmahnung vom Schlagen bei Valenciennes im Jahre 1676 S. 311 u. f. Seine letzte Conferenz mit Louvois 315. Sein Verhalten nach dem Tode desselben 316. Er ernennt neue Minister 318; sucht neue Mittel sich Geld zu verschaffen 319. Sein Verhältnis mit der Frau von Maintenon 320 u. f. Er verheiratet seine illegitimen Töchter mit Prinzen des königlichen Hauses 324 u. f.

Seine Stellung zu dem Papste Alexander VIII. S. 325 u. f. Er hofft auf den neu zu wählenden Papst 328 u. f.; nimmt das Erbieten von Innocenz XII. in Erwägung 333; geht auf dasselbe ein 334; ist in beständigem Rückzuge von seinen Forderungen gegenüber dem päpstlichen Stuhl 336 u. f.; will die Fortsetzung des Krieges 337.

Lutterel 303.

Lüttich bombardirt 288.

Luxemburg, Marschall, siegt bei Fleurus 118 u. f.; 250, 265. Sein Verhalten im Feldzuge 1691 S. 288 u. f.; 310, 312.

Luzern 177 u. f., 183, 187.

M.

Macaulay über den Entschluß Wilhelms nach Irland 87.

Macclesfield, Lord, 96.

Mailand 177 u. f., 187.

Maine, Herzog von, 325.

Maintenon, Frau von, 140, 310 u. f. Ihr Verhältnis zu Ludwig XIV. S. 320 u. f.

Mainz belagert und genommen 32 u. f.

Mannsfeld, Graf, 42, 178.

Marcus, St., 1.

Maria Anna, Mutter Carls II. von Spanien, 295.

Maria Anna von Pfalz-Neuburg, Gemahlin Carls II. S. 42 u. f.

Marie Beatrice, Gemahlin Jacobs II. Sie entsendet Melford nach Rom 10; erhält Bericht von ihm 125; schreibt an Tourville 134; wünscht Lauzun als Commandanten in Irland 140 u. f.

Marlborough, Graf, bei Walcourt, 34; 96, 101. Er nimmt Cork und Kinsale 171; 271. Er sucht die Verzeihung Jacobs II. S. 273 u. f.; hat weitere Plane 276 u. f.
Marlborough, Gräfin Sarah. Ihr Plan einer selbständigen Dotation für die Prinzessin Anna 69 u. f. Sie sucht die königlichen Schwestern zu entzweien 279 u. f.
Marsilly, Graf, 299, 301.
Mary, Königin von England. Sie wünscht Conciliation der Hochkirche und der Presbyterianer 68; 87. Sie ist Regentin während Wilhelms III. Abwesenheit 98 u. 101 u. f. Ihre Stellung gegenüber ihrem Vater Jacob II. S. 121 u. f. Sie läßt die Parlaments-Acte gegen die Katholiken verkünden 126 u. f. Ihre Haltung gegenüber den Gefahren von der französischen Flotte her 129 u. f. Sie gibt an Torrington den Befehl zum Schlagen 130 u. f. Ihr Verhalten nach Beachy Head 132 u. f. Sie läßt Torrington in den Tower bringen 135. Ihr Verhalten auf die Siegesnachricht von der Boyne 148 u. f. Gegenüber der Gefahr einer französischen Landung 160 u. f. Ihre Besorgnis für Wilhelm III. bei Limerick 170 u. f. Ihre Popularität in Holland 237.
Maximilian Emanuel, Kurfürst von Bayern, 32 u. f., 111 u. f., 172 u. f., 239, 281.
Meath, anglicanischer Bischof, 46.
Mekka 191.
Melford, Lord, in Irland, 9; nach Rom gesendet 10 u. f.; vor Alexander VIII. S. 14. Seine Hoffnung im Sommer 1690 S. 125.
Mesle 300.
Monmelian 294.
Monmouth, Graf, 101.
Mons im Hennegau belagert und eingenommen 255 u. f.
Montecuculi, Feldherr, 30.
Montespan, Frau von, 324 u. f.
Montgomery, Lord, 161.
Mont-Royal 32.
Moritz von Nassau 83.
Moskau, Großfürst von, s. Peter.
Münster s. Friedrich Christian.
Mustafa, Großwesir, 31.
Mustafa Köprili, Großwesir, 31 u. f., 191 u. f. Sein Feldzug von 1690 S. 193 u. f.; 295 u. f., 299.

N.

Nani, venetianischer Botschafter, 205.
Neun, Rath der, um die Königin Mary, 101, 160 u. f., 168, 171.
Newry 50.
Nissa oder Nisch 23, 30, 193, 195.
Nizza 254 u. f., 264.

Noailles, Marschall, 111, 295.
Nottingham, Graf, 101, 133, 148 u. f., 243 u. f., 249, 280.

O.

Oates, Titus, 123.
Oldbridge 147.
Orange 154.
Oraniepolder 232.
Orbassano 181 u. f.
Orleans s. Philipp.
Osman, Großwesir, 301.
Ostende 229.
Ottoboni s. Alexander VIII.
Ouwerkerke, General, 228.
Oxenstjerna, Graf Benedict, 200 u. f., 286.
Oxenstjerna, Graf Gabriel, 203, 284 u. f.

P.

Paget, Lord, englischer Gesandter in Wien, 40, 136, 248.
Palffy, Graf, 172.
Paris. Freude dort über das Gerücht des Todes von Wilhelm III. S. 153; über die Siege der Türken 198.
Parlament von England 44. Es tritt wieder zusammen im October 1689 S. 59 u. f. Adresse des Unterhauses 61; Beschwerde desselben 62. Es dankt dem Könige 64; bewilligt die Kroneinkünfte auf Ein Jahr 69; bewilligt nicht eine selbständige Dotation für die Prinzessin Anna 71; über den Miserfolg in Irland 72; beräth die Corporations-Bill 74 u. 83 u. f.; beabsichtigt eine Adresse wider den Entschluß des Königs nach Irland 88; wird vertagt 88, und aufgelöst 90.
Dasjenige von 1690 beschließt über das Kroneinkommen 93; nimmt den Gnaden-Act an 98. Das Recht des P. durch den Krieg im Wachsen 109. Es tritt wieder zusammen im October 1690 S. 208 u. f. Dankadresse des Oberhauses 210, des Unterhauses 211. Es bewilligt die bis dahin höchsten Summen 212. Das Unterhaus bringt mit einer Bill gegen die irischen Rebellen im Oberhause nicht durch 214. Es wird vertagt 220.
Parlament von Irland von 1689. Verhalten desselben zu Jacob II. S. 45 u. f.
Parlament von Paris 327 u. f.
Pellisson 311 u. f.
Pembroke, Lord, 101, 132.
Penn, William, 99, 268.
Pereira 86.
Perigord 319.
Peter, Großfürst von Moskau, 295, 297.

Pforte, die hohe, 25 u. f., 246 u. f., 286.
Philipp, Herzog von Orleans, 176, 185, 324.
Philippsburg 105, 172.
Pignatelli f. Innocenz XII.
Pignerol 176 u. f., 252.
Piſtrina 24.
Plymouth 128, 168.
Polignac, Abbé, 327.
Pomponne, Miniſter, 318.
Pontchartrain 258, 261.
Portland, Graf, nach Amſterdam entſendet, 81 u. f., 228 u. f., 242 u. f., 277.
Portsmouth 128 u. f.
Preſton, Lord, 161. Mitglied einer jacobitiſchen Verſchwörung 221 u. f. Sein Schwanken 266. Er wird begnadigt 270.
Provence 251.
Pufendorf 89, 116, 147, 155, 167.

Q.

Quartier-Freiheit 7, 9.
Quatrebras 119.

R.

Radziejowski, Cardinal, 297.
Rancé, Abt von La Trappe, 158.
Rebenac, Graf, 178 u. f., 185, 301.
Rocheſter, Graf, 99.
Ronquillo, ſpaniſcher Botſchafter in London, 126. Sein Bericht über die Stimmung in England nach Beachy Head 136.
Roſen, Marſchall, 56, 140, 142.
Rouen, Erzbiſchof von, 333 u. f.
Rouſſet 180 u. f.
Ruſſel, Admiral, 101, 130, 221, 277.
Ruth, St., General, 302 u. f.

S.

Sackville, Oberſt, 273 u. f.
Salankemen, Schlacht bei, 299.
Salisbury 157, 273, 275.
Sancroft, Erzbiſchof von Canterbury, 89, 226 u. f., 269.
Sapieha, das Haus, 296 u. f.
Sarsfield 169, 305.
Save 25.
Scarron 321.
Schmettau 242 u. f.

Schomberg, Marschall, 44 u. f., 48 u. f. Er begibt sich im August 1689 nach Irland 49 u. f.; bringt vor 50 u. f.; besetzt Dundalk 55; hält sich dort 57 u. f., 60; erlangt nicht die Erlaubnis zur Reise nach England 66 u. f. Er tritt den Rückzug von Dundalk an 137; nimmt Charlemont 141; fällt an der Boyne 147 u. 149 u. f.
Schomberg, Graf Meinhard 57; an der Boyne 144 u. f.; 149, 268, 294.
Schöning, Hans Adam von, 36, 266, 291 u. f.
Schweden s. Carl XI.
Scudery, Madame de, 265.
Sedley, Miss, s. Dorchester.
Seignelay, Minister, 9, 143, 161.
Serbien 24.
Seymour 95, 211.
Shales 58 u. f., 62.
Shannon 2, 54, 168 u. f., 305.
Shrewsbury, Staats-Secretär, 65. Abgesandter an Lady Marlborough 71. Sein Schreiben an König Wilhelm III. S. 73. Er legt sein Amt nieder 96 u. f.; 243, 277, 279.
Sidney, Staats-Secretär, 280.
Siebenbürgen 194, 205, 247 u. f.
Simon, St., über Louvois 310 u. f.; über die Frau von Maintenon 321.
Slane 145 u. f.
Sligo 304.
Smyrna 198, 290.
Sobieski s. Jacob und Johann.
Solms, Graf, 9, 50 u. f., 57, 68.
Soliman, Sultan, 31, 298.
Sophie, Prinzessin, in Correspondenz mit der Königin Mary 123 u. f.; mit Elisabeth Charlotte von Orleans 156 u. f.; 190.
Staffarda 187.
Starhemberg, Graf Guido, 195; rettet Essek 199.
Starhemberg, Graf Rüdiger, 22. Sein Schreiben an den Großwesir 25 u. f.
Strasser, Oberst, 189 u. f.
Stratemann, Graf, über den Feldzug von 1691 in Belgien 289.
Succession, die spanische, 43.
Sulfikar Effendi 24 u. f., 298.
Swift 150.

T.

Tartaren 190 u. f.
Teignmouth, Brand von, 164 u. f., 213.
Test-Eid 74.
Thomas, St., Marquis 182.
Thun, Graf, Gesandter in Warschau 297.
Tillotson, Erzbischof von Canterbury, 269.
Timolen 168.
Tököly in Siebenbürgen 184 u. f.

Torbay 162.
Tories 62, 65, 70. Sie legen dem Könige Wilhelm ihre Grundsätze dar 75 u. f.; haben bei der Corporations-Bill die Mehrheit 84. Ihre Freude über die Vertagung und Auflösung des Parlamentes 89 u. f. Sie erlangen durch die Neuwahlen die Mehrheit 91; 216.
Torre, Della, savoyischer Botschafter, 188, 253, 280.
Torrington, Admiral, 59, 129 u. f. Die Erbitterung in England wider ihn 135 u. f. Sein Prozeß 217 u. f.
Tourville, Admiral, 129 u. f., 161 u. f.
Trappe, La, Kloster, 157 u. f.
Trevor, Sir John, 91.
Turin 177 u. f., 180 u. f.
Tyrconnel 55 u. f., 151, 302 u. f., 304.

U.

Ulrichskirche in Augsburg 40 u. f.
Union mit Schottland 92.
Uffon, Commandant von Limerick, 304.
Uxelles, Commandant von Mainz, 33.

V.

Valenciennes 311 u. f.
Valois, das Haus, 35.
Var 251, 254.
Vauban 110, 260, 264, 310.
Venedig, die Republik, 186.
Venier, venetianischer Botschafter, 36 u. f. Ueber die französische Politik gegen Holland 81 u. f.; über die deutschen Fürsten 175; über die Polen 297; über die Räthe Ludwigs XIV., S. 320.
Verrua 181 u. f.
Versailles 155, 182 u. f., 212, 315.
Veterani, General, 189 u. f.
Victor Amadeus von Savoyen 106, 111. Seine Haltung vor dem Kriege 175 u. f. Er wendet sich der großen Allianz zu 177; verhandelt nach beiden Seiten 178 u. f.; schließt ab mit dem Kaiser 184 u. f.; bricht mit Frankreich 186; begünstigt die Barbets 187 u. f.; wird geschlagen 187; wirbt um Hülfe 188; entwickelt seine Hoffnung für 1691 S. 251 u. f.; findet Geneigtheit 253 u. f.

W.

Wahl-Capitulation des Königs Joseph 39.
Walcourt 34, 117.
Waldeck, Fürst von, s. Josias.
Waldenser s. Barbets.
Waterford 168.

Waterloo 119.
Weymouth 128.
Wharton, Lord, schreibt an den König Wilhelm 72; 95.
Whigs 62, 64, 65, 69, 71, 73. Sie legen dem Könige Wilhelm III. ihre Grundsätze dar 77 u. f.; unterliegen in der Corporations-Bill 84; siegen in der Indemnitäts-Bill 86; werden geschlagen durch die Vertagung und Auflösung des Parlamentes 89 u. f.; kommen durch die Neuwahlen in die Minderheit 91 u. f.; halten die Abfahrt des Königs zurück 94 u. f.; sind vertreten im Rathe der Neun 101; 216.
Whitehall 63, 99, 128, 162, 164, 214.
Widdin 24, 195.
Wight, die Insel, 128, 130 u. f.

Wilhelm III. Er sucht den Kaiser im Osten frei zu machen 28; wird von der Türkei als König anerkannt 31; bemüht sich um die Wahl des römischen Königs Joseph 34. Sein anfänglicher Plan des Krieges gegen Frankreich durch eine Landung dort 44. Er sendet Schomberg nach Irland 49; ist nicht zufrieden mit dem Gange der Dinge dort S. 58.

Seine Thronrede am 19. October 1689, von ihm selber verfaßt 59. Er legt den Vertrag der großen Allianz nicht vor 61. Sein Verhalten dem Parlamente gegenüber macht den Eindruck der Abspannung 62 u. f. Er weicht, in Betreff Irlands, zurück von seiner Thronrede 64. Sein Entschluß selber nach Irland zu gehen, spätestens gefaßt am 3./13. Dec. 1689 S. 65. Er versagt dem Marschall Schomberg eine Reise nach England 66 u. f.; hält seinen Entschluß nicht geheim 67 u. f.; kann die Hochkirchlichen zur Union mit den Presbyterianern nicht bewegen 68; erhält die Kroneinkünfte nur auf Ein Jahr bewilligt 69; sucht vergeblich die Gräfin Marlborough von dem Plane einer selbständigen Dotation für die Prinzessin Anna abzubringen 70 u. f.; ist den Klagen der Whig-Partei ausgesetzt 72 u. f.; wird weder von den Tories, noch von den Whigs in seiner europäischen Stellung gewürdigt 75 u. f.; erfährt zur selben Zeit den Widerspruch von Amsterdam gegen seine Rechte als Erbstatthalter 80 u. f.; trägt über diese Stadt in den Ständen von Holland den Sieg davon 83; meldet an Portland den Sieg der Tories in der Sache der Corporations-Bill 84; sieht mit Besorgnis das Uebergewicht der Whig-Partei bei der Indemnitäts-Bill 86 u. f.; vertagt das Parlament, am 27. Januar/6. Februar 1690 S. 88; löst es auf am 11./21. Februar S. 91; läßt bei den Neuwahlen Bestechungen zu 91.

Seine Thronrede am 20./30. März 1690 S. 92. Seine Aeußerungen über das Kroneinkommen 93 u. f. Er ist gegen die Bill der Abschwörung 95; sucht Shrewsbury im Amte zu behalten 96 u. f.; erläßt einen Gnadenact 98; vertagt das Parlament 99; geht nicht vor gegen den Grafen Clarendon 99; weist einen Vorschlag zur Wegführung Jacobs II. zurück 100; ernennt den Rath der Neun um die Königin 101; spricht sich zu Burnet aus über seine Lage 102; bricht auf nach Irland 102.

Vergleich seiner Stellung in England mit derjenigen Ludwigs XIV. in Frankreich 109 u. f. Er beklagt den Tod des Herzogs von Lothringen

14; mahnt Friedrich III. ab, persönlich ins Feld zu gehen 115 u. f. Die Stellung der Königin Mary zu ihm 121 u. f. Er glaubt an eine Verrätherei Torringtons 136. Sein Auftreten in Irland 138 u. f. Er besetzt Dundalk 144; marschirt an die Boyne 145; siegt 145 u. f., läßt nicht nachdrücklich verfolgen 147. Sein Verhalten gegenüber dem Grafen Meinhard von Schomberg 149. Die Bedeutung des Sieges 150 u. 166. Die Freude in Frankreich über das Gerücht seines Todes 153 u. f. Seine Amnestie-Acte in Irland 167. Er will den Krieg in Irland zu Ende führen 168; belagert Limerick 169; muß die Belagerung aufgeben 170; kehrt nach England zurück 171. Seine europäische Stellung gehoben durch seinen Erfolg von 1690 S. 205 u. f. Er erlangt von dem Kaiser persönlich den Majestäts-Titel 207.

Seine Thronrede am 2./12. October 1690 S. 208 u. f. Es gelingt ihm, das Parlament nach seinem Wunsche zu führen 213, nicht jedoch in Betreff Irlands 214 u. f., 220. Er drängt auf Beschleunigung der Verhandlungen 215 u. f. Er erlangt nicht die Verurtheilung des Admirals Torrington 217 u. f. Er vertagt das Parlament am 5./15. Januar 1691 S. 220; verhört den Lord Preston 221; schifft sich nach Holland ein, am 17/27. Januar S. 228. Seine Fahrt 228 u. f.; Ankunft am Oranienpolder 232; im Haag 233. Er bewilligt die Bitte der Bürger um einen feierlichen Einzug 234. Seine Doppelstellung, in England und in der Republik 234 u. f. Der Einzug 236 u. f. Seine Anrede an die Generalstaaten 237 u. f.; desgleichen an den Congreß der Fürsten und Gesandten 238 u. f. Seine Unterredungen mit dem Grafen Windischgrätz im Februar 1691 S. 245 u. f. Er entsendet Hussay zur Friedensvermittelung nach Constantinopel 250; ist sehr geneigt für die Unterstützung von Victor Amadeus 251 u. f.; erhält die Nachricht des Anzuges der Franzosen gegen Mons 255 u. f. Seine Aeußerungen darüber 256 u. f. Er ist eifrig für den Entsatz der Stadt 259 u. f. Französische Urtheile über ihn 264 u. f. Er begibt sich nach England 266 u. f.; gibt dem Holländer Ginkel das Commando in Irland 268; führt die Parlaments-Acte wider die Eidesverweigerer aus, und ernennt Tillotson zum Erzbischof von Canterbury 269 u. f.; begnadigt Preston 270 u. f. Die Frage des Verrathes wider ihn im Cabinet, im Heere, in der Flotte 270 u. f. Er hält die Engländer fern von seinen Beziehungen mit den auswärtigen Mächten 277 u. f. Seine Persönlichkeit gibt keine Gewähr für die Dauer des Bestandes der Dinge 278 u. f.

Er begibt sich wieder nach Holland, 1./11. Mai 1691 S. 280; gestattet dem Prinzen Georg nicht auf die Flotte zu gehen 280; sieht mit Hoffnung nach dem Süden, mit Besorgnis nach dem Norden 281 u. f.; befürwortet die Wünsche von Ernst August von Hannover in Wien 282; mahnt Friedrich Christian von Münster an seine Vertragspflicht 282 u. f.; mistraut Schweden und Dänemark 284 u. f.; bittet Windischgrätz um die Vermittelung mit diesen Mächten 287 u. f.; vermag den Marschall Luxemburg nicht zum Schlagen zu bringen 289; setzt sich nicht ohne Noth aus 290. Sein Urtheil über die Unthätigkeit zur See 290.

Er sendet Harbord nach Constantinopel 301. Sein Urtheil über die Einnahme von Limerick 307 u. f. Er spricht sich zu Windischgrätz aus über seine Friedenshoffnung 308; empfängt den Dank der Generalstaaten 309; schifft sich nach England ein 309.

Windischgrätz, Graf, kaiserlicher Botschafter bei Wilhelm III., 244. Seine Unterredungen mit dem Könige 245 u. f.; über den Türkenfrieden 249; über Mons 256 u. f. Er meldet die Absicht des Königs zum Entsatze für Mons 259; hofft auf den weiteren Feldzug von 1691 S. 265; 282. Er blickt mit Besorgnis auf die Haltung der nordischen Kronen 285; vermittelt zwischen ihnen und der Republik 287 u. f.; 291. Er meldet Friedensgedanken Wilhelms III. S. 208; 324.

Würtemberg, Herzog von, 302.

Y.

Yorkshire 126.

Z.

Zurlauben, General, 141.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

OCT 17 '53 H

JUL 8 '55 H

Widener Library
3 2044 090 366 741